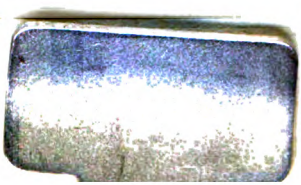
WIDENER
HN YMT9 5

PSeem 250.1.2

№ 3472



M 3 0 5

3 1 8

Frankfurter zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

Neue Folge.

Band XVIII.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Peter Kreuer vorm. A. Foesser Nachfolger.
1897.

LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Heft 1	Rabenlechner, Dr. M. M., Oscar von Redwitz' religiöser Entwicklungsgang	1
„ 2	Roby, Dr. H., Kulturfortschritt oder Rückschritt? Zottmann, A., Deutschlands größte Dichterin. Ein Jubiläumsgedenkblatt	33
„ 3	Paulus, Dr. N., Ein Justizmord an vier Dominikanern begangen. Aktenmäßige Revision des Berner Jetzerprozesses vom Jahre 1509	65
„ 4	Falk, Dr. Franz, Ehrenrettung des ausgehenden Mittelalters	107
„ 5	Kaiser, Ph. Professor, Katholicismus und Wissenschaft	137
„ 6	Dael von Köth-Wanscheid, Freiherr, Dr. jur., Christliche Bauernvereine und die berufsgenossenschaftliche Organisation des Bauernstandes	161
„ 7	Die katholischen Studentenkorporationen. Bedeutung und Aufgabe derselben in der Gegenwart. Von einem deutschen Katholiken.	201
„ 8	Diefenbach, Johann, Inspektor, Evangelisches Zeugniß der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt a. M. zu Gunsten der päpstlichen Encyklika über die Canisiusfeier	249
„ 9	von Detten, Georg, Landgerichtsrath, Die Domschule der alten Bischofsstadt Münster in Westfalen	281
„ 10	Diepenbrock, Melchior, von, Zum Andenken an Alfred Stolberg des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn	301
„ 11	Samson, Dr. Heinrich, Zur Geschichte und Symbolik der Glocken	333
„ 12	Holl, Jos., Stadtpfarrer in Weißenhorn, Der Teufel in Goethe's Faust	363

Oscar von Redwitz'

religiöser Entwicklungsgang.

Von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Sebastian Brunner, der bekannte Satiriker und Humorist, theilte dem Schreiber dieses einmal im Gespräche über neuere deutsche Literaturgeschichte das folgende interessante Detail mit.

Im Jahre 1849 habe sich ihm, dem damals ob seines „Nebeljungenliedes", seines „deutschen Hiob" und seiner Romane reichlich Weihrauch gestreut ward, ein junger, damals noch völlig unbekannter Poet genähert. Und zwar sei die Annäherung schriftlich geschehen. Im Eingange seines Briefes habe der junge Dichter eine Schilderung seines Werdeganges gegeben. Er sei zwar zur juristischen Praxis bestimmt, studire aber gegenwärtig unter Simrock in Bonn, da er Lust und Liebe zur akademischen Laufbahn empfinde. Brunners Name sei weit über Oesterreichs Grenze hinaus gedrungen und so wage er — der junge unbekannte Poet, die Bitte, Brunner möge nicht taub sein für sein Ersuchen. Er habe in den Mußestunden, die ihm seine juristische Praxis gegönnt, ein größeres lyrisch-episches Werk geschaffen, das er gleichzeitig mit diesem Briefe in Abschrift zusende. Er bäte um aufrichtiges Urtheil und, falls dieses ein günstiges sein sollte, um Mithilfe bei der Suche nach einem Verleger.

Brunner las das dickleibige Manuscript, fand höchste Formvollendung, mochte ihm auch die Stimmung des Ganzen etwas gar zu weich vorkommen. Aber vergeblich war Brunners Bemühen

einen Verleger zu finden. Alle hatten gegenüber der Frage nach Annahme dieser Dichtung taube Ohren oder sie erklärten, sie hätten sich „momentan" bereits in so viel anderweitiges eingelassen, daß sie es lebhaft bedauerten u. s. w., wie ja dergleichen geschäftliche Ausreden schon lauten[1]). Nun ward das Manuscript an Domdecan Dr. Heinrich in Mainz gesandt. Dieser unterbreitete es der Mainzer Firma „Kirchheim und Schott". Aber auch Kirchheim wehrte ab, denn, so motivirte er kurz, mit Gedichten sei kein Geschäft zu machen. Heinrich erwiderte, daß freilich mit schlechten Gedichten kein Geschäft zu machen sei, hier handle es sich aber um ein gutes Gedicht, um ein Werk, das gedruckt werden müsse. Nochmal lehnte Kirchheim dem mit ihm in Geschäftsverbindung stehenden Dr. Heinrich ab: „Gedichte werden immer gut genannt, ich verlege es nicht, wenn sie mich nicht dazu zwingen". „Ich will sie nicht dazu zwingen", entgegnete Heinrich „aber eine Schande für's deutsche Volk ist's, wenn ein solcher Dichter keinen Verleger findet." Nun erst hörte jeder Widerstand auf. Kirchheim schloß mit dem Autor einen Vertrag und hatte hiemit, da sämmtliche Auflagen in seinem Verlage erschienen, eines der glänzendsten Geschäfte gemacht, die der deutsche Buchhandel aufzuweisen vermag: — das Werk fand Aufnahme, wie das keines anderen deutschen Poeten vorher, Auflage um Auflage ward nöthig, die Literarhistoriker spitzten die Federn, und die Namen der Dichtung und des Dichters, die Namen „Amaranth" und „Oscar von Redwitz", waren die geflügelten Worte des Tages. Der Haufe der Tadler und Spötter[2]) vermochte nicht aufzukommen — was immer sich damals politisch-conservativ nannte, stimmte Lobpreisungen an, insonderheit aber Katholiken wie gläubige Protestanten bejubelten den Dichter und sahen in ihm den Messias einer neuen Aera der Poesie. —

So blieb's eine Weile.

Aber gemach änderte sich der Wind.

---

[1]) Es mag vielleicht hier die Mittheilung interessiren, daß auch F. W. Weber einige Verlagsablehnungen seines „Dreizehnlinden" erfahren mußte.

[2]) Die schärfste Verspottung der „Amaranth" hat wohl L. Eichrodt (M. Rodt) in seinen „Gedichten in allerlei Humoren" (1853) p. 1 ff. geliefert. Vergl. „gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt" (Stuttgart 1890) 2. Band p. 293: „Ein verlorener Gesang aus Amaranth".

Und als dreißig Jahre vorüber, seit „Amaranth" das Licht erblickt, hatte sich das Blatt völlig gewendet.

Oscar von Redwitz, der Dichter der frommen, frommen „Amaranth" hatte neue Bahnen eingeschlagen, derart neue Bahnen, daß er sich schließlich aus seinen früheren Gegnern ein neues Publikum geschaffen, ein derart neues Publikum, daß ihm „die Gartenlaube" unter dem Titel „ein bekehrter Poet" einen langen Freudenartikel[3]) zu widmen vermochte, indeß die Zahl seiner einstigen religiösen Gesinnungsgenossen bedauernd von ihm sich abwand, da sie ihn nicht mehr zu den Ihren zu zählen vermochten.

Ein mächtiger Umschwung in des Dichters Weltanschauung war eingetreten, und den bez. Entwicklungsgang Oscar von Redwitz' im folgenden in aller Kürze zu betrachten, soll den Gegenstand unserer Abhandlung bilden. —

Oscar von Redwitz' Erstlingswerk, das lyrisch-epische Gedicht „Amaranth", zählt zu jenen niedlichen, duftigen Stämmen im Jungholz unseres Dichterwaldes, die dieses erfreulicher Weise in nicht allzu geringer Zahl aufzuweisen vermag.

Habent sua fata libelli: — das Geheimnis des Erfolges der Dichtung — wie bereits erwähnt, eines Erfolges, den bis zur „Amaranth" kein Werk irgend eines deutschen Poeten aufzuweisen vermochte — lag in erster Linie in den Zeitverhältnissen: — der Sänger hatte die Stimmung seiner Zeit getroffen — getroffen wie kein zweiter deutscher Poet vor ihm jemals.

— — Kein denkender Mensch wird heute den reinen und hehren Bestrebungen des Jahres 1848 seine Berechtigung abzusprechen wagen: — „sie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen". Darum findet auch die unparteiische Muse der Geschichte auf dem Grabhügel jener großen Zeit nicht bloß Distel und Gras, vielmehr Lorbeer in reicher Menge.

Die Sturm- und Drangtage selbst aber, die wild gebärende Explosion, Tage,

wo die Zeit
Ein wildes Roß mit wundem Huf
Verhetzt, bis sich's vom Zaun befreit
Durch wetterschwüle Gassen läuft,
Bald stolz sich bäumt und wiehernd schnaubt,

[3]) „Die Gartenlaube" Jahrgang 1878 p. 845 ff.: „Ein bekehrter Poet. Von Wilhelm Goldbaum."

Daß ihm der Schaum vom Buge träuft,
Bald auf die Steine stürzt, bestaubt,
Mit blut'ger Mähne, halbverschieden,"[1])

sie hatten insbesonders nach der allenthalben scheinbar mißlungenen Befreiungsschlacht Sehnsucht nach Ruhe geweckt, tiefe Sehnsucht nach Frieden. Noch fühlte man's nicht, daß die Sache gesiegt, noch war das ausgeschmolzene Gold der Freiheit nicht zu sehen — nur die unvermeidlichen Gluthschlacken störten rings den bangen Blick. Dazu das Kettengerassel und Füsilirgeknalle der triumphirenden politischen Niedertracht — — und man wird begreifen, daß das fürwahr keine Zeit gewesen, die Linderung ihres Grames gesucht in urkräftig-männlichem Gesange; — die ungleich größere Mehrzahl des poesiefreundlichen Publikums jener Tage begrüßte freudig und begeistert als süße Tröstung das Neuerwachen milder weicher Romantik. —

Als Romantiker, als rechter und echter Ritter der Romantik trat Oscar von Redwitz auf den Plan; dazu ein Meister der Form und des Versbau's nahm er die eingeschüchterten Herzen gefangen im Sturme durch die süße, melancholische Stimmung seiner blauäugigen Muse, fand darum Eingang selbst bei solchen, die keineswegs völlig seine Weltanschauung theilten, die keineswegs so innig religiös fühlten als der Dichter. Denn als christlicher, als tiefgläubiger Poet griff Oscar von Redwitz in die Harfe.

Ihn schmerzte es tief, daß das deutsche Lied so christentfremdet, so ungläubig töne:

Doch Einem nur, nur Einem,
Der Aller Herr und Hort,
Erklang von Keinem, Keinem
Ein hohes, preisend Wort.
Ja, von dem ew'gen Sohne,
Dem Herrn des Klanges und Lichts,
Sang nur ihr Lied zum Hohne,
Zum Preise hört' ich nichts.
Der doch mit hellen Saiten
Bezogen hat ihr Herz,
Der doch zum Sieg im Streiten
Geschmiedet hat ihr Erz. —
Es höhnten ihre Harfen

[1]) Redwitz, Ein Märchen (5. Auflage) p. 8.

Des Glaubens Paradies,
Und tiefer nur sie warfen
Die Welt ins Trugverlies.
Denn was dem ärmsten Kinde
Die fromme Einfalt lehrt,
Ward durch des Stolzes Binde
Dem Bardenblick verwehrt.

So wollte es denn er wagen zum Preise des Herrn sein Lied ertönen zu lassen:

Geh freudig mitten durch den Spott!
Als Wahrheit wandle durch die Lügen —

mit diesen Worten entläßt er seine Erstlingsschöpfung, die vielgenannte, oft citirte[5]), heißgeprieſ'ne „Amaranth".

— — — — — — — —

Nimm alle Harfen dieser Erde,
Laß alle Winde sie durchwehen,
Daß draus ein einzig Klingen werde:
Und all ihr Rauschen muß vergehen
Im einz'gen Sterbeseufzerton
Auf Golgatha vom Gottessohn!
Doch wär' wie Frühlingssonnenlicht
So klar und leuchtend dein Verstand,
Und zündend wie des Blitzes Brand,
Und hättest du die Demuth nicht, —
Und wolltest du mit rieſ'gem Denken
In dies Geheimniß dich versenken:
Du hörtest vor verschloſſ'ner Pforte
Nur unerfaßlich hohe Worte!

— — — — — — —

Ja! Durch der Erde weite Lande
Möcht' ich mit Schwert und Fackelbrande,
Ein gottgesandter Rächer, schreiten

[5]) Um ein bez. klassisches Beispiel anzuführen: — „Der Trompeter von Säkkingen" erschien (1853), als eben die „Amaranth" ihre höchsten Triumphe feierte. Scheffel konnte nicht umhin, in seiner „Zueignung" des „Trompeters" zu singen:

„Manch Gebrechen trägt er; leider
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Bläſſe . . .

Und möcht die Lügen all erdolchen
Und möcht auf den erschlagenen Molchen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten!
Ich möcht' das riesige Erdenrad,
Dem Herrn entrollt vom Lügnerschwarm,
Mit milliardenfachem Arm
Zurückziehn in des Glaubens Pfad!
— — — — — — — —

Aber wir brauchen uns weder in weitere Proben zu ergehen, noch etwa den Inhalt der Dichtung wiederzugeben, hören wir als das beste Zeugniß für des Dichters Gesinnung aus einem gleichzeitigen Briefe an den Herausgeber der „Deutschen Dichterhalle", Dr. J. Schenkl, die Stelle: — „... All' mein Lied, das mir Gottes Gnade schenken wird, der christlichen Poesie (ich will sie für mich christliche Romantik nennen) hinzugeben und trotz Hohn und Spott und Haß und List daran mit ewiger Liebe und Begeisterung festzuhalten, da ich mir eine christliche Poesie für die einzig mögliche, für die einzig versöhnende und segnende halte: das habe ich meinem Herrn und Meister heilig gelobt, und ich werde mit seiner Gnade meinen Schwur treulich erfüllen. Wahrlich, es thut einmal noth, daß auf all' die giftigen Saaten wieder junges, glaubensfrisches Reis gepflanzt wird, es thut noth auf den Mauern so manchen heiligen Tempels einmal wieder mit frommem Harfenklang die Steine aufeinander zu fügen; — aber was frommt das Lied eines Einzigen? Was bin ich allein gegen hundert Gesellen der Zerstörung? Das ist der Fluch und Jammer unserer Zeit, daß die Anhänger des Göttlichen stumm und träg ihre Schwerter an der Wand der Feigheit hängen lassen, indeß das diabolische Prinzip unablässig den Stahl wetzt und mit lockendem Tubaruf sich Streiter wirbt! Doch Gott wird es am besten fügen; er wird, wenn die Zeit gekommen ist, seine heiligen Sänger wecken und entzünden und ihnen die Harfen in den Arm legen, die noch im Himmel hangen! — mit diesen Riesenakkorden wird dann mein schwaches Lied sich zum hohen Liede vereinigen. Das ist mein Trost und meine felsenfeste Zuversicht. . . ."[6])

Vielleicht hat unser Poet diese Zeilen geschrieben, als ihn der Stoff zu seinem zweiten Werke bereits beherrscht; wenigstens ist dieses eine glänzende Bestätigung der Eingangsworte obigen Briefes.

[6]) Vergl. J. A. Moriz Brühl, Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands 2. Ausgabe p. 519.

Ja wir möchten dieſes zweite Werk Redwitz' „Ein Märchen" eine noch großartigere Verherrlichung des chriſtlichen Gedankens nennen als „Amaranth", möchten ſagen, daß uns der Dichter hier noch weit tiefere Gedanken ſchenkt, als in ſeinem Erſtlingswerke, mochte auch dieſes — weil ungleich weniger ſymboliſch-didactiſcher Art — weit leichtere Verbreitung gefunden haben. In der naiven Form eines Märchens von einem Tannenbaum und einem Waldbächlein, das dieſen verlaſſen, aber wieder reuig zu ihm zurückkehrt, ſucht der Dichter — ein Herold des Friedens — darzuthun, daß alles Unheil nur in Abkehr von und alles Heil nur in der Zukehr zu Chriſtus liege. Wie eines Propheten Stimme will uns der Schluß des Werkes anmuthen:

— — — — — — — —

Wahrlich! Was ſteht ihr ſinnend bang?
Hört ihr des Ave heil'gen Klang?
Alltäglich von Millionen Glocken
Inmitten durch der Menſchheit Jammern
Singt er in ewigem Frohlocken:
Der Heiland ward der Welt geboren!

— — — — — — — —

Was ſteht ihr noch? O knieet, kniet
Und betet nach mit Herz und Munde:
Sei uns gegrüßt, du Magd des Herrn!
Du gnadenheller Morgenſtern,
Aus dem die ew'ge Sonne brach!
Ja, heut' in neuer Kreuzesſchmach
Dreimal gegrüßt Gebenedeite!
Wir können nicht genug dich grüßen
In ſo viel Feigheit, Hohn und Streite.
Und du, o Herr! Sieh, dir zu Füßen
Anbetend ſind wir hingeſunken,
Und ſtrecken nach dir aus die Hand:
O ſchür in uns die matten Funken
Zu lodernd hellem Liebesbrand!
Ja dich, dich wieder zu erkennen,
Du Licht vom Licht, das uns erſchienen,
Mit heil'gem Stolze dich zu nennen,
In Streiterdemuth dir zu dienen,
So Volk, wie Fürſt, mit freiem Muth —
An dich, als allerhöchſtes Gut,

So ganz und gar sich anzuketten
Mit himmelehrnen Glaubensringen:
Das ist der Zauber uns zu retten,
Uns stark zu schaffen, uns zu einen!
Dann wird des Segens Bronnen springen,
Nach dem der Völker Sehnsucht lechzet,
Dann wird des Heiles Stern erscheinen,
Nach dem der Völker Blindheit ächzet!
Erleuchtend wird die heil'ge Taube
Sich in die Nacht herniederschwingen
Und uns mit ewig frischem Laube
Den Oelzweig ihres Friedens bringen!
O dann! — ha sieh, es fällt der Schleier!
Und wie mich's ahnungsüß durchgraut! —
Dann wird als demuthsvoller Freier
Mit der vom Herrn erkornen Braut
Das ganze Christenthum sich trauen!
Mein Gott! Welch' gnadenlichtes Schauen!
Ich sehe Feuerzungen schweben
Rings auf die nachtumflorte Erde;
Des Irrthums Schleier all' sich heben!
Bis in der Lande fernste Fernen
Sich schauend meine Blicke tragen!
Als ob's ein einzig Leuchten werde
Aus Sonne, Mond und allen Sternen,
Seh ich den Friedensmorgen tagen —
Es wird *ein* Hirt und *eine* Herde!
Du arme Erde, nun frohlocke!
O sieh, o sieh, in *einem* Strom
Versöhnet naht die Christenschaar!
Und alle ruft nur *eine* Glocke
Und alle ziehn nach *einem* Dom
Und aller harrt nur *ein* Altar!
Der Weihrauch steigt — der Heiland winkt.
'S ist ausgesehnt! 'S ist ausgetrauert!
O kommt! Zum *einen* Opfer tretet
Und *einig* vor ihm niedersinkt!

— — — — — — —

— — — — — — —

Ganz besondere Bewunderung fanden Redwitz' Poesien in Oesterreich — und zwar vor allem daselbst in der Aristokratie. Möglich, daß dazu beitrug, daß der Poet ein „Baron"; aber der Hauptgrund war wohl der, daß man die Dichtungen des jungen christlichen Poeten als „Tendenz"-Dichtungen hielt, als Dichtungen, gerichtet nicht etwa wider die christusentfremdete Zeit als solche, sondern gerichtet in erster Linie wider die Freiheitsbestrebungen des Volkes, die sich gerade in Oesterreich mit vollster Berechtigung mehr als irgendwo anders zum Schrecken der Feudalen geltend gemacht. Von „hoher" Seite ward deshalb der Wunsch geäußert, ein solcher Mann wie Redwitz möge dauernd für das „wieder gerettete" Wien gewonnen werden. Und da man in Erfahrung gebracht, der junge Dichter fühle Lust zur akademischen Laufbahn, erhielt Unterrichtsminister Thun den Auftrag, den „hohen" Wunsch (wenn irgend möglich) zur Ausführung zu bringen. Also erhielt unser Poet Sommer 1851 eine Einladung nach Wien und fand bei Thun freundlichste Aufnahme. Die in der Unterredung zwischen Thun und Redwitz damals entwickelten Ansichten des Dichters sandte dieser von Mainz aus in Form einer Denkschrift nach Wien, deren Inhalt in der That selbst die Orthodoxie eines Literarhistorikers von Eichendorff's Schlage weit hinter sich läßt.

In der Einleitung dieses interessanten, bisher schier gänzlich unbeachtet gebliebenen Schriftstückes gibt Redwitz eine Skizze seines Bildungsganges, und spricht von seinem langgehegten Vorhaben, sich der Professur zu widmen . . . „Diese Idee" heißt es „bemächtigte sich meines Geistes immer klarer, je klarer und gewaltiger die Schöpferkraft und hohe heilige Mission eines christlichen Dichters in mir sich offenbarte . . ." Redwitz entwickelt sodann seine Anschauungen vom Lehramte der Literatur, worunter „er ästhetische Behandlung der alten und neueren Literatur, Mythologie aller Völker, literargeschichtliche Vorlesungen und Aesthetik überhaupt verstehe", und fährt fort: „Christus und seine Lehre ist die ewige Wahrheit; die einzige Wahrheit und nur die echte Wahrheit ist auch eine echt geistige Schönheit. Nur in der Kirche existirt die echte Kunst. Jedes geistige Product, das außerhalb des Christenthums d. h. ihm feindlich geschaffen wird, ist Gift für die Nation, verleitet langsam aber sicher zum Abfalle von der göttlichen Autorität und höchst folgerichtig zum sittlichen und geistigen Verfalle, zur Verfinsterung der alltäglichsten Grundgesetze des Staates und am Ende zur Revolution . . ." So der Grundgedanke der Abhandlung.

Nachdem Redwitz diesen auch in der Literaturgeschichte als durchaus giltig erkannt, heißt es weiter: „Nicht nur in der Literatur, die heutzutage erzeugt wird, ist die durch und durch revolutionäre Negation die dämonische Seele des Schaffens, sondern auch in der wissenschaftlichen Behandlung der alten und neuen Literatur ist diese verderbliche Negation des positiven Christenthums und somit alles Positiven vorherrschend, und ich sage weiter, diese Negation im Unterrichte ist dem Staate ebenso verderblich, wenn nicht verderblicher" . . . . Nach einigen strengen Bemerkungen über die neuere Pflege der classischen Literatur wie auch über die bez. Bildung der Jugend betont Redwitz: „Diese Nachäffung der Alten hat der ganzen zweiten classischen Literatur nicht zum Heile, mindestens nicht zum ewigen christlichen Heile gereicht. In den herrlichen Gärten deutscher Dichtung hat nicht der wahre Gottessegen gewohnt. Treulich Hand in Hand mit den schaffenden Geistern sind die Lehrer der Jugend durch ihre falsche Begeisterung für die Antike gegangen und haben den Jünglingen auf den Gymnasien und Hochschulen den Geist des Christenthums zu stehlen gewußt" . . „Das heidnische Alterthum wird mit fast frivolem Enthusiasmus hervorgehoben ohne allen Vergleich, ohne allen Zusammenhang mit dem Christenthum, rein nur um das letzte als der Kunst ungünstig darzustellen, statt mit dessen ewig leuchtender Fackel in die wunderbar dunklen Hallen der antiken Schönheitswelt hineinzuleuchten, redlich die herrlichen Formen, den hohen menschlichen Geist, die edlen Geistesgaben der alten Dichter zu zeigen, aber trotzdem der staunenden Jugend auch den ewigen Wehruf vernehmen zu lassen, der aus vom Fatum tönt, der nach Wahrheit schreit und ewig klagt, daß der Mensch geboren sei, daß er nichts weiß von der Hoffnung des ewigen Lebens".[7])

Am 17. August 1851 hatte Redwitz dieses Memoire nach Wien gesandt, und einige Wochen später schon bot ihm Oesterreichs Unterrichtsminister eine Lehrkanzel für Literaturgeschichte an der Wiener Universität an. Der ohnedies etwas zur Selbstüberschätzung neigende Dichter, der zwar ein halbes Jahr lang unter Simrock in Bonn studirt, sonst aber sich niemals weiter mit exacter Wissenschaft beschäftigt hatte, gab sich thatsächlich — wie blind — zum Werkzeuge der politischen Strömung her und acceptirte, ohne zu bedenken, daß er, als Protectionskind der verhaßten „Reaction",

[7]) „Graf Leo Thun und Oscar von Redwitz", Feuilleton der „Presse" (Wien) Morgenblatt vom 6. November 1868 (No. 306).

seinen Gegnern durch ein doppeltes Maß von Wissen imponiren müßte. Er übersiedelte Herbst 1851 nach Wien und las im Sommersemester 1852 ein Colleg „Geschichte und künstliche Entwicklung der griechischen Tragödie und Erläuterung der Antigone des Sophocles". Alltäglich schier wurde nun in den Räumen der Wiener Universität das bleiche, jugendliche Figürchen[8]) des Amaranthsängers sichtbar. Er hatte anfangs einen nicht geringen Hörerkreis. Aber schon nach wenigen Wochen verminderte er sich zusehends — man sprach so seltsames über die Originalität der Vorträge, die der Dichter vom Katheder herablas[9]) — er wurde geringer und immer geringer und am Schlusse des Semesters saß kaum eine zweiziffrige Zahl mehr vor Redwitz. Unter diesen wenigen Getreuen befand sich auch ein ebenso armselig gekleideter, als auch wirklich blutarmer 22jähriger Student. Das Gesicht schmal und fahl, das Benehmen scheu und unsicher. Aber aus den tiefliegenden Augen blitzte es wie dämonisches Feuer. Der Name dieses Studenten war Robert Hamerling.[10])

[8]) Aus der Zeit von Redwitz' Wiener Aufenthalt stammt die nachfolgende „Silhouette" aus der Feder Cajetan Cerri's — ein prächtiges Muster schärfster Charakteristik in engstem Rahmen [Vergl. hiezu das Stahlstichporträt in den „Gedichten" (1852)]:

„Junker-Erscheinung, jugendliches Aeußere, halb burschikos, halb philisterhaft, schwarzes uncultivirtes Haar, ovales, blasses Gesicht mit einer längeren Narbe schräg über die rechte Seite der Stirne, wodurch man auf ein früheres Säbelduell schließen könnte; kleiner Schnurr- und Spitzbart; stechendes, stets unruhig umher irrendes Auge, um dasselbe ein gewisses Zucken der Nerven; schlanke Gestalt, in mehr als einfache Kleidung gehüllt; lebhaft aufgeregt und so zu sagen immer auf dem Sprung; geht nicht, sondern läuft; spricht viel und mit Geberden; katholischer Orthodox; macht als solcher den Eindruck eines abenteuerlichen Fanatikers, der aber aus innerster Ueberzeugung handelt. Seine Frau, eine junge, reizende, liebliche, zarte Erscheinung mit blauen Augen und blonden Haaren, ist die Verlebendigung eines echten deutschen Frauenbildes aus dem Mittelalter, treu und fromm, minnig und sinnig. Redwitz wurde als Dichter in letzter Zeit oft blind und leidenschaftlich, oft aber auch ruhig und mit vielem Grunde angegriffen; eines hingegen kann nie und nimmer bestritten werden, daß der Dichter der vielen in „Amaranth" eingestreuten Lieder eben ein — Dichter ist."

[9]) Als Quelle für diese Mittheilung nennen wir Sebastian Brunner, der uns persönlich allen Ernstes versicherte, daß der auf dem Gebiete der klassischen Philologie herzlich unbewanderte Dichter seine Vorlesungen nur mit ausgiebiger Hilfe eines jungen Philologen auszuarbeiten vermochte.

[10]) Es mag die Mittheilung nicht ohne Interesse sein, daß die von

Oskar v. Redwitz aber erkannte, daß ihn seine poetische Begabung allein zum akademischen Lehrer doch wohl nicht genug befähige; er ließ es genug sein an seiner einsemestrigen Thätigkeit im Sommer 1852, suchte zu Beginn des Herbstes um Urlaub an — verließ Wien und — — — kam nicht wieder . . .

Redwitz hatte um diesen Urlaub angesucht unter der Motivirung „Muße zu haben bei Abfassung eines Dramas".

In der That, wenige Wochen schon nach Herausgabe seiner — die „Minnelieder" ausgenommen — wenig bedeutenden „Gedichte" (Herbst 1852), schritt Redwitz an die Bearbeitung eines dramatischen Stoffes.

Mit großer Ostentation ließ der Dichter das Erscheinen des Werkes ankündigen: — es sollte der erste Schritt sein zur Reform der entarteten Schaubühne. Bereits hatte das Dresdner Hoftheater noch vor Vollendung der Dichtung das Erst-Aufführungsrecht sich zu erwerben gewußt.

Als aber „Sieglinde" — dies ist der Titel der Tragödie — (1854) erschienen war, da erkannten selbst die begeistertsten Freunde des Dichters, daß es doch wohl übertrieben sei, mit W. Molitor[11]) Redwitz' ansprechendes Talent zu preisen, als wär' ein Goethe neuerstanden, oder gar ihn mit Karl Barthel den größten Dichter der Neuzeit zu nennen.

Selten wohl hat ein bedeutender Dichter einen ähnlichen Wechselbalg gezeugt. Eine derart lächerliche geschmacklose Fabel! Und dazu noch alles voll Unnatur in der Charakterzeichnung — im ganzen Stücke keine Menschen, nur Homunkeln — und eine kindisch unbeholfene Technik. Die Gegner des Dichters höhnten begreiflich nicht wenig über die „Puppentheaterkomödie", auf das Werk bezügliche Carrikaturen Redwitz'[12]) wurden in Umlauf gebracht, auch eine — freilich recht gemeine — Parodie verfaßt und veröffentlicht.[13])

Redwitz gehaltenen Vorlesungen den jungen Hamerling veranlaßten selbständige Studien über die griechische Tragödie anzustellen. Und das Resultat dieser durch Redwitz veranlaßten Studien legte Hamerling nieder in einer Abhandlung „Grundideen der griechischen Tragödie", die er als junger Supplent des Grazer Gymnasiums als Programm 1854 veröffentlichte.

[11]) „Oscar von Redwitz und seine Dichteraufgabe" (Mainz 1853). Von Molitor anonym veröffentlicht.

[12]) Eine derselben findet sich reproducirt in Otto von Leixners Geschichte der deutschen Literatur 3. Aufl. p. 976.

[13]) „Siegellind ein Normallustspiel von Wilhelm von Merkel." Berlin 1854. Verlag von Heinrich Schindler.

Und das Traurigste: keinem der zahllosen Freunde und Verehrer des Dichters war es möglich, auch nur ein Wort zur Vertheidigung des so arg mißrathenen Werkes zu sagen.

Trotz dieses ausgesprochenen dramatischen Mißerfolges aber, der ihm statt Lorbeer „Disteln auf den Hut" brachte, blieb Redwitz dem Drama treu: die „Sieglinde" folgende Gabe seiner Muse war eine Tragödie, deren Held Heinrichs VIII. Kanzler „Thomas Morus". Erst durch dieses Werk bewies Redwitz, daß er wahrhaft dramatisches Talent besitze. Freilich aufführbar ist auch „Morus" nicht, aber es ist — wenn auch lang gerathen — so doch wenigstens ein Drama und zwar ein Drama mit großartig gelungener Charakterzeichnung, vor allem aber auch frei von jener übersüßen Breiweichheit, die in „Sieglinde" sich bereits zu unerträglicher Sentimentalität gesteigert hatte. Zum ersten- und zugleich einzigenmale hat im „Morus" der Dichter ein ebenso christliches als auch zugleich männliches Werk geschaffen.

Nicht lacht mehr draus das Auge sel'ger Minne;
Nicht duften drinnen Blumen licht und zart —
Ob ich auch jetzt der Jungfrau'n Lob gewinne? —
Den Jugendsang sang ich nach Frauenart.
Jetzt singt der Mann ein Lied nach Mannessinne,
Und zu den Männern lenk ich meine Fahrt.

— — — — — — — — — — —

Gott Dank! ich sing am alten freien Herde,
Und auf der Kirche Fels thront mein Athen.
Ich schweif nach Lust mit meinem Flügelpferde,
Nur darf es nicht den Weg der Lüge gehn.
Nicht buhl ich um die eitle Gunst der Erde;
Der König alles Lichts ist mein Mäcen!

— — — — — — — — — — —

Hören wir aus der großen Scene (2. Auftritt) des zweiten Actes zwischen Morus und Sebaldus Lupus:

Morus:

Ich sehe wohl, ihr meint es gut mit mir,
Und was ihr sagt, kann ich nicht Lügen strafen.
Wohl darf Erasmus meinen Freund ich nennen.
Gar oftmals haben wir vereint im Streit
Unwissend dreist Geschwätz mit Spott gegeißelt,

Und in die leeren Tafeln unſ'rer Zeit
Der alten Kunſtheroen Bild gemeißelt. —
Wohl ſtaun ich Rom und Hellas billig an,
Und ich verſenk mich gern in ihre Geiſter —
Doch der Olymp iſt für mich abgethan,
Am Kreuze ſchau ich meinen Herrn und Meiſter! . .
Drum wollt ihr wirklich Segen mir erflehen,
So bitt ich euch — ich ſag es nicht im Scherz, —
Spricht irgendwo, ſo im Vorübergehen,
Vor einem Kreuz ein einfach Vaterunſer!

Lupus:

Ich bin erſtaunt und auch betrübt zugleich,
Wie ihr ſo lau ſeid in der Götter Ruhme.
Iſt doch das ewig ſchöne Götterreich
Der feinſte Duft von Hellas Wunderblume!

Morus:

Dann bleib ich wohl ein Stümper mit Verlaub!
Denn wiſſt, ich habe keine feine Naſe.
Seht nur den Aktenwuſt mit all' dem Staub!
Doch tröſt ich mich darüber — guter Gott!
Ich nehm' es eben hin, wie ichs verſtehe,
Und tapp' und ſtolpr' ich auch, ich kanns nicht laſſen,
Daß immer wieder ich nach Hellas gehe. —
'S iſt mir ein unvergleichliches Vergnügen,
Homeros' Völkerharfe zu belauſchen,
Darin Jahrhunderte voll Lieder rauſchen;
Und nach des Witzes würzigem Gericht,
Das Ariſtophanes uns aufgetiſcht,
Zu ſchau'n in Plato's dämmernd Morgenlicht,
Darin des Götterlandes Gipfel ſchwimmen;
Bald kühn zum Sitz des Aeſchylos zu klimmen,
Daß Urkraft mich wie Sturmesflug erfriſcht,
Und bald in Sophocles harmon'ſchem Strom
Voll frommen Adels ſinnend mich zu wiegen
Und dann mit Pindar jauchzend aufzufliegen! —
Und wieder in der Weltgeſchichte Dom
Steh ich gebannt vor ew'gen Heldenbildern,
Und ſtaune, wie mit erzgegoſſ'nen Zügen

Thukydides und Herodot sie schildern.
Dann mit Domosthenes, gleich Adlerflügen,
Stürm ich im Streit des Worts erhitzt von dannen.
Dann lehrt mich still Aristotel'scher Geist,
Der Kunst Gedanken ins Gesetz zu bannen,
Und sondert mir ihr Gold von dem, was gleißt.

Lupus:

O an mein Herz! Ich bin wie neugeboren,
Mein Hellas hat den Morus nicht verloren.

Morus:

Nein, wahrlich nicht! Ich lieb es, bis ich sterbe
Und dem Allweisen mögen wir d'rum danken,
Daß er aus Hellas Schutt als gnädig Erbe
Uns ließ solch' ewig frische Blumen ranken,
Wie schöner und von reinerm Glanz umflossen
Dem unerlösten Geist sie nie entsprossen —
Doch wo ich hör der Sänger Harfe klingen,
Hör ich die Hand des Glaubens drüber gleiten,
Und wo ich seh die Heldenfürsten streiten,
Seh ich erst Opferrauch sich aufwärts schwingen,
Ich schau es klar in ihrer Weisen Born,
Sie glaubten, daß das Licht die Götter schenken;
Die Völker seh' ich's Haupt vor ihnen senken
Und zittern vor des Schicksals finsterm Zorn,
Und wer aus Hellas Tönen thöricht dreist
Des frommen Glaubens eine Seite reißt,
Der löst den Einklang zu zerstreuten Tönen,
Und Sphynxen gleich belauscht er die Camönen . . .
O ja, sie waren fromm, wie sie's gekonnt!
Und hätt sie erst das volle Heil umsonnt,
Wie hätte Plato, zitternd, voller Scheu
Den Griffel in das Sonnenlicht getaucht!
Mein frommer Sophocles in Jüngertreu
Es seines Geists Gebilden eingehaucht! —
Nun sagt, heißt das die Alten männlich ehren,
Gelehrt zu schwelgen in dem Reich der Götter,
Die unser Herz nicht liebt, an die's nicht glaubt?
Nein, nein, so sind wir nur der Alten Spötter.

Und könnt' von ihnen Einer wiederkehren,
Fürwahr, er schüttelte gar ernst das Haupt,
Und würd uns sagen: Thoren, die ihr seid,
Wollt ihr uns ehren, äffet uns nicht nach,
An Jenen glaubt, der unf're Fessel brach,
Der in Frohlocken kehrt des Fluches Leid,
Der unf'rer Götzen mitternächt'gen Trug
Als Fürst des ew'gen Lichts in Trümmer schlug;
Der euch für unf'res Schicksals finst're Macht
Ein allerbarmend Vaterherz gebracht. . .
Der wandernd von des Paradieses Baum
Mit seines Gnadenmantels Feuersaum
Jahrtausende nur unf're Gipfel streifte, —
Bis euch die Aehre der Erlösung reifte,
Und er als Sonne zu dem Kreuze stieg,
Der Wahrheit und der Liebe blut'ger Sieg.

Lupus:

O Morus, ihr durchschauert mein Gebein!

Morus:

Ja, traut mir, wer nicht an des Glaubens Hand
Durchwandern will das alte Götterland,
Verirrt sich jämmerlich auf seinen Wegen.
Und spürt er nach des Völkergeists Geleis,
So zieht er Winkel, statt den vollen Kreis.
Zum dunklen Fluche kehrt er all' den Segen,
Die Lust der Wissenschaft zu blut'gem Weh,
Der Alten Brunnen wird ein fauler See,
Der giftig der Erlösung Saat durchsickert,
Statt mit dem Quell der Gnaden, neu geweiht,
Voll heitern Lebens um das Kreuz zu fließen,
Und dort zum Ruhme der Dreieinigkeit
Der heil'gen Künste Blumen zu erschließen. —
Nur wer sich auf den Mittelpunkt gestellt,
Auf Golgatha, vom Licht der Welt umflossen,
Versteht die alte wie die neue Welt,
Den andern bleibt ihr ew'ger Geist verschlossen;
Nur wer die aufgegang'ne Sonne schaut,
Schaut in der alten Welt des Lichts Verhüllung;

Der nur hört ihrer Sehnsucht Schmerzenslaut,
Der da frohlockend glaubt an die Erfüllung.

— — — — — — — — — — —

Diesen Worten mag sich würdig Morus Apologie des Primates anschließen (5. Aufzug, 6. Auftritt).

Morus ist gerichtet. Da läßt ihm der König Gnade anbieten, falls er nur mit dem einzigen Wörtchen „Ja" Heinrichs Supremat billige. Aber vergebens bemüht sich der Lordkanzler:

Morus:

Mylord, ich darf es nicht. Ihr wollt von mir
Ein Lösegeld, das ich nicht zahlen kann.
Ich hab im Herzen hier nur Gold der Treue,
Dafür wollt ihr mir Silberlinge wechseln,
Von denen, die einst Judas eingenommeu. —
Doch küß im Geist ich meines Königs Hand
Und netze dankend sie mit heißen Thränen,
Wie's treuer nimmermehr ein Diener kann.
(Mit gesteigerter Wärme)
Warum bisher nur schweigend ich bekannt,
Gott weiß es, der zu schweigen mir erlaubte. —
Jetzt aber hat der Herr mit mir entschieden,
Mich losgesprochen von den ird'schen Sorgen.
Der Welt gehör' ich nimmer an, nur ihm,
Und jetzt darf ich auch offen für ihn reden!
Den Zweig vom Gnadenbaum der Martyrer,
Den ich aus Angst mir nicht zu brechen wagte,
Weil ich gebebt, für solche heil'ge Sache
Mein armes Blut zum Opfer darzubringen —
O Gottes Hand hat ihn mir jetzt gebrochen!
Nun aber geb ich ihn auch nimmer her,
Nicht um die ganze Welt lass' ich ihn mehr!
Und in dem Herrn der Martyrer frohlockend
Sink ich von Dank durchschauert ihm zu Füßen
Und schling den heil'gen Zweig mir um die Stirne.

Der Lordkanzler:

(sich zu den Richtern und zu den Geschworenen wendend)
Ihr hört es also, wie des Königs Großmuth
Er wegwirft und voll Undank sie verhöhnt!

(Zu Morus)

Sir Morus, jetzt habt ihr euch ganz entlarvt,
In finsterm Wahn der trotzige Rebell.

(Richter und Geschworene stimmen dem Lordkanzler bei).

Der Herzog von Norfolk:

Ja bei der Messe, Mylord Kanzler, nimmer
Noch sah ich solch verstockt boshaft Gemüth.

Morus:

(der sich einen Augenblick niedergelassen, und nun wiedererhebt)

Ihr Herrn, so bin ich denn ein Thor geworden! —
Der ich seit vierzig Jahren klaren Geistes
Geforscht in jedem Reich der Wissenschaft,
In meines Königs hohem Rath gesessen,
Tractate abgeschlossen, Recht gesprochen —
Ich ward urplötzlich ein fanat'scher Schwärmer,
Der taub für Gründe, blind sich überstürzend,
In kranker Leidenschaft, mit zähem Starrsinn
Ein Trugebild des Hirn's für Wahrheit hält!
Und Freiheit, Gut und Leben, all' die Pflichten,
Die mir als Vater und als Unterthan
Das göttliche Gesetz in's Herz geschrieben,
Die zu erfüllen stets ich treulich strebte,
Hinwegwirft, Gott und die Natur verhöhnend,
Blos aus dem Wahn ein Martyrer zu werden.

(Nach einer kleinen Pause, mit Ruhe)

Nein, edle Herren, sieben Jahre lernt ich.
Die Bücher alle, die uns hat geschrieben
Der Väter und der Lehrer Wissenschaft,
Ich hab sie all' durchlesen und durchdacht.
Und steht im Ocean der Weltgeschichte
Gleich einem Felsen *eine* Wahrheit da,
Durch alle Stürme unerschütterlich —
Bei Gott 's ist die: das höchste Amt der Kirche,
Die über diesen Erdkreis, ohne Schranken,
Für alle Zeiten, alle Menschenkinder,
Als die katholische, die allgemeine,
Die Hallen wölbt auf der Apostel Säulen,
Die sicher auf dem Grundstein Petri ruh'n, —

Es ward durch Chriſti unzweideutig Wort
Nur dieſem Simon Petrus übertragen,
Dem Felſen, drauf die eine Kirche ſteht. —
Er einzig iſt des Herren Stellvertreter,
Der Prieſterfürſt der Kirche, denn nur ihm
Vertraut' der Herr des Himmelreiches Schlüſſel,
Die Vollgewalt zu binden und zu löſen!
Ihn nur beſtellt der Herr durch ſein Gebet
Zu ſeiner Kirche unfehlbarem Lehrer.
Und er nur iſt der königliche Hirt,
Den all' die andern Hirten Vater nennen.
Denn ihn nur hieß der ew'ge Hirt der Seelen
Nicht nur die Lämmer, auch die Schafe weiden. —
Und alſo ſitzt der Kirche ſichtbar Haupt,
Der Einheit Anker und der Wahrheit Hort,
Der Völker Schirmvogt und des Rechtes Hüter,
Die Leuchte edler Kunſt und Wiſſenſchaft,
Die auch in Englands heidniſch dunkle Nacht
Dereinſt das Licht des Evangeliums ſandte; —
War's nicht Gregor, der heil'ge Biſchof Rom's,
Der treubeſorgt in England's alte Wildniß
Des Heiles erſten Samen ausgeſtreut,
Daß ſie zum Garten Gottes aufgeblüht? —
So ſitzt der Kirche Haupt ſeit Anbeginn,
Und jetzt und fort bis an den jüngſten Tag,
Nur auf dem Stuhl zu Rom, d'rauf Petrus ſaß.
Und nimmermehr kann ſterbliche Gewalt
In dieſem einen, hehren Dom des Heils
Ein Kirchlein bauen, drin ein ird'ſcher König
Zugleich die Krone mit der Mitra trüge. —
Und kein Geſetz der Welt darf Einen zwingen,
Dem heil'gen Rechte des Apoſtelſtuhles
Zu widerſagen, und dem Recht des Königs,
Das er in ird'ſcher Willkür ſchuf, zu huld'gen. —
So iſt das Supremats ſtatut ein nicht'ges! . . . .

Der Lordkanzler:
(ihn heftig unterbrechend)

Ha, dieſe Keckheit! So vermeßt ihr euch,
Für frömmer euch zu halten und gelehrter

Als England's ganzen tugendreichen Clerus,
Und all' des Reiches Universitäten? —
Sie alle huldigten dem Supremat; —
Und ihr werft euch zu ihrem Richter auf?

Der Herzog von Norfolk:

Und Englands ganzer hoher Adel — wagt ihr's,
Des Meineid's ihn zu zeihen? — O Sir Thomas,
'S ist eucre Verblendung schrankenlos
Wie euer Starrsinn!

Der Lordoberrichter:

Laßt ihn, edler Herzog!

Morus:

Mylords, wie ihr mit Unrecht euch ereifert!
Wißt, gegen einen Bischof eurer Meinung
Nenn ich euch tausend and're für die meine.
Und denk ich all' der Väter und Doctoren,
Die längst im Himmel schauen, was sie lehrten,
Bin ich gewiß, ich glaube nur, was sie.
Und gegen das Statut des Parlaments
Steht mir die ganze Christenheit zum Zeugen. —
Gen euren Glauben von nur wenig Monden
Setz ich euch volle fünfzehnhundert Jahre,
Mit ihren Völkern und mit ihren Fürsten,
Mit ihren Weisen und mit ihren Heil'gen,
Die All' des röm'schen Bischof's Vorrecht ehrten,
Nicht nur im Wort — mit tausendfacher That.
Und sicherlich noch viele gibt's in England —
Und mehr denn einen Bischof, hundert Priester,
Sich sehnend für des heil'gen Vaters Recht
Den tiefberedtesten Beweis zu liefern —
Mit ihrem Blut . . . wie ich begnadigt bin. —
So heißt mich mein Gewissen vor euch reden.

(Mit mildem Ton fortfahrend.)

Zu Allen aber, die im brit'schen Reich
Dem Supremats statut gehuldigt, sag ich: —
Und wisset wohl, ich bin ein Sterbender;
Da macht man nimmer eitles Wortgepränge —

Ich haſſe keinen, der da anders meint;
Ich lieb ſie alle, wie mein Herr mich lehrt,
Und wünſche jedem, daß er ſelig werde.
Wie meine Kirche, dieſe ſanfte Mutter,
Weiß ſie auch nur in ihrem Schooß das Heil,
Die ganze Menſchheit mit Gebet umſchließt,
Und dem Allwiſſenden es überläßt,
Schuldloſen Irrthum und den ſünd'gen Trug
In der geheimen Menſchenbruſt zu ſichten:
So will auch ich es thun, und will nur beten.
Ich ſelber hab' der Gnade Noth genug,
Wenn ich nun werd den letzten Weg betreten. —
Mich richtet! — Aber ich will keinen richten.

— — — — — — — — — — —

Mit „Thomas Morus" — 1856 — ſchließt unſeres Poeten erſte Periode: — der Kreuzritter der gläubigen Dichtkunſt ſteckt das Schwert in die Scheide und rollt die Fahne ein.

Aber noch bieten freilich die „Morus" folgenden drei Werke keinen Grund eine tiefere Sinnesänderung des Dichters zu vermuthen. Doch ſtellen ſie ſich als Schöpfungen dar, deren indifferenter Inhalt nach derart chriſtlichen Hochgeſängen wie „Amaranth" und „Thomas Morus" unwillkürlich befremden muß. „Philippine Welſer" könnte ganz gut die Dichterin der „Pfeffer-Röſel" zum Verfaſſer haben, wie ja ſchließlich auch Birch-Pfeifferſcher Bluteinſchlag im „Zunftmeiſter von Nürnberg" zu ſpüren; und die tragiſche Größe des Dogen Foscari hätte uns ebenſo wie Redwitz der Poet vor Augen führen können, der ſich den Dogen Candiano zum Helden eines Jambenſtücks erkoren.[14]) „Philippine Welſer" (1859), „Der Zunftmeiſter von Nürnberg" (1860) und „Der Doge von Venedig" (1863) ſcheinen uns im Hinblicke auf des Dichters ſpätere Schöpfungen — leiſe Aeußerungen des Uebergangsſtadiums.

Die erſte klare und directe Aeußerung, daß der Dichter nicht mehr derſelbe, da er die Amaranth geſungen, erfolgte 1869 durch das dickleibige drei- bez. ſechsbändige[15]) Werk „Hermann Stark", das den anſpruchsvollen Nebentitel

[14]) „Der Doge Candiano" von Hermann Lingg.

[15]) Die erſte Ausgabe (1869) erſchien in drei, die zweite (1873) in ſechs Bänden.

„Deutsches Leben" führt, in Wirklichkeit aber ein kaum genießbares Romanmonstrum genannt werden muß. Scherr kritisirt es kurz, daß es — lächerlich prätensiös aufgetreten — als Stilübung eines leidlich begabten Gymnasiasten keine gute Note verdiente. (Scherr, Allgemeine Literaturgeschichte 4. Auflage II. Bd. p. 304.)

Schon die Verlagsfirma dieses Werkes mußte bei den Freunden des Dichters Erstaunen erregen. Bisher waren Redwitz' Schöpfungen — ein dünnes Heftchen[16]) ausgenommen — im Verlage der katholischen Firma Kirchheim in Mainz erschienen; „Hermann Stark" aber erblickte das Licht der Oeffentlichkeit zu Stuttgart im berühmten Classikerverlage Cotta. Und die Vermuthung, die man schon aus diesem Wechsel des Verlagsortes hegte, wurde zur Gewißheit, als die bisherigen Freunde des Dichters das Werk gelesen: Oscar von Redwitz war in der That ein anderer geworden; das war nicht mehr der Dichter der „Amaranth", der Sänger des „Märchens", der Verherrlicher „Morus'", ... „überall tritt aus „Hermann Stark" . . . des Dichters, wenn auch verschleiertes und nur aus dem Ganzen erkennbares Bestreben hervor, alle Confessionsunterschiede zu verdecken und das vage Evangelium der Toleranz zu predigen. Hermann Stark ist katholisch, doch merkt man es sehr wenig; hätte uns der Dichter nicht den Taufschein seines Helden gezeigt, so würde man es aus dem Denken und der Handlungsweise desselben nicht herausfinden können; sein Intimus ist Protestant und wird protestantischer Pastor. Wir Katholiken sind nun häufig sehr tolerant, häufig nur allzu tolerant, allein wir vermissen doch ungern in dem Werke eines katholischen Dichters jeden religiösen Hauch, und wir sind auch keineswegs Freunde einer Toleranz, die nothwendig zur Verflachung führt. Redwitz aber fährt gerade gegen jene „christlichen" Eifererherzen los, die in „zelotischer Engherzigkeit" seine Ansicht nicht theilen (VI. Band Seite 101)"[17]) . .

---

[16]) In Hinrichs Bücherkatalog 1851—1865 (L—Z) p. 197 finden wir unter den Redwitz'schen Werken, dem „Dogen von Venedig" als nächstes folgend, „Mit einem Königsherzen" (München, Manz 1864) 14 Seiten stark. — Wir haben leider dieses Heftchen nicht zu Gesicht bekommen, erfahren aber aus Wurzbachs Lexikon, daß es eine Fahrt von München nach Altötting dem Volke erzählt.

[17]) Heinrich Keiter, „Oscar von Redwitz als Romanschriftsteller" im „literarischen Handweiser" 1885, 24. Jahrgang p. 97.

Die Aufnahme, die Hermann Stark vom Parteistandpunkte aus fand, war demnach eine sehr getheilte. Seine bisherigen Freunde schüttelten staunend den Kopf, während ein Theil seiner bisherigen Gegner den Poeten triumphirend ob seiner Wandlung auf den Schild hob und laut proclamirte, daß der Verfasser des „Hermann Stark" auf einem ganz andern Standpunkt stehe als der Dichter der „Amaranth". Aber doch nur ein Theil seiner bisherigen Gegner. So ließ sich hingegen z. B. eine andere Recension aus liberaler Feder also vernehmen: „Daß Menschen, die in der Jugend Feuergeister und Schwärmer gewesen, im Alter, das überhaupt alle Gluthen kühlt und alle Flammen dämpft, wo nicht auslöscht, umschlagen, ruhiger, sachter, stiller, nicht selten Rückschrittsmänner werden, wenn man in dem retrospectiven Blicke in die Zukunft etwas dem Fortschritte entgegengesetztes gewahren will, das mag wohl vorkommen, aber daß Mucker und Pietisten in der Jugend im Alter Demokraten und Freiheitsprediger werden, ist immer eine bedenkliche Erscheinung, die sehr an die alles gut heißende Moral eines gewissen Ordens erinnert, der bald für Volksherrschaft, bald für Despoten agirt, je nachdem die eine oder die andere Regierungsform ihm jene Vortheile in Aussicht stellt, die er in allem sucht, was er unternimmt?.."[18])

Zwei Jahre nach Erscheinen des Romans treffen wir unsern Poeten bereits mitten im Lager des damals neugeborenen Nationalliberalismus — schwelgend im Uebermaße von „Patriotismus".

Wieder ist's Johannes Scherr, der auch an diesem Werke treffsich're Kritik übt: „..„Das Lied vom neuen deutschen Reich" (1871) hat dem Dichter von Seiten hoher, höherer und höchster Herrschaften eine erkleckliche Anzahl testimonia poëseos eingebracht. Es ist aber auch kein Spaß gewesen, so viele hundert Sonette auf einen Haufen zu machen und hätte billig dem Verfasser die Ernennung zum Reichssonettenklimpermeister eintragen sollen." (A. a. O.) In 500, schreibe fünfhundert — zum Theil recht flüchtig hingeworfenen — Sonetten besingt der Dichter der „Amaranth" jubelnd die Errichtung des preußisch-deutschen Reiches. Die Freunde der „Amaranth" trauten in der That kaum ihren Augen, als sie unter dem Titel „Das Lied vom neuen deutschen Reich" den Namen „Oscar von Redwitz" als Verfasser erblickten. Die Besorgniß, die ihnen

[18]) •Wurzbach, „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" 25. Band p. 126.

„Hermann Stark" eingeflößt, schien sich verwirklichen zu wollen. . . Der Dichter machte fürwahr rasche Fortschritte[19]).

Und die Ahnung war keine trügerische. Sieben Jahre später — Sommer 1878 — kündete der Verlag der Cotta'schen Buchhandlung das Erscheinen einer Redwitz'schen Dichtung an, „deren Inhalt das nunmehrige Glaubensbekenntniß des Dichters darstelle", das Glaubensbekenntniß unserer „gesammten modernen gebildeten Welt". Die einstigen Freunde des Dichters ahnten, was da kommen werde. Prälat Hülskamp schrieb, das nahe Erscheinen des Werkes im „Literarischen Handweiser" ankündigend: „Oscar von Redwitz tritt mit einem umfangreichen, neuen Gedichte hervor. Was wir bisher darüber hörten, läßt leider nicht mehr daran zweifeln, daß der Dichter der frommgläubigen „Amaranth" nach seinem in dem „Lied vom neuen deutschen Reiche" bekundeten Durchgang durch den Nationalliberalismus nunmehr auf völlig unchristlichem Boden angelangt ist".[20]) Er hatte sich nicht getäuscht. November desselben Jahres erschien das Werk, in dem Redwitz den Boden von einst völlig unter sich verlor und der Weltanschauung seiner Erstlingsdichtung den Fehdehandschuh energisch vor die Füße warf — wie rühmend „die Gartenlaube" hervorhebt —: „verworfen wird hier, was dort gepriesen — im „Odilo" siegt die Liebe über den Wahn; in der „Amaranth" herrscht der Wahn über die Liebe.[21])"

„Odilo" ist ein modernes Epos — ein Roman in wohlklingenden Versen. Er schildert uns die Geschichte Odilo's, eines jungen Arztes und dessen wahrhaft rührenden Opfermuth. Aber in den Gang der Geschichte streut der Dichter freigebig die Späne seiner neuen Weltanschauung.

Wenn es jemand dem Schreiber des Briefes an Dr. Schenkl oder dem Verfasser des Memoire an Graf Thun vorausgesagt, daß

---

[19]) Redwitz' „Psychologische Studien" (geschrieben 1872, unmittelbar nach Veröffentlichung des „Lieds vom neuen deutschen Reich"), ein Lustspiel, von dem wir aus Brümmers Lexikon (4. Aufl. 3. Band p. 284) erfahren, ist zwar (in München) wiederholt aufgeführt worden, jedoch niemals im Buchhandel erschienen. Wir konnten also in das Werk keine Einsicht nehmen.

[20]) Jahrgang 1878 p. 462.

[21]) a. a. O. p. 845.

er es ſelber ſein werde, der Verſe ſchriebe und drucken ließe, wie die folgenden:

— — — — — — —

Was einmal iſt als ſchön zu preiſen,
Und je verdient hat, Kunſt zu heißen,
Das muß doch ewig Kunſt verbleiben,
Und iſt's mir dann ganz einerlei,
An welchem Baum die Frucht entſproß,
Und welche Kraft ihn machte treiben:
Ob nun der Strahl des Helios,
Ob unſ'rer Chriſtenſonne Licht;
Und ob auf des Olympos Höhn,
Ob auf dem Berge Golgatha —
Der Unterſchied beſchwert mich nicht.
Dünkt mir's nur wahrhaft groß und ſchön,
Und tritt es mir auch menſchlich nah',
Gleich iſt mein Lobgeſang auch da,
Und nach dem Glauben frag ich nie.

— — — — — — —

Was, dieſe windigen Romanen,
Nur ſchlau in Formen und Chicanen,
Die von dem deutſchen Geiſt ſoviel,
Als wie der Hund vom Flötenſpiel,
In ihren ſeichten Köpfen ahnen,
Die uns Exempel ſein? — Ha, nie!
Doch dreimal eher umgekehrt!
In unſern Kirchen lernen ſie,
Wie man voll Andacht Gott verehrt!
Und glaub' ich auch ganz ſicherlich,
Daß jeder deutſche Prieſter ſich —
Sofern er noch ein Deutſcher iſt —
An innerlichem Chriſtenſinn
Mit Menſchenlieb und Wahrheit drin,
Doch keiner Spur von Pfaffenliſt,
Mit jedem dieſer Wälſchen mißt . . . .
Dies iſt einmal ein deutſches Kloſter,
Und iſt es auch römiſch katholiſch,
Wie Petri Stuhl echt apoſtoliſch —

Ich dennoch nicht begreifen kann,
Warum ich als ein deutscher Mann
Mich über Rom nicht ärgern darf,
Wo's irgend unser'm Volk nur Steine
In seines Wachsthums Wege warf.
Und denk ich nur an dieses Eine:
Wie's unsern Mahnruf einst verlachte,
Im Glauben uns zerrissen machte,
Den dreißigjähr'gen Krieg uns brachte
Und all den spätern Glaubenshader —
Herrgott! wenn da mit deutscher Ader
Und nur ein bischen Menschenliebe
Das Herz davon ganz ruhig bliebe!

— — — — — — —

Was nützen strengste Glaubensnormen,
Was alle regelrechten Formen
Und aller Kultus tiefsymbolisch,
Wenn Liebe nicht echt apostolisch
Des Christenthums innerster Kern,
Nur sie bringt uns den Himmel nah,
Sonst bleibt uns ewig himmelfern
So Bethlehem wie Golgatha.

— — — — — — —

Wenn nur der Einen Liebe Brand
Die Herzen alle gleich umschlingt,
Wenn nur in gleichem Opferbrand
Jedweder nach Vollendung ringt,
Zu seinem wie des Nächsten Frieden,
Von jedem Glaubenshaß befreit,
Dann wird — trotz Glaubensunterschieden —
Im großen Dom der Menschlichkeit
Der Liebe Gottgemeinschaft sein,
Und siegreich kehrt auf Erden ein
Der Welterlösung neue Zeit.

— — — — — — —

. . . . Der Geist im Völkerleben,
Nach der Vollendung all sein Streben
In Sitte, Wissen und in Kunst,

Der ganze Weltschatz der Cultur,
Das Werk solch rieſ'gen Menschenfleißes,
So wert allew'gen Seins und Preises,
Das alles fiel ohn' alle Spur
Anheim einst ewiger Vernichtung?
Wie einst die Lösung sei? Wer weiß es,
Will er nicht bloß mit Worten spielen
In noch so hoch erhabner Dichtung? . .
Doch einer höhern Welt Erscheinung
Mit immer höh'ren ewigen Zielen —
Der Völker Trost seit allen Zeiten —
Wer in beweisender Verneinung,
Wer übernimmt's, sie wegzustreiten?

— — — — — — —

Mit „Odilo" hatte Redwitz seinen inneren Entwicklungsgang abgeschlossen. Die dem „Odilo" noch folgenden vier Werke „Ein deutsches Hausbuch" — ein hohes Lied auf das deutsche Haus und sein Familienleben — und die drei Romane „Haus Wartenberg", „Hymen" und „Glück" zeigen uns nur die Weltanschauung des Odilosängers. Zwar schien es den einstigen Freunden des Dichters, als hätte er sich im „Deutschen Hausbuch" (1882), besonders aber in „Haus Wartenberg" (1884) den Idealen seiner ersten Periode genähert, aber schon das folgende Werk „Hymen" (1887) erwies diese Meinung als trügerisch.

Oscar von Redwitz zählt ob seines religiösen Entwicklungsganges unleugbar zu den interessantesten Gestalten unserer neueren Literatur.

Ein auf seine Wandlung bezügliches Bekenntniß des Dichters liegt uns vor. Er that es seinem Freunde Dr. M. Brée gegenüber kurz vor Erscheinen des „Odilo". Redwitz äußerte sich:

„Verstehen Sie . . . was ich damit sagen wollte, als ich Ihnen zurief, Sie wüßten nicht, wie jung ich bin? Jung als Dichter und jung als Mensch. Neue Jugend hat das alte Haus bezogen. Und ich will Ihnen auch . . . sagen, wie das kam.

„Was es heißt, im Kloster erzogen worden zu sein, und zwar in den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, muß ich Ihnen wohl nicht erst sagen. Man fühlt den Druck der strengen Hand

noch, wenn man schon längst draußen ist in der freien Welt, und hat es verlernt, andere Wege zu wandeln — selbst in seinen Gedanken — als jene Hand uns in ihrer gebieterischen Milde weist. Und dennoch wurde ich ein Anderer, spät allerdings, dann aber plötzlich — über Nacht. Damals war es, als ich von den Schmerzen gefoltert wurde, welche nur durch Morphiumeinspritzungen gelindert werden konnten, und in meinen Morphiumträumen sah ich allmählich den Schleier von dem Saïsbilde fallen. Wie ich dalag, halb wachend, halb betäubt, zog mein ganzes früheres Leben vor meinen Augen vorüber, und diese sahen es nicht mehr so, wie sie es früher erschaut, sondern wie die Augen Anderer es gesehen. Und wie von der Herrschaft meines Willens befreit, fing mein Denken an vom alten Wege abzuweichen und neue Pfade einzuschlagen, neue Pfade wenigstens für sie. Zaghaft anfangs, bald aber muthiger und immer mehr vorwärts dringend zogen sie hin auf der Wallfahrt nach der Wahrheit. Und als ich gesundete, da war auch mein Denken und Fühlen ein neugeborenes — als wäre ich just aus dem Ei gekrochen. Nicht, daß ich mich jetzt meiner früheren Werke schämen oder dieselben bereuen würde, nein! Ich sehe auf dieselben zurück, wie auf die Naivetät der Jugendjahre. In meinem „Odilo" will ich meine geänderte Gesinnung darlegen. . ."[22])

Ein seltsames Geständniß, demzufolge ja unseres Dichters religiöser Entwicklungsgang vom pathologischen Standpunkte aus betrachtet werden müßte. Und wahrhaftig — vielleicht hat auch des Dichters furchtbare Neuralgie,[23]) die ihm die Morphiumspritze durch

---

[22]) Dr. M. Bré, „Oscar v. Redwitz. Eine Charakterskizze". Feuilleton der „Deutschen Zeitung" (Wien) Morgen-Ausgabe vom 5. August 1891.

[23]) Redwitz' Freund, Kritiker Dr. Karl von Thaler in Wien, theilte mir die Grundursache von Redwitz' Leiden mit, die — ein herrliches Beispiel von der Geschicklichkeit eines Aeskulapjüngers — nicht verschwiegen bleiben soll. Redwitz litt an Harnbeschwerden und nahm seine Zuflucht zu einem an einer deutschen Hochschule herangebildeten Arzte. Schlechter hätte es indeß unserem Dichter auch nicht bei einem hottentottischen Wettermacher oder buschmännischen Kräuterbeschwörer gehen können. Der bezügliche europäische Medizinmann untersuchte nämlich Redwitz mit dem Katheder in einer Weise, daß am Blasenhalse eine schwere Verwundung beigebracht ward, eine Verwundung, die nie mehr heilte, vielmehr die entsetzlichsten Schmerzen im Gefolge hatte, so daß unser Dichter in seiner Verzweiflung schließlich zum Morphium griff — was freilich das Uebel nur noch schlimmer machte, denn jede Injection gebar einen neuen Anfall, und die Folgen der Vergiftung machten sich gemach auch geistig fühlbar. Redwitz vermochte aber vom be-

30 Jahre alltäglich in die Hand gedrückt und ihn in einer Heilanstalt für Nervenkranke endlich sterben ließ,[24]) das ihrige beigetragen.

Aber im Grunde wird es doch wohl ein Anderes gewesen sein, das Redwitz' Wandlung schuf.

Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß es „das Wehen des Zeitgeistes" gewesen, von dem Redwitz „das Fähnchen seiner Weltanschauung bewegen" ließ.

Als ein christlicher, überzeugungsvoll christlicher Poet begann Oscar von Redwitz seine Laufbahn. Mochten auch katholische Beurtheiler, wie z. B. Christoph von Schmid, mancherlei Bedenken geäußert haben, und berührte namentlich die allzugroße Selbstgefälligkeit des jungen Dichters nicht gerade angenehm —: darin war man einig, des Dichters Erstlingswerk war eine herrliche Apotheose des Christenthums. Und da noch dazu der Dichter in seinem Werk — wohl unbewußt — die Stimmung seiner Zeit so glücklich getroffen, wollte des Beifalls kein Ende sein, des Beifalls sowohl von seinen Freunden, als auch von denen, die keineswegs ausgesprochene Genossen seiner Gesinnung. Und so mochte wohl, insonderheit wenn er der Schwierigkeit gedachte, mit der das Werk nur überhaupt an die Oeffentlichkeit zu bringen ihm möglich ward, der junge gefeierte Sänger etwas selbstgefällig zu sich selber sprechen: „Ich erwachte und fand mich berühmt".

Aber die Stimmung jener Zeit war von nicht langer Dauer. Der Dichter sah binnen kurzem die Menge seiner Verehrer zusammengeschmolzen auf das kleine Häuflein der gleichdenkenden Gemeinde. Des Dichters Ehrgeiz, genährt durch bisher unerhörte Beifallsstürme und nun plötzlich tief enttäuscht im Zukunftshoffen, scheint den Sieg davon getragen zu haben über die Ueberzeugung. Nach „Morus" Erscheinen existirt der Irr- und Unglaube, den

täubenden Gifte nicht mehr zu lassen. 63000 Stichnarben bedeckten bereits zu Beginn der 80er Jahre seinem eigenen Geständnisse zu Folge (Brief Redwitz', nach des Dichters Tode von Ernst Wechsler in der Nationalzeitung veröffentlicht) den Körper. Da war der Rest freilich Verlust des Selbstbestimmungsrechtes und Ueberführung in eine Nervenheilanstalt.

[24]) Wir nehmen hier die Gelegenheit wahr, um nachdrücklich zu betonen, daß der Dichter einem Herzschlage erlegen ist und nicht — wie böswillig colportirt wird — Selbstmord verübte.

Redwitz so heiß sich zu bekämpfen vorgenommen, — für ihn nicht mehr. Aber der Dichter macht sich vorerst an die Bearbeitung bloß indifferenter Themen. Und so vergehen zehn Jahre. „Da kam die Zeit des deutschen Bruderkrieges und mit ihm der Beginn einer neuen Aera. Norddeutschland ward geeinigt und erhielt ein Parlament. Die liberale Aera begann. Die Macht des Erfolges zeigte sich auf allen Gebieten. Es erschien „Hermann Stark“... Nun kam das Jahr 1870 und mit ihm die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches. Redwitz besang dies Ereigniß. . . 1871 wurde der Culturkampf eingeläutet. Redwitz, der so leicht den Lärm der Presse und einer irregeleiteten Menge für die vox populi und in falscher Schlußfolgerung für die vox dei hielt, stimmte ein in das Geschrei der liberalen Cohorte und schuf sein Epos „Odilo“, welches den völligen Bruch des Dichters mit seiner religiösen Vergangenheit bezeichnet . . .“[25])

Aber fand des Dichters Ehrgeiz durch diese Wandlung auch seine Rechnung??

Weder „Hermann Stark“, noch „dem Lied vom neuen deutschen Reich“, noch „Odilo“ — ganz geschweige davon, Mode dichtungen zu werden — gelang es auch nur jenen Beifall bei seinen neuen Freunden zu erwerben, welchen des Dichters Erstlingsschöpfung bei seinen früheren Gesinnungsfreunden allein erlangte. Freilich nahmen ihn seine einstigen Gegner mit offenen Armen auf, „aber sie konnten sich nicht verhehlen, daß er niemals ganz einer der Ihrigen werden könne, und so stand der gefeierte Dichter zwischen zwei Heerlagern als ein einsamer Mann. Mit den Wurzeln seines Denkens fußte er im Christenthum, im Katholicismus, aber die Wipfel und Zweige ragten in die eisigen Regionen des Indifferentismus. Er konnte sich nicht losreißen von jenen, ohne den Lebensnerv seiner Weltanschauung zu vernichten, er konnte nicht völlig in jene emporsteigen, ohne in seinem innersten Fühlen zu erstarren. So wurde er ein halber Ungläubiger, der häufig mit Sehnsucht in die lachend schöne friedliche Vergangenheit zurückblickte. Unter dieser Halbheit litt sein Schaffen, und er hat in den letzten zwanzig Jahren nichts mehr geschaffen, was an Bedeutung seine Erstlingswerke erreicht.“[26])

[25]) Heinrich Keiter, a. a. O. p. 98.

[26]) „Oscar von Redwitz †“ Nekrolog im „Deutschen Hausschatz“ (Regensburg) 17. Jahrgang p. 782.

Mochte unser Poet auch noch so sehr in Aerger gerathen[27]), daß ihn die Literarhistoriker nach Erscheinen des „Odilo" noch immer den „frommen Minnesänger" hießen: — die Männer ernster Kritik behalten Recht — nicht als Dichter des „Odilo", als Sänger der „Amaranth" wird Redwitz fortleben. Hat er auch sonst eine Reihe durchaus bedeutender Poesien geschaffen, so liegt doch gerade im frommen, weichen, mädchenhaften Minnesang seine Stärke und Originalität. Mag auch der Aesthetiker des tadelnswerthen genug finden in seiner Erstlingsschöpfung, und muß auch der Historiker im übergroßen Erfolg der „Amaranth" ein deutliches Symptom der Zeit nach 48 erkennen, — — die „Amaranth" — sie wird gelesen werden, so lang noch reine Mädchenherzen lieben. Indeß „Odilo" und „Hermann Stark" die Ladenhüter der Antiquare, hat „Amaranth" erst vor wenigen Monden in reichstem Prachtgewande zum 41. Male ihren Rundgang angetreten, und neue Auflagen werden folgen, und zum geflügelten Worte wird jeder frommen Braut das „Minnelied"[28]) werden, wie Goethe und Heine kein schön'res ersonnen, ein Lied, das — Redwitz' Minnelyrik wohl am besten characterisirend — unser Studie sanft verzittern lassen möge:

Ein Minnen ohne Gotteslieb,
Das ist ohn' Duft ein Fliederstrauch,
Das ist ein Baum ohn' Blättertrieb,
Ein Frühling ohne Klang und Hauch.

Das ist ohn' Perlengrund ein See,
Ein Sommerhimmel sternenleer,
Das ist ein süß verzehrend Weh!
O liebe mich, doch Gott noch mehr!

---

[27]) Bez. Belege finden sich in „Briefe von Oscar von Redwitz. Mitgetheilt von Karl v. Thaler", veröffentlicht in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (München) 1894, 25, 26, 27.

[28]) Aus den „Minneliedern" der „Gedichte" (1852).

Kulturfortschritt oder Rückschritt?

Antwort auf eine landläufige Frage.

Von

Dr. H. Rody.

Alle Menschen sind von dem Streben nach Glückseligkeit erfüllt; ein alter Philosoph nennt es sogar ganz ungereimt, für diese Wahrheit noch Beweise beizubringen, da ja Alle darüber einer Ansicht seien. Diesen Endzweck, in dem alle Meinungen zusammentreffen, verfolgt der König auf seinen Eroberungszügen und der Bettler, wenn er auf seinen Standort hinkt. Ihm dient der Weltweise in seinen Forschungen, der Musiker auf dem Orchester, die Krankenschwester am Sterbebette des Pestkranken. Das ist vielleicht der einzige Gedanke in Mitten aller unsrer Meinungsverschiedenheiten, worüber die Menschheit eines Sinnes ist.

Glücklich will Jeder sein. Je unbezweifelter aber die Einmütigkeit des Menschengeschlechtes in diesem Punkte ist, desto weiter gehen die Meinungen auseinander, sobald bestimmt werden soll, worin die Glückseligkeit, das Ziel des Menschen besteht. Die alten Sophisten suchten sie in der Kraft des Körpers und in der Schlauheit des Geistes, die Epikuräer sogar im Sinnengenuß. In einer so wichtigen Sache handelt es sich indessen nicht darum, was Kinder, Kranke oder Irre denken, sondern das allein kann in Betracht kommen, was die Weisen lehren: Soviel Jemand nämlich wahre Weisheit und tugendhaftes Leben verbindet, soviel wird er sich dem höchsten Gute nähern und auch Glückseligkeit genießen. Wer dagegen statt ins helle goldne Licht sein Auge in die gottleere finstere Oede sein Leben lang versenkt, welche die Sünde geschaffen hat, wie soll dem Trost und Seligkeit werden? Ohne Licht erblaßt das Leben, ohne Licht erstirbt die Freude. So mehrt sich dem, der den Ernst der Selbsterkenntniß scheut, der Grund seines innern

Unbehagens. Kein Wunder, wenn er schließlich verzweifelt, oder in selbstgemachten Phantasiegebilden seinem Glück nachjagt.

Das Ziel der gesammten Menschheit, sagt schon der Philosoph Aristoteles, ist nach allgemeinem Urtheil das nämliche wie das des Einzelnen, nämlich wiederum die Glückseligkeit. Was also den Einzelnen zu seinem Ziele führt, das Gleiche ist auch nothwendig, um die Menschheit ihrer Vollendung zuzuführen. Ohne Uebung und Förderung des Guten wird sie so wenig zur Glückseligkeit gelangen wie der einzelne Mensch. Nicht wer am schnellsten läuft, nicht wer am meisten sich abmüht, sondern wer am sichersten geht, gelangt zum Ziele. Daran liegt Alles, daß Jeder den rechten Weg laufe. Und welches der rechte ist, erkennen wir daran, ob er zum letzten Ziel und Ende hinführt. Wer aber von diesem abweicht, entgeht nicht der Anstrengung der Uebrigen, aber er hat sich vergebliche Mühe gemacht. Ein Wanderer macht bisweilen große Schritte,[1]) allein sie helfen ihm nichts, weil er sich nur immer weiter vom Ziele entfernt. Umgekehrt schleppt sich ein Hinkender besser auf dem rechten Wege fort, als der Schnelläufer, der in die Irre geht.

Mit Absicht habe ich diese Katechismus-Wahrheit an die Spitze meiner Untersuchung gestellt, weil sie einiges Licht verbreitet über den Gegenstand, welchen ich hier zu erörtern habe. Bei einem Thema, wo die Ansichten so weit auseinander gehen, sieht man sich nach einem Kompaß um, nach dem die Frage zu beurtheilen ist. Den Kompaß finden wir in dem leitenden Grundsatz: Nur was dem christlichen Sittengesetz oder den Geboten Gottes entspricht, fördert die Menschheit auf dem Wege zur Wahrheit und Vollkommenheit. Je mehr der Einzelne oder die Gesammtheit dieses höchste Gesetz des Lebens befolgt, desto mehr kann man reden vom Fortschreiten zum Ziele hin; je mehr ein Volk sich von dieser Bahn entfernt, desto gewisser treten die Anzeichen des Verfalls zu Tage.

I.

Höhe und Tiefe religiös-sittlicher Bildung, bemerkt Ratzinger, sind individuell. Der Einzelne macht nicht bloß Fortschritte, sondern auch Rückschritte und fällt sogar bisweilen gänzlicher Verkommenheit anheim. Ergreift dieser Verfall größere Schichten der Ge-

[1]) Magni passus, sed extra viam — sagt der hl. Augustinus.

sellschaft, so tritt eine allgemeine Verschlimmerung und zuletzt der Untergang ein.[2])

Häufig wird die Frage aufgeworfen, ob die Gegenwart im Fortschreiten oder im Rückgange begriffen sei. Die Einen sprechen nicht bloß vom Fortschritt, sondern sogar von riesigem Fortschritt; während die Andern vom nahen Verfall überzeugt sind und uns gewaltige Erschütterungen und Umgestaltungen für die nächste Zukunft in Aussicht stellen. Schon dieser Gegensatz beweist, wie schwierig es ist, ein annähernd richtiges Urtheil über die Zeiterscheinungen abzugeben, welche vor unsern Augen vorüberziehen. Diese Schwierigkeit vergrößert sich durch die Unklarheit, welche über die Voraussetzungen und die Triebfedern der Kultur und Civilisation herrscht. Für alle Jene, welche auf christlichem Standpunkte stehen, ist es eine ausgemachte Sache, daß die religiös-sittlichen Kräfte, insbesondere die aus dem religiösen Bewußtsein entspringende Liebe als Grund und Triebfeder dauernden Fortschritts zu gelten haben.[3])

Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit spricht sich vornehmlich in der Kultur und Gesittung, in Religion und Sprache, sodann in den Produkten des Handels, der Gewerbe, der Kunst, endlich auch in den Erfindungen und der Vervollkommnung der Verkehrsmittel aus. Die Entwicklungsgeschichte des Menschen darzustellen als den Fortschritt aus dem ursprünglichen Zustande der Wildheit (wie solches von Schiller geschieht) oder, wie Lessing meinte, als den Bericht von der Erziehung des Menschengeschlechts aus dem Kindesalter zu einer höhern Einsicht — ist grundfalsch. Wenn vollends im Menschenleben nur der Weltgeist sich offenbarte, wie Hegel lehrte — dann hätte das ganze Sittengesetz vor einer solchen Lehre keine Geltung mehr. Damit würde die Möglichkeit eines freigewollten und selbstbewußten Fortschrittes in sich zusammenfallen.

Die Naturkundigen sprechen von Ober- und Unterströmungen in den Lüften wie im Meere — Strömungen, welche keineswegs parallel laufen, sondern sich häufig in entgegengesetzter Richtung bewegen. Aehnlich ists auch im Menschenleben. Es kann sehr wohl auf irgend einem Gebiete ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen sein, während der Rückschritt in dem wichtigsten aller Gebiete unverkennbar ist. Keine Zeit kann z. B. mit der Gegenwart wetteifern, was die überraschende Entwicklung und Verfeinerung des Lebens anbelangt, aber dem steht ein bedenklicher Mangel an innerer

[2]) Ratzinger, die Volkswirthschaft. 2. Aufl. S. 560.

[3]) Vergl. Ratzinger, die Volkswirthschaft. S. 593.

sittlicher Energie gegenüber. Die Gegenwart übertrifft wohl alle Zeiten in den Leistungen für Schule und Bildung, aber die ideale Schaffenskraft ist gleichwohl in Abnahme begriffen. Keine Zeit verfügte über so viel Wissen wie die moderne Gesellschaft, aber bei allem Wissen vertrocknet das Gemüthsleben, schwindet die werkthätige Liebe und überwuchert die Selbstsucht, welche der Tod der Civilisation ist. Die christliche Weltanschauung — wer könnte sich noch darüber täuschen? — ist im Rückgang begriffen, das Reich des Un- und Aberglaubens hingegen, der Verneinung und der Fleisches-Emancipation ist im Vorrücken begriffen.[4])

Es ist somit kein Zweifel, daß die Gegenwart vielfach auf Pfaden des Verfalls wandelt, auf welchen auch ehedem die griechische und die römische Civilisation dem Untergange zueilte.[5]) Wer die Geschichte der Civilisation verfolgt, dem werden die zerstörenden Kräfte nicht entgehen können, von denen die heutige Gesellschaft und der Stand der Kultur bedroht sind. Das bloße Streben nach Reichthum hat in den herrschenden Klassen die ideale Kraft gebrochen, hat jene Größe, welche in der Liebe, in der Entsagung, im Opfer wurzelt, vernichtet.

Unsre Poesie erreicht in ihren Erzeugnissen kaum mehr die Mittelmäßigkeit, die philosophische Schaffenskraft scheint erloschen zu sein. Nur in den empirischen Wissenschaften und in der Geschichte kann die Gegenwart ihre größten Leistungen aufweisen. Auch in der Kunst ist die ideale Kraft nicht mehr vorhanden. Es wird in der Nachbildung Staunenswerthes geleistet, allein trotz des hoch entwickelten Arbeitslebens vermag die Gegenwart keine neuen Kunstformen hervorzubringen. Wie in Kunst und Wissenschaft das Schwinden der idealen Schaffenskraft ein bedenkliches Symptom ist, so auch der Mangel an organisatorischer Fähigkeit im solialen Leben. Eine falsche Lehre und eine gewaltthätige Praxis haben seit 100 Jahren fortwährend zerstört, so daß die Gesellschaft heute gar keine Gliederung mehr besitzt. Das zeigt sich selbst in der äußeren Erscheinung, welche einerlei Kleidung für den Aristokraten wie für den Arbeiter aufweist. Wie mannigfaltig waren dagegen die verschiedenen Trachten des Mittelalters. Es ist bezeichnend, daß in den letzten Jahren eigene Vereine entstanden sind, welche den kargen Rest altehrwürdiger malerischer Volkstrachten zu erhalten suchen.

[4]) Historisch-polit. Blätter Bd. 85. S. 345. „über die moderne Weltanschauung."

[5]) Ratzinger, Volkswirthschaft S. 562—563.

Es gibt heute keine Organisation der Gesellschaft mehr, sondern es stehen sich nur noch zwei Schichten gegenüber, Reich und Arm, die sich gegenseitig verachten und hassen und in ihren Anschauungen und Gefühlen sich so fremd geworden sind, als gehörten sie zwei verschiedenen Völkern an. In dieser Trennung besteht eine Gefahr für die Zukunft. Es werden zwar Anstrengungen gemacht, der Gesellschaft neue Organisationen zu geben, aber diese Versuche werden kaum nennenswerthe Erfolge haben, weil es den Völkern an jener idealen Kraft gebricht, welche allein neue Formen und Organisationen hervorbringen kann. Noch ist ein mächtiges christliches Bewußtsein im Volke vorhanden, noch zeigt die Kraft christlicher Liebe staunenswerthe Wunder der Hingebung und Entsagung. Deßhalb wäre es verfehlt vom allgemeinen Verfalle zu sprechen. Aber die eine Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß die gebildeten Kreise von der Wahrheit des Christenthums in überwiegender Mehrzahl sich abwenden, und daß Religionszweifel und sittliche Verirrung in Folge dessen zu Tage treten. Diese geistige Anarchie sickert auch zu den unteren Klassen hinab und erzeugt dort sittliche Schwäche und Entartung.

Diejenigen, welche wähnen, das wirthschaftliche Leben könne blühen ohne religiös-sittliche Bildung eines Volkes, kennen weder die Geschichte, noch die Voraussetzungen, von denen der Wohlstand einer Nation abhängt. Ein Volk, welches die religiös-sittliche Kraft eingebüßt hat, verfällt immer mehr. Das war der Ausgang der Kulturvölker des Alterthums. Wohlstand und Fortschritt sind nur möglich, so lange die religiös-sittliche Bildung mächtig genug ist, um zu bewirken, daß der Reichthum nicht dem bloßen Luxus dient, sondern eine ideale Verwendung findet, daß Entsagung und Sparsamkeit auf Seiten der Reichen wie der Armen herrschen. Dann ist ein Fortschritt ins Unbestimmbare möglich, wie die Entwicklung der christlichen Civilisation beweist.[6])

Für unseren Zweck ist es unerläßlich festzustellen, welche Gebiete in Betracht gezogen werden müssen, wenn von Fortschritt oder Rückschritt im Leben der Völker die Rede ist. Es ist für uns hier ganz gleichgültig, wie die Menschen ihr Feuer anzünden, ob mittelst Reibung von Holzstücken (wie die Wilden thun) oder mit Hülfe eines elektrischen Selbstzünders, ob sie in Holzschuhen einherpoltern oder seidene Strümpfe tragen, ob sie die Welschnüsse mit den Zähnen

[6]) Ratzinger, Volkswirthschaft S. 567.

aufknacken oder mit dem Stein zerquetschen, ob sie beim Essen Löffel und Gabel gebrauchen oder ob sie mit den Fingern ihren Bedarf der gemeinsamen Schüssel entnehmen, ob sie sich mit Pfeilgift, Schleuder und Donnerbüchsen oder mit Branntwein und Morphium ins Jenseits befördern. An diesem Maaßstab kann die Höhe der Bildung nicht gemessen werden. Wenn in diesen Aeußerlichkeiten Glück und Fortschritt der Menschheit gesucht werden sollte, dann hätten ja die Blousenmänner Recht, die meinen, ihr Elend hätte ein Ende, wenn sie alle Tage nach Art der haute finance sich an Caviarbrödchen und Veuve Cliquot laben, auf Gummirädern einherfahren, unter dem Premièren-Publikum im Theater Platz nehmen und vom Bediententroß in die schwellenden Seidenpolster sich betten lassen könnten. Dem Indianer gilt als höchste Vollkommenheit schnell laufen, sicher treffen und jede Spur des Büffels in der Prärie sicher erkennen. Der Grieche seufzt nur nach sinnlicher Formenschönheit, der Urgermane verehrt den Wodan, in Walhalla hofft er am Wodan's-Mahle Theil zu nehmen. Und wenn es unsern Sportsmännern nachgeht, so gebührt der Ruhm höchster Bildung dem, der auf der waghalsigen Fuchsjagd nicht Hals und Bein bricht.

Natürlich fällt uns nicht ein zu leugnen, daß es besser ist den Braten statt mittelst der bloßen Finger durch die Gabel dem Munde zuzuführen. Keineswegs wollen wir die Welt um den Gebrauch von Seife und Bürste bringen, da ja angeblich nach dem Seifenverbrauch sich der Fortschritt der Civilisation bemißt. Rousseau, der alle diese Erfindungen als eine Verschlechterung der Gesammtlage erklärte, hat sich offenbar einer Uebertreibung schuldig gemacht. Aber wir begreifen nicht, wie man im Ernst nach solchen Aeußerlichkeiten das Wohlbefinden oder gar die Vollkommenheit der Menschen beurtheilen mag. Als ob der Mensch dann glücklich wäre, wenn er mit Diners und Soupers, mit Concerten und trente et quarante seine Zeit ausfüllt. Als ob der Trappist, der zwischen Feldarbeit und dem Stundengebet ein bescheidenes Mahl von Eiern, Gemüse und Brod zu sich nimmt, nicht ebenso zufrieden sein könnte! Gewiß sind die Dampfmaschinen ein Fortschritt. Aber haben sie die Arbeitsamkeit und die Genügsamkeit der Arbeiter gefördert? Sind unsere Soldaten durch die Erfindung der Hinterlader tapferer geworden? Jener Indianerhäuptling fand im ganzen großen London nichts, rein gar nichts, was er als Geschenk hätte nach Hause mitnehmen mögen. Endlich nahm er doch ein

wollenes Schultertuch an. Triumphirend fragten ihn die Vertreter der europäischen Civilisation, ob er nicht begreife, daß unsre Kultur auch ihre Vortheile biete? „Ja — sprach er — dieses Tuch scheint mir beinahe so gut zu sein wie unsre Thierfelle". Mit der geistigen und sittlichen Förderung der Menschheit haben die meisten dieser rein äußerlichen Verbesserungen wenig oder gar nichts zu schaffen.

Der Schild des Herakles und die Rüstung des Achilles, der eherne Stier des Phalaris bedeuteten zu ihrer Zeit einen Fortschritt, aber die Menschheit hätte nichts eingebüßt, wenn sie nicht gemacht worden wären. Die Taschenuhr ist ein Beweis für den Scharfsinn dessen, der sie ersann, aber sie ist eher geeignet die Entwicklung des Scharfsinns bei ihrem Besitzer aufzuhalten. Wenn sie stehen bleibt, wissen wir nicht, woran wir mit der Zeit sind. Aber der Hirtenknabe auf dem Felde weiß ohne Uhr nach dem Stande der Sonne genau zu sagen, wann es Mittag ist. Um wieviel sind die Bewohner unsrer Dörfer klüger geworden, seitdem die Bären- oder Kameeltreiber mit dem obligaten Affen ihre Fluren durchwandern? Und wie weit mögen die Städter an Bildung und Gesittung wachsen, wenn ihren Kindern in den Meßbuden ein vierköpfiges Kalb oder ein Wilder gezeigt wird, der vor ihren Augen zum Beweis seiner Wildheit ein Hühnchen mit Haut und Haaren lebendig auffrißt? Sollen wir wirklich glauben, daß unsere Großstädter sittlicher und gescheidter geworden sind, seitdem sie ihren Kunstreiter- und Akrobaten-Circus haben und die zoologischen Gärten besuchen können, wo die Affen und Krokodile mit Zuckerbrod gefüttert werden? Wäre es nicht vielleicht besser, wenn gewisse Schichten der Bevölkerung etwas weniger von der Kultur beleckt würden, wenn sie insbesondere mit der Fin de siecle-Literatur keine Bekanntschaft machen würden — ich meine die Kolportage-Romane, die abergläubischen Schriften, überhaupt die übelberüchtigte Schund- und Schandpresse?

Nochmals bemerke ich: Ich bin der Letzte, der diese Dinge — soweit sie in sich berechtigt sind — gering achtet. Aber ich kann nicht glauben, daß in ihrer Vermehrung ein Fortschritt der Kultur liegt. Nur zu häufig steht materieller und geistiger Fortschritt nicht bloß nicht in Uebereinstimmung, sondern im Gegensatze zu einander.[7]) Auf Tahiti fand der Reisende Cook eine sehr weit getriebene Etikette, die größte Zierlichkeit in der Kleidung, ein Raffi-

[7]) Vergl. Weiß, Apologie des Christenthums Bd. 2. S. 580—583.

nement der Toilettekünste. Daneben aber trieben sie Menschenschlächterei in großem Maßstabe. Die Battas auf Sumatra sind zwar Kannibalen, stehen aber trotzdem auf einer höhern Stufe der Kultur als ihre nicht menschenfressenden Nachbarn. Die Fidschi-Insulaner sind von höhern Geistesanlagen und höherer Kultur fähig, aber auch grausamer als die übrigen Stammesgenossen und dabei sittlich verwildert. Je mehr das Verstandesleben sich ausbildet auf Kosten des Gemüthslebens, desto größere Ausartung. Die schlimmsten Verbrecher, die unsre Zuchthäuser bevölkern, sind zum großen Theile ihren Gefährten an sogen. Bildung weit überlegen. Viele sind mit den modernen Klassikern genau vertraut.

Wahre Bildung und wahrer Fortschritt ruht auf zwei Grundlagen, auf Wissen und Tugend. Wenn ich sage Wissen, so verstehe ich damit nicht eine rein äußerliche Verstandesbildung. Es mag Einer die Genealogie aller Pferde, die beim Rennen in Epsom gesiegt haben, wissen, er mag jedes größere Theater in Europa besucht und alle Primadonnen und Primaballerinen kennen gelernt haben, es mag Jemand über Beethovensche Symphonien und über den Londoner Krystallpalast oder über die Louvre-Sammlungen in Paris interessant zu sprechen im Stande sein, dennoch kann ihm das wahre Wissen fehlen, und — was noch schlimmer ist — er kann dabei innerlich verroht und verwildert sein. Diese äußerlichen Kenntnisse sind alle gut, aber jene Wissenschaft, die auch *sie* nicht entbehrlich machen, ist *das Verständniß der tiefsten und erhabensten Fragen des menschlichen Lebens*. Und davon darf die wahre Herzensveredlung *niemals* getrennt werden. Dann erst haben wir den *ganzen* Menschen veredelt und gefördert. Dann erst haben wir einen Fortschritt, der diesen Namen wirklich verdient.

Und nun, nachdem das festgestellt ist, sagen wir es offen mit P. Weiß, daß die Menschheit im Großen und Ganzen ungeachtet vieler edler Bemühungen und vieler Besserungen im Einzelnen, ihren langsamen Verfall nicht in Abrede stellen kann. Wo die Seele des Lebens, die Religion, im Rückgang begriffen ist, kann das Leben selbst nicht mehr unverdorben sein. Wenn das Herz verdorben ist, steckt es den Geist an. Sobald aber dieser ins Verderbniß hineingezogen ist, greift die Verschlimmerung der Sitten mit unwiderstehlicher Gewalt um sich. Die persische, die griechische,

[8]) Weiß, Apologie Bd. 2. S. 585.

die römische und die deutsche Geschichte sind dafür Belege. Indeß die Menschheit in äußerlichen Erfindungen und Verbesserungen Fortschritte gemacht hat, hat sie an sittlichem Ernst keineswegs zugenommen. Man wird ohnehin gut thun, wenn man nicht von den Thatsachen will Lügen gestraft werden, die äußerlichen Fortschritte gegenüber der Vorzeit nicht zu übertreiben. Ob wir mit all unsern Erfindungen den mechanischen Künsten der Alten in Wahrheit überlegen sind, steht sehr dahin. Daß die Mitwelt es den Aegyptern, Indiern und Griechen an Großartigkeit und Kunstfertigkeit der Bauten zuvorthun, daß sie ein zweites Palmyra oder Baalbeck schaffen kann, das hat sie bis jetzt wenigstens nicht bewiesen. In den formalen Wissenschaften hat ohnehin noch kaum Einer den Versuch gemacht, den alten Riesen an Wissenschaft, einem Augustinus oder Hieronymus, einem Thomas von Aquin oder Bonaventura, den Rang abzulaufen. Je stärkere Verwerthung der irdischen Güter, desto mehr sittliche Verwilderung! So unleugbar der erste Fall des Menschen, ist auch die Wahrheit, daß sich derselbe in einem tiefern Sinken fortgesetzt hat. Wären nicht durch göttliche Erbarmung neue Lebenskräfte der absterbenden Welt zugeführt worden, sie wäre schon längst vollständig erschöpft. Nur der Allmächtige, der das Werk seiner Hände nicht verläßt und der die Völker heilbar erschaffen hat[9]), konnte die sinkende Menschheit zu neuem Leben und Fortschritt wecken. —

II.

Der stürmisch vorwärts drängende Menschengeist hat sich gewöhnt, vieles als Errungenschaften der Neuzeit zu betrachten. Allein je mehr die Archäologie die Ueberreste der Vorzeit durchstöbert, desto unerbittlicher wird dieses Vorurtheil durchlöchert. In einer Zeit, von der uns mehr als vier Jahrtausende trennen, kannte man z. B. in Aegypten bereits die Glasbläserei, Schiffe mit beweglichen Masten, den Lasso und andere Jagdgeräthe. Am Tempel von Denderah waren die Spitzen der hohen Masten mit Kupfer beschlagen, um — wie es in der Inschrift vom Tempel heißt — „zu zerbrechen die Unwetter vom Himmel". Demnach kannten die alten Aegypter schon den Blitzableiter[10]). In der Fabiola von Wiseman kann man lesen, daß die römischen Frauen in den ersten christlichen

[9]) Sanabiles fecit nationes. Sap. 1, 14.

[10]) Dr. F. Kayser, Aegypten einst und jetzt. S. 112.

Jahrhunderten eine ganze Sammlung raffinirter Schönheitsmittel und Parfümerien kannten, wofür sie ungeheure Summen ausgaben.

Die katholische Religion hat die Menschen keineswegs verdummt, sondern den echten Fortschritt allezeit begünstigt.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die sogenannten finstern Jahrhunderte, so war Vigilius, Erzbischof von Salzburg im 7. Jahrhundert, der erste, welcher behauptete, die Erde sei eine Kugel und hätte Gegenfüßler; Veit, Mönch von Arezzo, erfand die Stimmleiter, die Musikregeln und die Harmonie; der Diakon Gioja den Magnet und den Seekompaß; der Dominikaner Spina die Brillen; Albert der Große, Dominikaner, das Zink und die botanischen Gärten und den Wintergarten; der Abt von St. Alban, Richard Wallingfort, baute im Jahre 1326 die erste astronomische Uhr; der Benediktiner Basilius Valentin war der erste, welcher die Chemie zur Heilung der Kranken gebrauchte; Lucadi Borgo brachte uns die Algebra; der Jesuit Kircher, im Jahre 1697, stellte zuerst Brennspiegel her; der Jesuit Cavalieri, im Jahre 1647, entdeckte die Vielfarbigkeit des Lichtes; der Jesuit Regio-Montanus erfand das metrische System, derselbe, mit Kanonikus Kopernikus und dem Kardinal Cusa, entdeckte das ganze System des Welt-Baues; letzterer behauptete, daß die Sonne und die Erdkugel sich drehe; der Benediktiner Pontius, ein Spanier, ersann die erste Methode, Taubstumme zu unterrichten, im Jahre 1570; der Jesuit Lana im Jahre 1687 erfand das Mittel, die Blinden lesen zu lehren; der Diakon Rollet in Frankreich erklärte zwei Jahre vor Franklin, wie die Gewitter aus der Elektricität der Wolken entstehen; der gelehrteste Sternkundige unserer Zeit war Pater Secchi, ein Jesuit.

Der Director des Jesuitenkollegs zu Stonyhurst in England, Pater Perry, leitete die von der englischen Regierung zur Beobachtung des Venusdurchgangs ausgerüstete Expedition. Die Patres dieses Kollegs waren auch die Ersten, welche es verstanden, das Steinkohlengas vermittelst Retorten zu gewinnen und zur Beleuchtung ihrer ausgedehnten Gebäulichkeiten zu verwenden. Der Erfolg erregte großes Aufsehen. P. Dunn gründete darauf die erste Gasgesellschaft in Preston, einer bedeutenden Fabrik- und Handelsstadt im nördlichen England. „Mit Recht", ruft Pater Baumgartner dessen „Ausflug in das Land der Seen"[11]) wir diese Zusammenstellung entnehmen, aus: „O Ihr Laternenkäfer und

[11]) Stimmen aus Maria-Laach. Bd. 8. S. 96.

Aufklärungswürmer! Noch immer würdet Ihr bei Oel- und Talglicht über die katholische Finsterniß schimpfen, wenn nicht Katholiken und Jesuiten Euch das neue Licht gebracht hätten!"

Was in aller Welt sollte auch die Kirche abhalten, jeden berechtigten Fortschritt willkommen zu heißen und zu befördern? Nur ein tiefeingewurzeltes, unausrottbares Vorurtheil vermag der Kirche solch eine Kurzsichtigkeit und Schwachheit zur Last zu legen. Wir leben im Zeitalter des Dampfes. Wenn heute dieser Sohn der ungleichartigen Elemente, Feuer und Wasser, vor den Triumphwagen gespannt wird, und der menschliche Erfindungsgeist einen Sieg über trotzige Naturgewalten feiert — wer sollte sich darob nicht aufrichtig freuen, und wer möchte sich nach der Postkutsche und dem Stellwagen zurücksehnen? Und wenn wirklich das elektrische Zeitalter jetzt anhebt derart, daß die Elektricität unsre Straßenbahnwagen treibt, beleuchtet und wärmt, die Fahrstühle hebt, die Druckerpressen bewegt, schwerhebende Krahnen und mächtige Erzmühlen in Betrieb setzt, aber auch die Arbeit des Fleischhauers, des Wurstlers und der Köchin unterstützt — wer wollte darüber schmollen oder griesgrämig dem neuen Treiben zusehen?

Die Kirche begrüßt jederzeit den wahren Fortschritt, der auch ihren Zwecken dient. Mit Leichtigkeit können die Bischöfe des Erdkreises Rom, den Mittelpunkt der Einheit, aufsuchen, mit Leichtigkeit können die Missionäre auf die entlegensten Stationen sich begeben. Die vervollkommneten Verkehrsmittel, insbesondere Telegraph und Telephon, ermöglichen jederzeit die Verbindung der Katholiken mit ihrem geistigen Oberhaupte. Mit den wärmsten Sympathien begrüßen wir alles, was die Völker näher bringt. Lacordaire drückt die kirchliche Auffassung mit den Worten aus[12]):

„Die Völker rufen sich ihren Gruß von einem Ende der Welt zum andern zu, sie bedecken alle Meere mit ihren friedlichen Schiffen, um sich zu suchen und zu finden; sie belegen den Boden, der ihrer eifrigen Sehnsucht nach Vereinigung hemmend widerstrebt, mit glatten Eisenbahnen und sie leihen Flügel von dem Feuer, um sich rascher zu begegnen. Und in gleichem Maaße wie die Trennung des Raumes schwindet die Trennung der Sprachen; als Briefe von Volk zu Volk machen die Journale ihre Rundreise um die Welt; die nationalen Vorurtheile werden immer schwächer. Alles

[12]) Bleibtreu, Lacordaires Leben und Wirken. S. 86

hat den Anschein, als wenn das Menschengeschlecht, dessen Familie vor mehr als 4000 Jahren auf den Feldern von Sennaar sich scheidend Lebewohl gesagt hat, sich endlich wieder zusammenfände, und wie es einst das Babylon der Zerstörung sich erbaute, nun das Babylon der Vereinigung aufrichten wolle."

Auch die Kehrseite der Medaille darf nicht übersehen werden. Den Ozean schlagen wir in Bande, verbinden und trennen Welttheile; die Sterne werden gemessen, die Wälder in den Handel gebracht und Seen trocken gelegt. Das Aeußere unsers Erdballs und die Verhältnisse seiner Bewohner haben eine neue Gestaltung genommen. Und dennoch: Stürme, Schiffbrüche, Ueberschwemmungen, Explosionen, Grubenunfälle, Menschenopfer und Eigenthumsverletzungen suchen die Menschheit in nie erlebter Zahl und Ausdehnung heim. Es ist manchmal, als ob die elementaren Mächte der Natur aus allen Fugen gerissen wären, um den Civilisationshochmuth zu verspotten, unsern Stolz auf wissenschaftliche Naturbeherrschung zu demüthigen und die menschliche Ohnmacht den Elementen gegenüber durch furchtbare Katastrophen thatsächlich zu beweisen. Die Hyperkultur verschlingt ihre eignen Kinder, und die eine Hälfte der Menschheit muß sterben, damit die andere leben kann. Der grausame Fortschritt macht es nothwendig, dem Götzen der Civilisation viel Menschenblut zu opfern, und die meisten Erfindungen des 19. Jahrhunderts werden in rasch und mörderisch wirkenden Zerstörungswerkzeugen gemacht. Wir hören heute zwar nicht mehr von der Plage jener schrecklichen Hungersnöthen, von denen die alten Chroniſten erzählen, weil wir Vorräthe zu sammeln gelernt, Straßen gebaut und Verkehrsmittel eingerichtet haben, die uns erlauben in wenigen Tagen hunderte von Meilen weit Getreidemassen herbeizuschaffen. Dafür ist aber „der Hungertod, der Tod aus Mangel an genügender Ernährung" eine ständige Erscheinung in unsern Großstädten, namentlich in London. Sonst gab es nur Hungersnoth, wenn im ganzen Lande Nichts gewachsen war; jetzt aber — trotz Eisenbahnen — würgt der Hungerengel in einer Gasse, während im Nachbarhause vielleicht reiche Vorräthe verpraßt werden.

III.

Zeigt die Geschichte ein Voranschreiten zum Bessern oder zum Gegentheil? — Das ist die Frage, auf welche der Kulturhistoriker je nach seinem Standpunkte eine Antwort zu geben sucht. Der

glaubensfeindliche Forscher bestreitet zwar nicht den Rückgang der christlichen Weltanschauung, an deren Bekämpfung er ja eifrig mitarbeitet, desto mehr betont er aber das siegreiche Vordringen der Humanität. Zwischen diesem Lieblingsgedanken des 19. Jahrhunderts und dem Christenthum konstruirt man eine tiefe Kluft, als ob die Humanität nur vorrücken könne, wofern es gelinge den Einfluß der Kirche einzudämmen und zurückzudrängen. Der liberale Kulturhistoriker erklärt daher frischweg: „An die Stelle des überwundenen Kirchenglaubens setzen wir die Humanität". — Sehen wir einmal zu, auf welchem Baume denn die echte Humanität eigentlich wächst.

„Das Christenthum ist der Tod der Humanität" — lautet das unselige Vorurtheil. „Wer Christ werden will, muß zuerst den Menschen ausziehen, muß Verzicht leisten auf Alles, was echt menschlich ist." Wir sagen im Gegentheil, Humanität und Christenthum sind unzertrennlich. Aber daraus, daß Humanität nicht zum Christenthum im Gegensatz steht, folgt noch nicht, daß sie mit ihm zusammenfällt. Kein Christ — sagt P. Weiß — darf sich schmeicheln, seine Pflichten als Christ erfüllt zu haben, so lange er nicht auch wahre Humanität sich angeeignet hat. Umgekehrt: kein Mensch, der danach strebt alles zu erfüllen, was echt menschlich ist, darf hoffen seine Aufgabe zu lösen ohne Hülfe des Christenthums.[13]) Wo entspringt die Humanität? Sehr einfach; man eskamotirte das Gebot der allgemeinen Menschenliebe aus dem Schatze der christlichen Lehre und gab es dann für das neue Evangelium der modernen Weltanschauung aus. — Hier kann die Frage nicht umgangen werden, was man sich eigentlich unter Humanität oder dem reinen Menschenthum — wie das Plagiat des Christenthums genannt wird — zu denken habe? Häufig versteht man unter Humanität nichts anders als eine veredelte Aeußerlichkeit z. B. den Fortschritt vom Floß zum Kriegsschiff, oder die Einsicht, daß sich in Häusern und Städten bequemer lebt als in Höhlen, oder die Bereicherung des Küchenzettels und die Vermehrung der Mahlzeiten, und daß man von Gebackenem und von Süßigkeiten besser lebt als von Menschenfleisch und Eicheln. Tausende von Lobrednern unsrer heutigen Kulturfortschritte fassen das Wort Humanität rein äußerlich und materialistisch auf. Auch der Satz, daß unsre modernen Großstädte der Sitz der Kultur, der Bildung, der Humanität seien, ist für das Durchschnittspublikum unumstößlich gewiß. Fragen

[13]) Weiß, Apologie Bd. 3. S. 781.

wir nach dem Warum, so wird man uns sagen, weil dort alle Bildungsmittel vereinigt seien: Schulen, naturwissenschaftliche und Kunstsammlungen, Theater, Konzerte ꝛc. Alle Erfahrungen in alter und neuer Zeit bestätigen aber, daß das Leben und Treiben der übergroß anwachsenden Städte, dieser Brutöfen aller geistigen Zerrüttung, dieser Schlupfwinkel aller Verbrecher, der Tod aller Humanität ist. So oberflächlich werden gewöhnlich die Schlagworte Bildung und Humanität verstanden. Was soll man von Volksbildnern urtheilen, welche nicht müde werden, die Bühne als die eigentliche Schule der Bildung fürs Leben zu empfehlen, oder von Weltverbesserern à la Strauß, welche die Musik als die Religion der Zukunft predigen, oder von den Pariser Communarden, welche die Welt glauben machen wollen, es werde nicht eher die Humanität zur Wahrheit werden, bevor man nicht die Kirchen in Theater umgewandelt hätte. Ja wohl, eine Petroleumshumanität, eine Dynamit- und Revolvercivilisation und eine Kultur des Fleisches mag aus solchen Experimenten entstehen, so blühend, daß vielleicht ihre eigenen Apostel am ehesten vor ihr sich entsetzen. Periander von Korinth war ein feingebildeter Mann, ein Gönner der Dichter, ein Freund der Philosophen. Viele rechnen ihn zu den sieben Weisen Griechenlands. Das Alles hinderte ihn aber nicht, Greuel, Grausamkeiten und Schandthaten zu verüben, die sich gar nicht nacherzählen lassen. König Alexander von Pherä, so wohl geeignet zum Schutzpatron der Theatermoral und Konzertreligion, war von Natur so weichherzig, daß er bei Theateraufführungen vor Rührung die Thränen nicht bemeistern konnte. Und der nämliche Tyrann ließ Menschen lebendig begraben, in Thierhäute zunähen und von seinen Jagdhunden zerreißen. Aehnliche Beispiele von unmenschlicher Härte im Bunde mit einer ausnehmend freien, aber nur äußerlichen Bildung liefert die Geschichte aller Zeiten.[14]) Mit einem Worte: diese oberflächliche Bildung ist nicht wahre Humanität; es muß auch die Bildung des Geistes hinzutreten. Niemanden fällt es ein, zu glauben, daß Schmutz und abstoßendes Betragen das Kennzeichen eines gebildeten Herzens sein könne. Christliche Bildung und Humanität erfordern auch Feinheit im Benehmen und in den Umgangsformen, auch künstlerische Zier und bescheidenen Schmuck. Manche unsrer Heiligen waren in der Wissenschaft nur wenig erfahren und verstanden von der Kunst nicht viel, und auf dem glatten Parket unsrer Residenzstädte würden sie sich recht linkisch benommen haben.

[14]) Vergl. Weiß, Apologie Bd. 3. S. 785.

Und dennoch gehen wir um Humanität zu lernen lieber zu ihnen in die Schule als zu den sogenannten Löwen der Gesellschaft und zu den Stutzern, welche die Trottoirs der Städte unsicher machen. Gerade diese ängstliche Sorge unsrer Heiligen, das Maaß ihrer Bedürfnisse einzuschränken, ihre Schweigsamkeit, das Fasten und die Disciplin sind uns die Beweise, daß wir bei ihnen echte, edle Humanität lernen können, mehr als in den von Nuditäten strotzenden Kunsttempeln und Schaustellungen, die unter dem Namen von Bildungsmitteln das Herz faul machen und die Sitten verrohen. Ein Pater Damian, der auf der Insel Molokai der Aussätzigen wartete, ist ein lautredender Beweis dafür, daß die wahren Humanitätsapostel, ich will lieber sagen die Engel Gottes noch immer auf Erden wallen, und daß die Kraft der Selbstaufopferung im Dienste der Nächstenliebe auch heute noch nicht erloschen ist. Ein Pater Damian, der inzwischen bereits seine Nachfolger gefunden hat, wiegt Dutzende jener humanen Menschenfreunde auf, von denen die Journale soviel Rühmens machen.

IV.

Aus unsrer Darlegung geht zur Genüge hervor, daß bei Beantwortung der Frage, ob ein Fortschritt oder ein Rückschritt in der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft anzunehmen sei, unvereinbare Gegensätze je nach dem Parteistandpunkte des Einzelnen zu Tage treten. Unter Kulturfortschritt versteht die Masse der sogenannten Gebildeten die Resultate der Gesetzgebung, welche es ermöglichen, *außerhalb* des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben. Als kulturelle Errungenschaften werden jene Hypothesen und Behauptungen gepriesen, welche den offenen Widerspruch zu den Lehren des Welterlösers bekunden. Der theoretische Gegensatz und der praktische Widerspruch gegen Christus und seine Kirche gelten heute vielfach als Inbegriff von Kultur und Civilisation. Auf diesem Standpunkt nennt man Erziehung, was nichts anders ist als Dressur; das comme il faut in der äußeren Erscheinung wird als „Sittlichkeit" bezeichnet und eine feine Redeweise mit gewählten Ausdrücken und Wendungen wird als der „Reflex edler Gesinnung" geltend gemacht. Grundverschieden hiervon ist *unsre* Auffassung. Wahrer Fortschritt hat zur Voraussetzung: geistige Höhe und Ueberlegenheit eines auf der Grundlage tüchtiger Kenntnisse stehenden Menschen und sittliche, auf religiöser Grundlage ruhende Reinheit des Gemüths mit der hieraus hervorgehenden Antipathie gegen alles Rohe, Gemeine und Unedle.

Interessant sind die Bemerkungen, welche der große Geschichtsforscher Joh. Friedrich Böhmer in seinen Schriften über unsern Gegenstand niedergelegt hat. Böhmer war der Mann von ächtem Schrot und Korn. Nach Döllingers Ansicht haben wenige Gelehrte in so hohem Maße den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht. Böhmers Schriften gehören zu dem Werthvollsten, was der Büchermarkt den Freunden der deutschen Geschichte seit langer Zeit gespendet hat. Ueber fast alle Tagesfragen werden werthvolle Aufschlüsse geboten. Ich führe einiges an.[15]) „Böhmer war, wie sein Biograph Janssen bemerkt, im Vorlauf der Jahre immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß die ganze neuere Bildung im Christenthum wurzele und darum auf die christlichen Grundlagen zurückzuführen sei. Hierzu müßten wie alle Wissenschaften so auch die Künste mitwirken. . ." „Die großen, die starken Völker glauben und beten und ringen, so die Tyroler, schrieb er. Nur wo der Glaube noch stark ist, wird eine Nation sittlich groß und mächtig sein; wenn sie den alten Gottesdienst verspottet, so fällt alles mit." „Ohne Würdigung der Kirche bleiben uns die Jahrhunderte des Mittelalters unverständlich, und im Sinne der Kirche und des Rechts muß dessen Geschichte dargestellt werden, wenn sie einen erziehenden, sittigenden Einfluß ausüben soll. De Maistre hat einmal die Geschichtschreibung in den letzten Jahrhunderten eine Verschwörung gegen die Wahrheit genannt, und wie übertrieben auch dieser Ausspruch in seiner Allgemeinheit ist, so ist doch unzweifelhaft, daß der antikirchliche und religionslose Sinn fast auf keinem Gebiet größeres Unrecht begangen und größeres Unheil gestiftet hat als auf dem der Geschichtschreibung". Ein andermal bemerkt Böhmer: „Görres hat ganz gewiß Recht mit dem Ausspruch in einer seiner letzten Stunden: Verfaulte Völker leben nicht wieder auf. Es lohnte sich der Mühe zu erforschen, welches ist das natürliche Lebensalter der Völker? welches das Symptom ihrer Fäulniß? welche sind von ihrer Kindheit bis zum Tode historisch an uns vorübergegangen? Waren die Römer nach ihren großen Eroberungen noch ein Volk, oder waren diese letzteren nichts anderes als die Einströmungen frischer Lebenselemente, die sich in der Völkerwanderung großartig wiederholten? Auf diese Weise sterben die Völker nicht, sondern sie wandeln sich um durch die successive Vermischung." Endlich sagt er: „Alle diejenigen, die

[15]) Joh. Friedrich Böhmers Leben, Briefe u. kleinere Schriften durch Johannes Janssen. Bd. 1. S. 198, 247, 278, 295.

den religionslosen Staat anstreben und deßhalb alles Religiöse und Kirchliche mit Füßen treten, dabei aber immer von Freiheit und Fortschritt faseln, verdienen nichts Besseres, als daß die eiserne Hand einer Militärherrschaft die von ihnen zerbrochenen Stücke des Hirtenstabes in Gestalt einer Knute über ihren Rücken schwinge. Und so wirds kommen." Bekanntlich hat dieser merkwürdige Frankfurter Geschichtsforscher, welcher am 22. Oktober 1863 gestorben ist, nicht der katholischen Kirche angehört und dennoch für sie so beredtes Zeugniß abgelegt.

Eine Gesellschaft, ein Volk kann sich niemals lange auf dem Gipfel der Vollkommenheit erhalten, den sie überhaupt erreichen kann. Die Völker gleichen den Gestirnen; der Augenblick, in welchem sie ihren Zenith erreichen, bezeichnet auch schon den Augenblick, da ihr Niedergang beginnt. Sie scheinen sich nur zu erheben, um alsbald wieder zu sinken und ein durch die Jahre erschöpftes Greisenalter dahin zu schleppen. Die Zeit der Kreuzzüge, wo eine ganze Welt auf den Ruf des hl. Bernhard sich erhob, wird vielfach für den Höhepunkt der Macht der Kirche gehalten; und gerade um diese Zeit tauchen auch schon die Zeichen des Verfalls auf, der von nun an um sich griff bis zum Abfall der modernen Gesellschaft. Heute werden bekanntlich von Schriftstellern, deren Blick sich nicht über das alltägliche Niveau erhebt, die Kreuzzüge verhöhnt und verspottet, und ein liberaler Kulturhistoriker erklärt sie sogar für eine Art Wahnsinn oder eine Seuche.[16])

Die Römer und die Griechen waren niemals so stolz auf ihre Bildung und Civilisation, als zur Zeit, da bereits der klägliche Verfall eingetreten war. Alle andern Nationen galten ihnen nur als Barbaren, und doch gehörte diesen sogen. Barbaren und nicht den verfeinerten Griechen und Römern die Zukunft. Die Geschichte belehrt uns, daß ein Volk, welches die Vorschriften des göttlichen Dienstes treu beobachtet, unter allen Völkern gesegnet ist.[17]) Von allen untergegangenen Völkern aber ist kein einziges, welches nicht seinen Untergang dadurch verdient hätte, daß das göttliche Gesetz bei ihm in Vergessenheit gerathen war. Allerdings wartet der Herr, ehe sein Strafgericht hereinbricht, aber dann ist dasselbe desto schlagender. Die dauernde Bestimmung eines Volkes kann man nicht sicherer beurtheilen, als wenn man seine größere oder geringere Treue, womit es den kirchlichen Vorschriften nachkommt, zum Maaßstab nimmt. Krankheitskeime können sich auch bei einem

[16]) Kulturgeschichte der Menschheit von G. F. Kolb. Bd. 2. S. 555.
[17]) Vergl. Guéranger, das Kirchenjahr Bd. 5. S. 197.

Volke entwickeln, bei welchem das öffentliche Recht auf der Grundlage christlicher Principien aufgebaut ist, aber es hat dann in sich doch soviel sittliche Kraft, um die Krankheit zu überwinden. Die Stürme der Revolution können es vielleicht aufwühlen, aber es fällt nicht auseinander. Wenn die Masse der Bürger die kirchlichen Vorschriften der Sonntagsheiligung, der Fastengebote ꝛc. beobachtet, so genügt das schon, um das Gottesbewußtsein in der Oeffentlichkeit aufrecht zu erhalten. Schon darin liegt ein sittlicher Fonds, der ein Volk vor der Gefahr des Verfalls bewahrt und ihm die Thüre zur völligen Erneuerung offen läßt. Eine ökonomistische Schule erblickt allerdings in diesen hl. Einrichtungen weiter nichts als einen dem Fortschritt angelegten Hemmschuh. Aber ein Volk, das auf derartige nichtige Theorien menschlicher Ueberhebung hören wollte, müßte das Zerreißen der göttlichen Vorschriften mit einem bedenklichen Sinken der öffentlichen und privaten Moral theuer bezahlen. Gott der Herr fordert, daß sein Volk ihm diene und ihn verehre, und er allein ist der Herr der anzuordnen hat, *wie* es ihm dienen und *wie* es ihn anbeten soll. Jeder Schlag gegen die *äußere* Gottesverehrung, welche das wahre gesellschaftliche Band bildet, fällt mit voller Wucht auf den ganzen Aufbau menschlicher Interessen zurück. Und hätten wir darüber auch nicht das Wort des Herrn, so würde dies so sehr der Gerechtigkeit entsprechen, daß es gar nicht anders sein könnte.

Vergebens bemühen sich die Politiker und Staatsmänner, durch bloße Pflege der materiellen und wirthschaftlichen Interessen die Völker glücklich und zufrieden zu machen. Nur *der* Mensch, dessen Geist seinem Schöpfer entgegenseufzt, wird glücklich und zufrieden sein können. Er wird seinen Erwerb und Besitz als Gabe von oben betrachten, bestimmt, nicht bloß für die *eigenen* Bedürfnisse sondern auch zum Dienste der Gesammtheit, zur Linderung der Noth des Nächsten. Arbeit und Genügsamkeit begründen und erhalten den Wohlstand und darum kann allgemeiner materieller und geistiger Fortschritt bei edlem vereintem Streben dem christlichen Volke nicht ausbleiben. Es geht in Erfüllung das Wort des Herrn: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles übrige, wie Kultur, Civilisation, Humanität, Fortschritt u. s. w. wird euch beigegeben werden.

In diesen Worten der Verheißung liegt das Lebensprogramm und das Fortschrittsideal für den Einzelnen wie für das Volk, für Regierende und Regierte, heute und immerdar!

Deutschlands größte Dichterin.

Ein Jubiläumsgedenkblatt

von

A. Zottmann.

„Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannst es nicht hinübernehmen,
Doch vor den Richter kannst Du treten,
Die reinen Hände hochgefaltet:
Sieh' Herr, die Pfunde mir verliehen,
Ich habe redlich sie verwaltet."

(Aus der Dichterin Nachruf an H. v. Hohenhausen.)

In der Burg „auf dem Hülshove", einem alten, etwa zwei Stunden von Münster entfernten Wasserschlosse, lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Landedelmann Clemens August von Droste-Hülshoff mit seiner zweiten Gemahlin Therese Luise von Harthausen. Er besaß bedeutende Kenntnisse in Botanik und Ornithologie, große Anlagen für die schönen Künste und liebte Gesang und Musik; im Uebrigen war er ein Freund der Fechtkunst und zeigte persönlichen Muth, aber auch besonders hervortretende Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit.

Die Gattin, mehr imponirend und tonangebend, war eine kluge und tüchtige Hausregentin, voll geistiger Kraft und Energie, sowie guter Befähigung zu wissenschaftlichen Studien, dabei eine große Wohlthäterin der Armen. Treue Anhänglichkeit an den katholischen Glauben der Väter war beiden Gatten gemeinsam.

Der Eltern Eigenschaften scheinen als Doppelerbe am schönsten und vollständigsten in ihrem zweiten Töchterlein zur Blüthe gelangt zu sein, der am 10. Januar 1797 geborenen Anna Elisabetha, im späteren Leben bekannt unter dem Namen Annette, Freiin von Dorste-Hülshoff. Ihr, der größten Dichterin Deutschlands, vielleicht der ganzen Welt, seien die folgenden Zeilen zum 100. Geburtstag gewidmet, welche sie nach ihren Lebensverhältnissen und ihrem Charakter, und sodann nach ihren Dichtungen schildern sollen.

I.

„Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demüthig, wenn ein Liebeswerk geschehn
Und seine Spur verweht schien von den Winden,

Einsam erwachsen auf der Heimathflur,
Im Stillen sammelnd ewigen Gewinn,
Allein an Gott Dich klammernd und Natur,
So warst Du Deutschlands größte Dichterin."

(Nach P. Heyse und Kreiter.)

Weit über die Geschlechts- und Altersgenossen hinaus entwickelte sich rasch der Geist des von Geburt aus schwächlichen und mit Krankheit ringenden Kindes. Merkwürdig phantastische Ideen, ernste Erwägungen, unruhige Aufregung, dann wieder Freude an der Natur, lebhafter Humor und poetische Versuche treten schon in der Kindheit zu Tage: gut, daß die verständige Mutter diese Neigungen durch regelmäßige Beschäftigung, Handarbeiten und Studien, deren Programm: altklassische und neuere Sprachen mit Literatur, Geschichte, Naturkunde, Mathematik, auch Gesang und Musik enthielt, in geordnete Bahnen zu lenken suchte.

Besonderes Gewicht wurde auf die religiöse Ausbildung gelegt. Das Gebet Morgens und Abends, wie das Tischgebet gehörten streng zur Tagesordnung. Der vom Hauskaplan gelesenen hl. Messe wohnten Alle im Schlosse bei und ohne besonderen Grund hätte sich selbst an den Wochentagen Keiner davon ferne gehalten. Auch im späteren Leben hielt Annette an den frommen Gebräuchen des Vaterhauses fest und würde niemals, selbst nicht in Gegenwart von Anders- oder Ungläubigen, ihr Tischgebet unterlassen haben.

Manchmal wurden Verwandte besucht, besonders gern die Stiefgroßmutter in Böckendorf, die fromme, nach ihrem Tode fast als Heilige verehrte Freiin von Wendt-Papenhausen, welche die erste Anregung zu den geistlichen Liedern gab, auch Münster und andere naheliegende Orte wurden zeitweilig besucht, so daß Annette schon früh in Berührung mit bedeutenden Persönlichkeiten kam, die nicht ohne Einfluß auf ihre Dichtungen blieben. In dieser ersten Lebensperiode ist vor Allen der damals geachtete Gelehrte und Hainbunddichter M. Sprickmann in Münster ihr literarischer Mentor, welcher sie besonders mit der Schillerschen Dichtung vertraut macht. Doch wird er 1814 nach Breslau versetzt und dessen persönliche Anregung hat damit ein Ende.

Für Annette beginnt eine Art Sturm- und Drangperiode, so etwas von Weltschmerz und unbestimmtem Sehnen. In einem Gedichte an Sprickmann, „Unruhe" betitelt, kommt das zum beredten Ausdruck: auch die um diese Zeit entstandenen Dichtungen „Bertha", „Walther", „Ledwina", dann der erste Theil des „Geistlichen Jahres" tragen dieses Gepräge. Es gilt von ihr selbst, was sie der Bertha in den Mund legt:

„Wie ist mir so weh, was durchbebt mir die Brust

Mit unbekanntem Verlangen?
Es füllt mir die Seele mit inniger Luft
Und doch mit unendlichem Bangen. . . . .
O weh, verbleicht sind die Wangen nun,
Verwandelt das Lächeln in Thränen:
Es läßt mich nicht weilen, es läßt mich nicht ruhn,
Mich treibt unbegreifliches Sehnen."

Annette wünscht sich fort in ferne Länder, nach China, Japan, Afrika, Amerika, so groß wird ihre innere Unruhe und Aufregung und manchmal steigert sich dieselbe in dem Grade, daß sie fürchtet, den Verstand zu verlieren und sie demüthig und ergreifend innig zu Gott ruft, nur das möge Er nicht über sie kommen lassen:

„Mein Jesus, darf ich wählen,
Ich will mich lieber quälen
In aller Schmach und Leid,
Als daß mir so benommen
Wenn auch zu meinem Frommen
Die Menschenherrlichkeit."

Mit der Erklärung dieser Unruhe war man nicht verlegen und hat einfach eine unglückliche Liebesneigung hier eingeschaltet, aber die Geschichte weiß Nichts davon und Anettens Briefe und Dichtungen geben auch keinen Anhaltspunkt dafür, wenn man nicht ein Paar Stellen bei den Haaren zu diesem Zweck herbeizieht. Wie wenig ihre Umgebung an dergleichen dachte, beweist folgender Vorfall. Eines Tages kam eine alte Frau der Nachbarschaft zu ihr und bittet sie dringend, doch um Gottes Willen einer schwerleidenden Wöchnerin beistehen zu wollen. Fräulein Annette besitze die Eigenschaft eine Sternenjungfrau zu sein — ein Wesen, das nach dem Volksglauben nicht lieben und nicht „sich lieben lassen" mag und deshalb durch seine unantastbare Keuschheit in verzweifelten Fällen von Krankheit Heilung bringen könne.

Demnach müssen wir den Grund dieser Unruhe wo anders suchen und dürften wir ihn sicher einerseits in ihrer beständigen, zuweilen qualvoll sich mehrenden Kränklichkeit finden, welche, wie sie selbst sagt, ihr den Gedanken an Abzehrung und nahebevorstehende Auflösung „recht lebhaft und ernstlich vor Augen stellt", und andrerseits in dem, was ihr Biograph Kreiten geltend macht, wenn er sagt: „Für Annette war die Zeit des Ueberganges vom werdenden zum fertigen Menschen gekommen, jene für phantasiereiche Menschenkinder und für außergewöhnliche Talente oft so schmerzvolle Periode, in der die Seele die Unbefangenheit der Kindheit abstreift, um sich selbst, ihrer tiefsten Bedürfnisse und Wünsche klar zu werden, wo das Bedürfniß nach einem selbstständigen Charakter rege wird. Das sind die Stunden bitteren Losreißens von leeren, unbestimmten Ahnungen und Träumen, um überzugehen zu den Forderungen der Pflicht und der Wirklichkeit . . ."

Man darf aber nicht glauben, daß Annette ihre Tage deswegen in Trübseligkeit und Griesgrämigkeit hinbrachte; im Gegentheil: ihr religiöser Sinn und Gottvertrauen, dazu ihr glücklicher in allen Lebenslagen hervorsprudelnder Humor halfen ihr über derartige Stimmungen hinweg, so daß sie auch, in die Gesellschaft eingeführt, alsbald durch die pikante Art ihrer Unterhaltung, ihren Witz und besonders die Schärfe ihrer Beobachtung und Kritik der Liebling Aller wurde.

Im Jahre 1825 gestaltete sich das Leiden der Dichterin so bedenklich, daß die Aerzte Luftveränderung verlangten, weshalb eine Reise an den Rhein, zum Onkel Werner von Haxthausen arrangirt wurde. Dort erholte sich Annette sehr gut, dabei wurde fleißig gesungen und musiziert, sogar eine reichere Anzahl von Minneliedern und Balladen componierte sie während dieses Aufenthaltes, Compositionen, welche an einfacher Schönheit, Adel und Eigenthümlichkeit in der deutschen Composition schwerlich ihres gleichen haben.

Es fiel dem Freifräulein schwer, als sie im Frühjahr 1826 nach Hause berufen, vom liebgewonnenen Köln Abschied nehmen mußte. Die Angehörigen fand sie um diese Zeit noch alle fröhlich und wohl, aber bereits am 25. Juli trat ein herber Trauerfall ein, indem der innig geliebte Vater unerwartet nach kurzem Krankenlager fromm und sanft, wie er gelebt hatte, seinen Geist aufgab. Wie sehr Annette an ihm gehangen, zeigt sie in dem lieblichen Gedichte: ‚Das 14jährige Herz' (Er ist so schön! — sein lichtes Haar, Das möcht ich mit keinem vertauschen . .), welches in die Verse endigt:

„Ruft mich beim Namen und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben:
Ach er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

Nach dem Tode des Vaters nahm der verheirathete älteste Bruder Werner Hülshoff zu seinem Wohnsitz, die Mutter dagegen zog mit den beiden Töchtern nach ihrem, etwa 1 Stunde entfernten Wittwensitz Rüschhaus, einem einsamen Landgut, das von jetzt an der Dichterin eigentliches Heim wurde. Zwischen eifrigem Gebet und ernsten Studien, Anlegen und Ordnen ihrer reichhaltigen Münzen-, Gemmen-, Uhren-Antiquitäten und Mineraliensammlung und Handarbeiten war ihre Zeit getheilt. Oefters wurden auch Besuche empfangen und mit ihnen angenehme Stunden verplaudert; Abends pflegten „flachsköpfige kleine Buben und Mädchen von den nächsten Kotten in ihren Holzschuhen unter das Fenster getrippelt" zu kommen und riefen hinauf: Frölen, Frölen, vertellen! worauf ihnen Annette irgend eine wunderschöne Geschichte zum Besten gab. Besonders

häufig wurden Ausflüge in Gottes freie Natur gemacht, wo sie oft stundenlang an knorrige Eichstämme gelehnt, oder auf versteckten Weideplätzen im Moose liegend hinaussah in die weite Ebene, oder tagelang mit einem mächtigen Hammer in den weißen Händen auf der endlosen Haide umherstreifte, „um der Erde steinerne Weisheit aufzusuchen" und ihre Mineraliensammlung damit zu bereichern. Das that sie so eifrig, daß einst ihr Diener, in der Unterhaltung mit einer fremden Küchenmagd gefragt, was doch das Fräulein den lieben, langen Tag auf Rüschhaus anfange, die lakonische Antwort gab: „De kloppet Stene."

Auch verschiedene freundschaftliche Verbindungen wurden von hier aus angeknüpft und inniger verschlungen. Levin Schücking kam hier zum ersten Male durch ein Empfehlungsschreiben seiner Mutter mit Annette in Berührung, welche sich von der Zeit an mit aller Sorgfalt um ihn, wie um ihren Adoptivsohn annahm. Ein besonders edles und wichtiges Freundschaftsverhältniß entstand mit dem in Münster weilenden, geistig gereiften und charakterernsten Philosophieprofessor Chr. L. Schlüter; Annette nennt ihn ihren „liebsten Freund", ihren „einzigen Freund", ihr „liebes Professorchen", verkehrt persönlich mit ihm und plaudert in ihren Briefen mit ihm über ihre äußere Lebensverhältnisse, ihre Seelenangelegenheiten, ihre Dichtungen und alles Mögliche, und Schlüter ist auch in allen Angelegenheiten ein aufrichtiger, wahrhaft wohlmeinender und edler Freund. Seiner Anregung verdanken wir auch die zweite Hälfte des Geistlichen Jahres.

Obwohl durch solche und ähnliche Freundschaftsverbindungen und andere Besuche die Einsamkeit etwas gemindert wurde, war sie doch groß genug, die ohnehin ganz schwache, oft von Leiden und Schmerzen heimgesuchte Gesundheit der Dichterin noch ungünstiger zu beeinflußen und wenigstens von Zeit zu Zeit einen Wechsel des Aufenthaltes zu fordern. So brachte die Dichterin den Winter 1830/31 in Bonn bei ihrem Vetter, dem Kirchenrechtsprofessor Clemens von Droste-Hülshoff zu. Statt aber sich, wie es geplant war, ganz der Erholung hinzugeben, widmete sie sich eine geraume Zeit Tag und Nacht der Krankenpflege bei der Freundin Mertens im nahen Plittersdorf. Wir sehen darin eigentlich nur einen Zweig jener schönen Charaktereigenschaft, über welche alle, welche Annette kannten, übereinstimmten, nämlich ihrer aufrichtigen Nächstenliebe, mit der sie zu helfen suchte, wo sie Noth oder Hülfsbedürftigkeit fand. Schlüter apostrophiert sie diesbezüglich folgendermaßen:

So seit Jahren dich sah ich die Pfade des heimlichen Wohlthuns
Wandeln, stillen die Noth, Freude bereitend allum.
Und wo Glück du schufst, wie glänzte beglückend dein Antlitz;

Doch, was immer du thatst, schien dir der Rede nicht werth.
Gern verweiltest du nur bei dem, was Anderen am Herzen
Liegen du sahest, um dies kreiste dein heitres Gespräch."

Etwas weniger übte sie die Nächstenliebe, wenigstens in ihren früheren Jahren im Reden und Urtheilen. Mit ihrer scharfen Beobachtungsgabe hatte sie sehr bald die verwundbare Achillesferse des Nebenmenschen entdeckt und dann fehlte es nicht an Spott und sarkastischem Bekritteln; selbst Freunde und Nahestehende wurden damit bedacht. Später streifte sie jedoch das ab und „je älter sie wurde, berichtet eine Freundin, je mehr lernte sie die Gemüthsseite des Menschen schätzen und verstehen. Sie war nicht mehr kalt und spöttisch, wie zuweilen in der Jugend, ihr ganzes Wesen war Milde, großartige Güte geworden; der Scharfblick des Spottes hatte sich in den liebenswürdigsten Humor verwandelt, der nie verletzte."

Da Annettens Vetter, Professor Clemens, ein eifriger Hermesianer war, so hat man auch die Dichterin damit in Verbindung gebracht und weiter aus verschiedenen Stellen ihres Geistlichen Jahres und seit der Veröffentlichung ihrer Briefe an Schücking auch aus einer Stelle derselben schließen wollen, daß Annette dem Skepticismus verfallen war und nicht mehr den katholischen Glauben festhielt. Bezüglich des Hermesianismus aber sagt sie selbst, daß sie von den Streitigkeiten so wenig verstand, als ob hebräisch gesprochen worden wäre, und als man sie nach der Verurtheilung dieser Doktrin durch Rom fragte, was sie davon halte, gab sie die gewiß gläubig-katholische Antwort: „Rom hat gesprochen, ich weiß nicht, wie man da noch fragen kann!" Allerdings mag der Aufenthalt in diesem hermesianisch durchwehten Hause manchen Zweifelskeim doch in sie hineingelegt haben. Sicher hatte sie viele und heftige Versuchungen, mußte viel kämpfen und ringen um den Glauben, hatte viel Angst und Schrecken, den festen Glauben nicht zu haben, das Bild Gottes an ihrer Seele verloren zu haben und dgl. Die Lieder des Geistlichen Jahres sind voll von derartigen Stellen. Aber sie sind andererseits auch voll von Glaubensbekenntnissen, von wahrhaft rührender und demüthiger Hingabe an Gott, von Aufmunterungen zu kämpfen für Gott und seine Kirche, von Verehrung Mariens, Sehnsucht nach der hl. Communion und dgl. Auch dem freisinnigen Schücking gegenüber, mit dem sie es sonst vermeidet, über religiöse Dinge zu verhandeln, kann sie doch nicht unterlassen, ihn eindringlichst zu bitten und zu ermahnen, bei der Eheschließung mit der protestantischen Gall doch ja nicht in einem Augenblick der Schwäche oder Leidenschaft in protestantische Kindererziehung einzuwilligen.

Rechnen wir dazu die ernstgläubige Erziehung, die Annette erhalten, die eifrige Religionsübung ihr ganzes Leben lang, ihr wahrhaft ergreifendes Rufen und Beten zum Himmel, so müssen wir sagen: Annette war eine katholische Dichterin, die mit Entschiedenheit an ihrem angestammten Glauben festhielt, der es Ernst war, wenn sie ausrief:

„Die Tempel, wo wir gläubig knien,
Die soll kein Frevler Spott entweihn;
Dem Feigen Schmach und Schamerröthen,
Der an des Heiligthumes Schrein
Läßt eine falsche Sohle treten."

Zu anderen und zwar weiteren Ausflügen gab Anlaß die Vermählung ihrer Schwester Jenny mit dem bekannten Germanisten Joseph von Laßberg, welcher zuerst in Eppishausen, dann auf dem „ältesten deutschen Schloß", der von König Dagobert erbauten Meeresburg am Bodensee wohnte. Viermal wurden Schwester und Schwager von Annette besucht, das erstemal in Eppishausen von Herbst 1835 bis Frühjahr 1836, dann dreimal auf der Meersburg in den Jahren 1841, 1843—44 und 1846 bis zu ihrem Tode. Schon aus Gesundheitsrücksichten veranlaßte man sie öfters und länger die mildere Bodenseeluft aufzusuchen, und zudem war die alte, in manchen Theilen ganz geheimnißvoll geisterhafte Meersburg mit ihrer entzückenden Aussicht auf See und Gebirge und ihrer einladenden Umgebung ein für Annette wie geschaffenes Plätzchen:

„Auf der Burg hauf' ich am Berge,
Unter mir der blaue See,
Höre nächtlich Koboldzwerge,
Täglich Adler aus der Höh',
Und die grauen Ahnenbilder
Sind mir Stubenkameraden.
Wappentruh nnd Eisenschilder
Sopha mir und Kleiderladen.
Schreit ich über die Terrasse
Wie ein Geist am Runenstein,
Sehe unter mir die blasse
Alte Stadt im Mondenschein . . . ."

Hier war es denn auch, wo eine Reihe ihrer schönsten und werthvollsten Gedichte entstand, angeregt einerseits durch die ganze Gegend und Situation, andererseits durch Levin Schücking, den sie bei dem zweiten Besuch auf der Meersburg im Jahre 1843 als Bibliothekar ihres Schwagers anwesend fand. Schücking gebührt das Verdienst, Annetten, welche „zur Bethätigung ihrer Kraft eines äußeren Antriebes bedurfte, im rechten Augenblick diesen Antrieb gegeben und nach Kräften unterhalten zu haben".

Wie schon oben bemerkt, war Annette zum erstenmal in Rüschhaus mit Schücking zusammengekommen, der damals von den Eltern auf das Gymnasium in Münster geschickt und der Sorgfalt der nahen Dichterin besonders empfohlen wurde. Als damals noch im nämlichen Jahre 1831 Levins Mutter starb, betrachtete es Annette

als eine Art von Gewissensache, für den jungen Gymnasiasten wie eine Mutter zu sorgen. Jahrelang hatte sie nun ihren „Adoptivsohn" nicht mehr getroffen und als sie ihn jetzt erwachsen hier fand, wurde das Verhältniß zu ihm das einer edlen, hauptsächlich auf der gemeinsamen literarischen Thätigkeit fußenden Freundschaft. Ob diese wirklich so aufrichtig war, wie der überaus herzliche Ton in den Briefen an Schücking vermuthen lassen möchte, oder ob Annette glaubte, nur auf diese Weise könne sie sich noch einen gewissen Einfluß auf Schücking wahren und ihn von manchen verderblichen Schritten zurückhalten, läßt sich wohl schwer entscheiden. Aus manchen Stellen möchte man viel eher letzteres annehmen und das um so mehr, als doch eine gewaltige innerliche Kluft bestehen mußte zwischen der „Dichterin des katholischen Westphalen" und dem vom blassierten Unglauben angesteckten „Dichter liberaler westphälischer Romane". Die Freundschaft fand auch ein jähes Ende, als Schücking mit größter Rücksichtslosigkeit gegen Annette in seiner, Pietät und Religion verletzenden Romanschriftstellerei Vorfälle und Einzelheiten gegen den Adel ans Licht zog und zwar in einer Weise, daß er sie aus adeligen Kreisen selbst geschöpft zu haben schien. Ganz natürlich mußte der Verdacht auf Annette fallen, welche an Schlüter schrieb: „Schücking hat an mir gehandelt, wie mein grausamster Todfeind . . ."

Annettens dritter Besuch auf der Meersburg im Oktober 1846 sollte zugleich zu ihrem letzten Aufenthalte werden; es war ihr nicht mehr gegönnt die Heimath nochmals zu sehen. Schwache Brust hatte sie zeitlebens, auch von Athemnoth und Husten wurde sie neben anderen Leiden viel gequält; in dieser Zeit steigerte sich das noch mehr; in der Nacht des 21. Mai 1848 warf sie sogar Blut aus und war bereit die hl. Sterbesakramente zu empfangen. Der herbeigerufene Arzt erklärte zwar, es habe keine Gefahr, aber am 24. Mai wiederholte sich die Blutung, und ehe die bei ihr weilende Schwester Jenny die übrigen Angehörigen herbeigeholt hatte, war Annette eine Leiche.

Ein Besucher der Friedhofes in Meersburg schildert im Deutschen Hausschatz[1]) das Grab der Dichterin folgendermaßen: „Suchend schritten wir zwischen den Gräbern bis zum andern Ende, wo uns in der Ecke ein kapellenartig überdachter Grabstein auffiel. Unsere Vermuthung hatte uns nicht getäuscht. Hier ruht Annette neben ihrem Schwager Laßberg in einer Nische der alten Friedhofsmauer. Ein einfaches Denkmal mit weißer Marmorplatte ziert diese friedliche Grabstätte, die überwuchert ist von den blauen

[1]) Jahrgang 1896, 7. Heft.

Sternen des schlichten Immergrüns. An der Mauer winden sich üppige Ranken Epheus empor, der überhängend seine Arme über den Stein ausstreckt, ein natürliches Schutzdach gegen die Unbilden des Wetters. In kräftigen Goldlettern enthält die Platte die Aufschrift:

„Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.
Geboren den 12. Januar 1797,
Gestorben den 24. Mai 1848.

nebst dem Wahlspruch, dem sie während ihres ganzen Lebens stets treu geblieben ist: „Ehre dem Herrn!"

II.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?"
Das fragt ihr mich, als sei ein Dieb
Ich eingebrochen im Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

(Aus Annettens Gedicht „Mein Beruf").

Annette von Droste-Hülshoff faßte ihren Dichterberuf sehr ernst auf; sie wollte bedrängten Herzen Trost und Ermunterung verschaffen, zum Guten an- und vom Gemeinen, Niedrigen abhalten, in ernster Zeit kirchlicher Wirren die Träumer zu mannhaftem Handeln, zu unentwegtem Sich-schaaren um die Kirche aufrufen, das Andenken edler Verstorbenen ehren, Freude bereiten und dgl., kurz sie betrachtete ihr Talent als von Gott verliehene Gabe, überall Gutes zu stiften, wofür sie der Erdenpilger segnen werde. Dieser ernsten Auffassung entspricht auch der durchaus nobel-erhabene Zug, der sich durch ihre Dichtungen zieht, so daß wir in denselben nichts Niedriges und Gemeines, keine Liebeständelei und keine erotischen Lieder finden.

Inhaltlich tragen die meisten Produkte der Dichterin, wie das ihr ganzer Charakter nicht anders erwarten läßt, persönliches Gepräge. In erster Linie steht hier das ‚Geistliche Jahr', eine Sammlung von 72 Liedern für die Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres, welche in oft ergreifender Weise der Dichterin inneres Leben darlegen. „Es ist ächte Lyrik, urtheilt darüber W. Herbst, aber doch gehalten und getragen durch den realistischen Hintergrund des biblischen Wortes. Selten — in neuerer Zeit kaum — ist in poetischer Form eine solche Tiefe christlicher Selbsterkenntniß offenbar geworden. Die unerbitterliche Schärfe der Beobachtung, die Annette sonst gegen die Welt und andere Menschen geübt, hier kehrt sie sie gegen sich selbst; wie ein zweischneidig Schwert fährt ihr Wort in

das eigne dunkle Herz. Es ist ein Friedensruf aus tiefer Noth. Mitunter sinkt ihre Stimmung bis zur Verzweiflung hinab. Sturm und Nacht ringsum und der rettende Anker entglitten. Aber wie krankhaft und mit leidenschaftlicher Inbrunst klammert sie sich immer wieder an die emporziehende Hand der göttlichen Liebe. Aus diesem trotzigen und verzagten Widerstreit zwischen Hoffen und Fürchten, von dem seligen Gefühl des Besitzens und dem unseligen Bangen um das ewige Gut entspringen die tiefen und eigenthümlichsten Lieder des Geistlichen Jahres. Aber eben, weil sie keine linden Frühlingsstimmen sind, die uns Kühlung zufächeln in der Hitze des Tages, weil in ihnen noch die Staubwolke des Kampfplatzes wirbelt, darum beruhigen sie nicht sowohl, als sie aufregen und zur Selbstprüfung auffordern. „Ich glaube Herr! hilf meinem Unglauben?" das ist Thema und Inschrift dieser Lieder. Das Wort: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!" bezeichnet die Seelenhaltung, in der sie geboren sind, in welche auch der empfängliche Leser versetzt wird. Der Anblick des Ringens einer solchen Natur aber hat seine erbauende Kraft."

Als Beispiel greifen wir das Lied am Sonntag nach Weihnachten heraus, welches an den Schrifttext anknüpft: „Das Kind aber wuchs heran und ward gestärkt. . .", und in welchem die Dichterin zugleich eine „treffliche Selbstcharakteristik ihrer körperlich-seelischen Anlagen und Schwächen" gibt:

„An Jahren reif und an Geschicke,
Blieb ich ein Kind vor Gottes Augen,
Ein schlimmes Kind, voll schwacher Tücke,
Die selber mir zu schaden taugen.
Nicht hat Erfahrung mich bereichert;
Wüst ist mein Kopf, der Busen leer;
Ach keine Frucht hab' ich gespeichert
Und schau auch keine Saaten mehr!
Ging so die theure Zeit verloren,
Die über Hoffen zugegeben
Dem Wesen, was noch kaum geboren,
Schon schmerzlich kämpfte um sein Leben:
Ich, die den Tod seit Jahren fühle,
Sich langsam nagend bis ans Herz:
Weh' mir, ich treibe Kinderspiele,
Als sei der Sarg ein Mummenscherz.
Im siechen Kindes Haupte dämmert
Das unverstandne Mißbehagen;
So, wenn der Grabeswurm lauter hämmert,
Fühl länger ich die Pulse schlagen.

Dann bricht hervor das matte Stöhnen,
Der kranke, schmerzgedämpfte Schrei,
Ich lange mit des Wurmes Dehnen
Sehnsüchtig nach der Arzenei.
Doch wenn ein frischer Hauch die welke,
Todsieche Nessel hat berührt,
Dann hält sie sich wie Ros' und Nelke
Und meint sich königlich gezieret.
O Leichtsinn, Leichtsinn sonder Gleichen,
Als ob kein Seufzer ihn gestört!
Und doch muß ich vor Gram erbleichen,
Durch meine Seele ging ein Schwert.
Wer mußt so vieles Leid erfahren
An Körpernoth und Seelenleiden
Und dennoch in so langen Jahren
Sich von der Welt nicht mochte scheiden:
Ob er als Frevler sich dem Rade,
Als Thor geselle sich dem Spott,
O sei barmherzig, ew'ge Gnade,
Richt ihn als Thoren, milder Gott!
Du hast sein siedend Hirn gebildet,
Der Nerven rastlos flatternd Spielen,

Nicht von gesundem Blut geschildet, Und meine Strafe muß ich tragen;
Weißt seine dumpfe Angst zu fühlen, Und was Verwirrung, wirst du schlichten,
Wenn er sich windet unter Schlingen, Welt gnäd'ger, als ich dürfte sagen.
Zu mächtig ihm und doch verhaßt, Wenn klar das Haupt, die Fäden löser,
Er gern ein Opfer möchte bringen, Was dann mein Theil, ich weiß es nicht;
Wenn es nur seine Hand erfaßt! Jetzt kann ich stammeln nur: „Erlöser,
Was Sünde war, Du wirst es richten, Ich gebe mich in dein Gericht."

Vorzüglich gelingen der Dichterin die Lieder, welche sie Angehörigen und Freunden widmet. Wie lieblich plaudert sie im Gedicht: „Das 14jährige Herz" vom Vater:

„Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben,"

Wie einfach innig schreibt sie der Mutter:

„ . . . So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen."

Welch schönen Nachruf widmet sie ihrem Vetter Clemens, welch prächtigen der Henriette von Hohenhausen, den sie schließt:

„Nicht möcht' ich einen kalten Stein Des Sinnlaubs immergrünen Stern
Ob deinem warmen Herzen sehen, Möcht' ich um deinen Hügel ranken
Auch keiner glühen Rosen Schein, Und über'm Grüne säh ich gern
Die üppig unter Dornen wehen; Die segensreiche Ähre schwanken."

Wie weiß sie ferner an Levin Schücking, an Elise Rüdinger u. A. ihrer Freundschaft beredten und trefflichen Ausdruck zu geben!

In einer großen Anzahl von Liedern führt sie uns ihre Aufenthaltsorte und Lieblingsplätzchen vor („Die Bank", „Die Schenke am See", „Am Weiher", „Das alte Schloß", „Vom Thurm", ein Theil der Haidebilder u. A.), ferner ihre Heimathliebe, Lebensstellung, verschiedene Lebensalter („Ungastlich oder nicht", „Mein Beruf", „Abschied von der Jugend", „Spätes Erwachen" 2c.) oder, und hier betritt sie des Oestern ein ziemlich verschleiertes und weniger entsprechendes Gebiet, ihre oft phantastischen Träumereien und Grübeleien, aufgeregte Stimmungen, Todesahnungen u. dgl. („Sommernachtstraum", „Was bleibt", „Taxuswand", „Meine Sträuße", „Instinkt", „Des Arztes Vermächtnis", „Der Todesengel"), auch ihre Jugenddichtungen „Bertha", Walther" und „Ledwina" sowie verschiedene Andere können hieher gezählt werden. Eines der schönsten all dieser Lieder ist das „Vom Thurm" betitelte, dessen erste und letzte Strophe wir anführen:

„Ich stehe auf hohem Balkone am Thurm,
Umstrichen vom schreienden Staare,
Und lasse gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;

O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen.
. . . . . .
Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen.
Nun muß ich sitzen so fein und klar
Gleich einem artigen Kinde
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde."

Unter jenen Produkten, die das persönliche Moment. zurücktreten lassen, finden wir drei größere Arbeiten: den verschwommenen geheimnißvollen „spiritus familiaris des Roßbändigers", die etwas weitschweifige Schlacht am Lohner Bruch und das unvollendete, ebenfalls breite aber mit trefflichen Schilderungen durchflochtene Hospiz auf dem großen St. Bernhard. In ihren wohlgelungenen Balladen („Erzbischof Engelbert von Köln", „Der Graf von Thal", „Vergeltung", „Die Stiftung Cappenbergs", „Geierpfiff", „Second Right" u. A.), in denen sie fast durchweg düster-ernste Stoffe wählt, versteht die Dichterin mit großer Meisterschaft den rechten Ton und passenden Ausdruck zu finden, Alles praktisch anzuordnen, das Ganze klar und einfach darzustellen und dabei mit originell packender Kraft aufzutreten.

„Der Anger dampft es kocht die Ruhr,"

so fängt sie z. B. den Erzbischof von Köln an,

„Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen . . . ."

Von ergreifender Originalität sind Gedichte wie „Die beschränkte Frau", „Die junge Mutter"; treffliche Charakteristik bietet „Des alten Pfarrers Woche", didaktischen Ton schlägt sie an in „Alte und neue Kinderzucht", „An die Schriftstellerinen in Deutschland und Frankreich", „Die Gaben", „Die Stadt und der Dom", „An die Weltverbesserer" ꝛc., eine komisch-satyrische Seite kehrt sie hervor in „Stubenburschen", „Der Prediger", „Eselein". Mit Vorliebe wendet sie sich Spuck- und Geistergeschichten zu („Der Fundator", „Der Graue") und macht einem die Haare fast zu Berge stehn, wie sie denn überhaupt von ihrem Vater einen gewissen Hang zum Abenteuerlichen und Geheimnißvollen ererbt zu haben scheint.

In ihren Gedichten finden wir auch viele Stellen, welche wie

verschleiert erscheinen, mit einer Art „spröder Herbheit und nicht immer ganz durchsichtiger Tiefe", so daß man sie wiederholt lesen muß, um ihnen einen Genuß abzugewinnen; auch die Form ist des öftern ziemlich vernachläßigt, und wie Annette selbst bezüglich des Geistlichen Jahres gesteht, dem Gedanken geopfert, die Reinheit der Reime läßt zu wünschen übrig, aber ihre Sprache ist von einer überraschenden Kraft und einer männlich-edlen Bildung, wie man es bei einem Fräulein niemals suchen würde. Und was ebenfalls alle ihre Dichtungen auszeichnet und einen förmlich fesselt, das ist der prächtige Bilderreichthum und die unübertrefflichen Schilderungen.

Um nur Weniges davon anzuführen, läßt sie z. B. die Thüre „in ihren Angeln zucken und kämpfen", „vom offnen Thore Nägelreihen, wie rostige Gebisse hangen", den Schmied „das Eisen wie eine arme Seele in die Gluth" halten, den Thurm dastehen „plump wie einen Mörser", den Epheu „sein Gelock schütteln", die Jahre „vergleiten mit schleichendem Gang, verrinnen gleich duftigen Wolken," den Mond „mit seinem blassen Finger leise durch die Mauerspalte langen", die Wolken „murren und drohen"; sie stellt uns vor „ein rosig Kind mit Taubenaugen", ein Mädchen „voll und sinnig wie der Mohn", sich selbst als „armen, dürren Zweig", als „arm und kaum noch glühend Döchtlein am Altar" der göttlichen Gnade, die Quelle als „glitzernd, wie krystallen," die Zweige als glänzend emailliert"; die See ist ihr „das wüste Gethier, das Haie speit und Piraten", die Verse sind ihr „zart wie Seidenwolle, süß wie Jungfernhonigseim", „mit der Rebe flatterndem Haar" windet sie Kränze u. s. w.

In ihrer herrlichen Schilderung behandelt sie alles Erdenkliche, die Natur in den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten und Stimmungen, in Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, Alles mit der schärfsten Beobachtungsgabe;

„O du mein ernst gewalt'ger Greis,
Mein Säntis mit der Locke weiß!
In Felsenblöcke eingemauert,
Von Schneegestöber überschauert,
In Eisespanzer eingeschnürt,
Hu, wie dich schauert, wie dich friert."

Auch Länder und Völker kommen daran, Tempel und Wohnungen und Lebensarten, endlich die Personen selbst der verschiedensten Klassen. Da finden wir wie lebend uns vorgeführt den alten würdigen Pfarrherrn, der in den Sturm hinaussegelt, den Kranken zu besuchen, die sich der Nächstenliebe opfernden Mönche des Alpenhospizes mit ihren berühmt gewordenen Hunden, die wilden, nichts schonenden Krieger, die Alles zerstören, einen richtigen Scholar, den leichtlebigen Studenten, den frohgemuthen Waidmann: „das grüne Käppchen

auf dem Ohr, den halben Mond am Lederband"; die lebensfrische Bergmaid:

„Ja lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;
Siehst du sie brechen durch's Genist
Der Brombeerranken, frisch gedrungen,
Du denkst die Centifolie ist
Vor Uebermuth vom Stiel gesprungen." . . ;

den dummen Schreibersjungen:

„Da — alle Musen, welch' ein Ton! Den Epheukranz im flächs'nen Haare,
Da kam den Rain entlang gesungen In seiner Hand den Veilchenstrauß,
So eine Art von dummem Jungen, So trug er seine achtzehn Jahre
Der Friedrich, meines Schreibers Sohn! Romantisch in den Lenz hinaus. . . ."

und eine Menge anderer trefflicher Schilderungen.

Wenn wir zum Schlusse der Vollständigkeit halber noch auf der Dichterin prosaische Schriften hinweisen, so wären zu erwähnen die schöne Dorfgeschichte „Die Judenbuche, ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westphalen", welche eigentlich die Dichterin berühmt gemacht hat, und dann vor Allem ihre Briefe, in denen sie so anmuthig und liebenswürdig, so treu und offenherzig, so pikant und anziehend, so humorvoll und packend zu plaudern und zu erzählen, zu bitten und zu ermahnen, zu beschreiben und schildern, zu necken und aufzuziehen weiß, daß man sie darin liebgewinnen muß und immer wieder gerne nach dieser Lektüre greift.

Wir schließen mit den Worten, welche Betty Paoli über die Dichterin äußert: „Man pflegt die Dorste die größte deutsche Dichterin zu nennen. Mich dünkt dies eingeschränkte Lob viel zu bescheiden, ich möchte es in ein absolutes verwandeln und sie die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten nennen, von denen wir wissen", und mit den Versen, welche Annette der Henriette v. Hohenhausen gewidmet:

„Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grabe,
Du kannst es nicht hinübernehmen;
Doch vor den Richter kannst du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
Sieh' Herr, die Pfunde mir verliehn,
Ich habe redlich sie verwaltet." *)

*) Benutzte Literatur: außer den Werken der Dichterin (Ausgabe von Kreiten u. theilweise von Reklam), W. Kreitens umfangreiche (483 Seiten) Biographie: Anna Elisabeth, Freiin v. Droste-Hülshoff. (Münster u. Paderborn 1887); ferner dessen Abhandlg: „Anna von Droste-Hülshoff. Briefwechsel mit Levin Schücking" in Laacher Stimmen, 47. Bd. S. 66—86 u. 190—210.

Ein Justizmord
an vier Dominikanern begangen.

Aktenmäßige Revision
des Berner Ketzerprozesses vom Jahre 1509.

Von **Dr. A. Paulus.**

Am 31. Mai 1509 war die Stadt Bern der Schauplatz einer grausigen Hinrichtung. Vor einer ungeheuern Menschenmenge wurden vier Dominikanermönche, die beschuldigt waren, betrügerische Wundererscheinungen veranstaltet zu haben, lebendig verbrannt. Die kirchlichen Behörden selbst, die Bischöfe von Lausanne und Sitten, sowie ein vom Papste Julius II. abgeordneter Legat, hatten den Prozeß geleitet und das Urtheil gesprochen; auf öffentlichem Markte waren die Mönche durch den Legaten ihrer priesterlichen Gewänder entkleidet, ihrer Priesterwürde für verlustig erklärt und dem weltlichen Arme zur Bestrafung übergeben worden. Trotzdem ließen sich sofort manche Stimmen hören, welche die „frommen Väter" für unschuldig erklärten. Diese Stimmen verstummten jedoch nach und nach, während in zahllosen Schriften die hingerichteten Predigermönche fort und fort als gewissenlose Betrüger an den Pranger gestellt wurden. Auf diese Weise bildete sich bald über die Berner Vorgänge eine so feste Tradition aus, daß schließlich niemand mehr daran dachte, die Schuld der Mönche zu bestreiten; heute wird diese Schuld allgemein angenommen. Und doch führt eine kritische Untersuchung der einschlägigen Quellen, namentlich der Prozeßakten, zu dem ungeahnten Ergebnisse, daß die vier Mönche an den ihnen zur Last gelegten Verbrechen und Betrügereien ganz unschuldig waren.

Je unglaublicher eine solche Behauptung manchem vorkommen wird, desto gründlicher muß sie bewiesen werden. Zu diesem Zwecke ist vor allem eine Besprechung der in Betracht kommenden Quellen erfordert. Auf Grund der zuverlässigsten Quellen werden wir dann den äußern Verlauf des Ketzerhandels kurz skizziren. Ein dritter Abschnitt wird sich mit den Aussagen der Angeklagten und der Zeugen beschäftigen; es wird sich hier zeigen, daß die Mönche in der That unschuldig waren. Daß sie trotzdem für schuldig befunden wurden, ist der mangelhaften gerichtlichen Untersuchung zuzuschreiben. Der Führung des Prozesses wird daher der vierte Abschnitt gewidmet sein. Schließlich werden wir

noch feststellen, daß mit vollem Rechte manche Zeitgenossen sofort nach Abschluß des Prozesses behaupteten„der Schelm Jetzer habe alles gethan".

I.

1. Unter den hier in Betracht kommenden Quellen gebührt die erste Stelle den amtlichen Prozeßakten, die im Staatsarchiv zu Bern aufbewahrt werden. Ein Berner Gelehrter, G. Rettig, hat sich der großen Mühe unterzogen, diese Akten zu veröffentlichen. Leider ist er durch seinen Wegzug von Bern verhindert worden, die höchst dankenswerthe Arbeit zu Ende zu führen. Die in Bern vorhandenen Urkunden, welche auf die äußere Geschichte des Prozesses Bezug haben, liegen zwar vollständig vor; dagegen konnte von den Protokollen nur ein Theil der Aussagen Jetzer's an's Licht gezogen werden.[1]) Da diese Akten die Vorfälle in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als man sie bisher zu betrachten gewohnt war, so wäre es zu wünschen, daß die von Rettig begonnene Veröffentlichung fortgesetzt werde. Wie im Berner Archiv, so befinden sich wohl auch in Rom noch manche Schriftstücke, die sich mit der Angelegenheit beschäftigen. Nicht nur wurde von den Richtern eine Abschrift der Protokolle an die Kurie gesandt, auch die Dominikaner schickten eingehende Berichte an ihren Ordensobern Cajetan. Möchte sich bald ein Forscher finden, der im Interesse der historischen Wahrheit es unternähme, die wichtigsten dieser Dokumente der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Söhne des hl. Dominikus wären hierzu am ehesten berufen.

2. Sehr wichtig für die genaue Kenntniß des Jetzerhandels ist eine wenig bekannte Schrift, die noch im Sommer 1509 von einem anonymen Gegner der Dominikaner lateinisch herausgegeben[2]) und sofort in's Deutsche übersetzt wurde.[3]) Dieselbe zerfällt in vier

[1]) G. Rettig, die Urkunden des Jetzerprozesses, im Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern. Bd. XI. Bern 1886. S. 179—248; 275—344; 501—566.

[2]) Defensorium impiae falsitatis a quibusdam pseudopatribus ordinis praedicatorum excogitatum, principaliter contra mundissimam superbenedictae virginis Mariae conceptionem: Cum insertione actorum in Berna sub annis christi millesimo quingentesimo septimo, octavo et nono usque ad ultimam Maii: qua die quattuor eiusdem falsitatis architecti igne deleti sunt. Am Schlusse: Impressa sub Dio: Anno Christi: M DIX. 29 Bl. 4°. Auf dem Titelblatte ein Holzschnitt von dem Basler Formschneider Ursus Graf: Jetzer vor den vier Mönchen knieend und um Aufnahme in den Orden bittend. Am Schlusse heißt es: Jetzer adhuc vinculis custodiae publicae servatur. Da er am 25. Juli 1509 aus dem Gefängniß entsprang, so ist das Schlußwort vor diesem Zeitpunkte verfaßt worden.

[3]) Ein erdocht falsch history etlicher Prediger Munnch . . . mit vil schönen Figuren geziehrt. Ohne Ort und Jahr. 4°. Mit 14 Holzschnitten von

Theile. Der erste und ausführlichste, vom Berner Dominikanerprior Johann Vetter unmittelbar nach Ostern 1507 verfaßt, enthält einen eingehenden Bericht über die angeblichen Erscheinungen und Offenbarungen, die bis Ostern 1507 stattgefunden. Der Bericht trägt die Unterschrift sämmtlicher Mitglieder des Berner Convents, die wiederholt vor Gott erklären, daß sie nichts erdichten, sondern nur bezeugen, was sie selber gehört oder gesehen oder was ihnen von Jetzer mitgetheilt worden war. Am weißen Sonntag 1507 (11. April) traf in Bern Dr. Wernher ein, der Prior des Basler Dominikanerklosters, der sich über die seltsamen Vorgänge näher unterrichten wollte. Seine Beobachtungen und Eindrücke schrieb er Tag für Tag nieder. Diese gleichzeitigen Aufzeichnungen, die sich bis Mitte August 1507 erstrecken, bilden den zweiten Theil der erwähnten Schrift. Der dritte Theil, ebenfalls von Wernher verfaßt, beginnt mit der Nachricht, daß Anfang October 1507 Jetzer gefänglich eingezogen worden sei. Wernher, der nach diesem Vorfalle im Auftrage des Provinzials wiederholt nach Bern reisen mußte, um den dortigen Mönchen in ihrer schwierigen Lage beizustehen, erzählt, was sich bis Ende Februar 1508 zugetragen hat. Seine letzte Aufzeichnung ist vom 25. Februar 1508 datirt.

Ihre Aufzeichnungen hatten die Dominikaner zuerst nur einigen guten Freunden zu lesen gegeben. Nach und nach wurden sie auch in weitere Kreise verbreitet; so kamen sie um Ostern 1508 in die Hände Konrad Pellikan's, der damals im Basler Franziskanerkloster das Amt eines Lectors der Theologie versah. Der kritisch angelegte Minorit vermuthete sogleich, daß es sich um einen Betrug handle; doch erklärte er noch in späteren Jahren, nachdem der Jetzerhandel bereits mehrere Darstellungen gefunden hatte, daß jene von den Dominikanern verfaßte Schilderung am meisten der Wahrheit entspreche.[1]) Und so ist es in der That! Erst aus diesen naiven Aufzeichnungen lernt man den Verlauf der Dinge und den Charakter der betheiligten Personen recht kennen. Die Mönche treten uns hier keineswegs als schlaue Betrüger entgegen, wohl aber zeigen sie sich von einer Leichtgläubigkeit sondergleichen; namentlich die zwei Doctoren, der Prior Wernher und der Lesemeister Stephan Boltzhurst, bekunden eine ganz seltene Naivität. Wer von ihren treuherzigen Aeußerungen

U. Graf. Vgl. Weller, Repertorium. Nr. 504. Nagler, Monogrammisten. III, 129.

[1]) Das Chronikon des Konrad Pellikan, herausgegeben von B. Riggenbach. Basel 1877. S. 38: Eam historiam scripserunt multi, Sebastianus Franck et Thomas Murner, sed omnium verissima ea fuit, quam ego ex illorum descripseram autographo, sed non finitam."

Kenntniß genommen hat, wundert sich weniger, daß sie sich von einem durchtriebenen Schneidergesellen hinter's Licht führen ließen.

Der anonyme Herausgeber, der die besprochenen Aufzeichnungen in den Druck gab, berichtet in dem vierten, ganz kurz gehaltenen Theile über den Ausgang des Handels, wobei er hervorhebt, daß die Mönche als Betrüger und Verbündete des Teufels mit Recht zum Feuertode verurtheilt worden seien.

3. Viel feindlicher als dieser unbekannte Autor trat gegen die Predigermönche der Franziskaner Thomas Murner auf. Letzterer war im Jahre 1508 als Lector in's Berner Minoritenkloster gekommen;[1]) er konnte denn auch der Hinrichtung der Dominikaner als Augenzeuge beiwohnen. Bald nachher veröffentlichte er über den ganzen Handel eine ausführliche lateinische Schrift,[2]) die sofort in einer zweifachen deutschen Bearbeitung erschien. Die eine dieser Bearbeitungen, in deutschen Versen, ist sicher von Murner;[3]) wer die andere, in Prosa, herausgegeben hat, muß dahingestellt bleiben.[4])

[1]) Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVIe siècle. Paris 1879. II, 224.

[2]) De quattuor heresiarchis ordinis Predicatorum de Observantia nuncupatorum apud Switenses in civitate Bernensi combustis. Anno Christi M.D.IX. Sine loco et anno. 27 Bl. 4°. Mit Widmung an den Rath von Bern. Die Schrift erschien zwar anonym; doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie von Murner verfaßt worden ist. Vergl. Schmidt 225. Ein bloßer Abdruck des Tractats von Murner, ohne die Widmung und die vier ersten Kapitel, ist folgende Schrift: Historia mirabilis quattuor heresiarcharum ordinis Predicatorum de Observantia apud Bernenses combustorum. Anno M.D.IX. Cum figuris. Sine loco et anno. 18 Bl. 4°. Dieselben Holzschnitte von Graf, wie in der deutschen Uebersetzung des Defensorium.

[3]) Von den fier ketzern prediger ordens der observantz zu Bern im Schwytzerland verbrant u. s. w. Ohne Ort u. Jahr. 4°. Vgl. Schmidt 225. Im Jahre 1521 wurde diese Schrift neu herausgegeben mit einem kurzen Anhang gegen Murner, Hochstraten und Doctor Jesus (Johann Burchard): Hiſtory von den fier Ketzern Prediger ordens u. s. w. Ohne Ort. 4°. Dieselben Holzschnitte von Graf, wie in der Historia mirabilis.

[4]) Ein schon bewerts lied vonn der reynen unbefleckten entpfengnüß Marie, in d' weyß Maria zart. Unnd darbey die wor hiſtori von denn fier ketzern prediger ordens . . . Mitt viel hübschen Figuren. Ohne Ort u. Jahr. 4°. Die bereits mehrmals erwähnten Holzschnitte von U. Graf. Von dieser Schrift sind drei Ausgaben bekannt. Vgl. hierüber C. Grüneisen (Niclaus Manuel. Stuttgart 1837. S. 196 ff.), der jedoch ohne jedwelchen stichhaltigen Grund das Werk dem Berner Maler und Dichter N. Manuel zuschreibt. Vielleicht ist das Lied von Murner; die Erzählung in Prosa, die nichts anderes ist, als eine freie Uebersetzung von Murner's lateinischem Tractat, stammt allem Anscheine nach nicht von dem Elsässer Minoriten. Am Schluſſe

Bei Abfassung seiner Schrift hat Murner die obenerwähnten Aufzeichnungen der Dominikaner als Vorlage benutzt. Die meisten seiner Angaben hat er dieser Vorlage entlehnt; nur ging er dabei sehr oberflächlich und sehr parteiisch zu Werke. Daß er in die Darstellung allerlei boshafte Bemerkungen gegen die Predigermönche einstreut, wird man dem Satiriker zu Gute halten. Dagegen verdient er ernstlichen Tadel, daß er nicht selten sogar über offenkundige Thatsachen höchst ungenau berichtet und daß er hier und da Dinge behauptet, die ihm wohl nur seine Abneigung gegen den Predigerorden eingegeben hat. So läßt er z. B. mehrmals die Dominikaner der Mutter Gottes die Aufforderung in den Mund legen, man solle die Minoriten aus Bern vertreiben; davon war aber in den angeblichen Offenbarungen nie die Rede. Abgesehen von den thatsächlichen Angaben, die sich bereits, und zwar viel genauer, im Defensorium vorfinden, bietet Murner nur weniges, was von Belang ist. Von dem, was man sich damals in Bern erzählte, theilt er einiges mit, wie er sich denn auch wiederholt auf Hörensagen beruft (ferunt, fertur). Daß solche Mittheilungen nichts weniger als zuverlässig sind, liegt auf der Hand. So schreibt er in seiner Widmung an den Berner Magistrat, man sage (ferunt), der ärgerliche Vorfall habe der Stadt über 20 000 Gulden gekostet; in Wirklichkeit beliefen sich die Unkosten „ungefährlich auf die fünf tausend Gulden", wie der Magistrat selber am 15. Dezember 1511 dem Provinzial meldete.[1]) Als Quelle kann also Murner's Abhandlung kaum in Betracht kommen. Leider ist diese unzuverlässige Parteischrift für die Darstellung des Jetzerhandels maßgebend geworden. Wie im 16. Jahrhundert, so wird sie auch heute noch, sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite, als Hauptquelle benutzt.[2])

4. Von weit größerer Bedeutung ist der Bericht, den Valerius Anshelm in seine Berner Chronik eingefügt hat.[3]) Nicht nur lebte Anshelm in den Jahren 1507—1509 als Augen- und Ohrenzeuge mitten in den Ereignissen drin; als er im Jahre 1529 vom Berner

der zwei älteren Drucke heißt es: „Der Bruder ward gefänglich eingelegt: was mit ihm weiter verhandelt wird, wird die Zeit erzeigen." Demnach ist die Schrift noch im Sommer 1509 verfaßt worden.

[1]) Archiv 317.

[2]) Vgl. C. Riffel, Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit. Bd. III. Mainz 1846. S. 185 ff. G. E. Steitz, der Streit über die unbefleckte Empfängniß zu Frankfurt i. J. 1500 und sein Nachspiel in Bern 1509. Im Archiv für Frankfurts Geschichte. Neue Folge. Bd VI. (1877), S. 1 ff.

[3]) Die Berner Chronik des Valerius Anshelm. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Bern. Bd. III. Bern 1888. S. 48—167.

Magistrat den Auftrag erhielt, die Chronik der Stadt zu schreiben, wurde ihm auch gestattet, die amtlichen Urkunden und Prozeßakten zu benutzen. Und daß er die ihm zur Verfügung gestellten Dokumente mit großer Gewissenhaftigkeit verwerthet hat, steht außer allem Zweifel. Allein „seine Benutzung der Urkunden", wie schon von Rettig hervorgehoben wurde, „hat in unserm Fall auch ihre Schattenseiten. Was Jetzer aussagte und die Angeklagten auf der Folter bestätigten, mußte nach damaligem Gerichtsverfahren für wahr gelten, wenn es noch so sehr dem gesunden Menschenverstand widersprach, und Anshelm war trotz aller Verstandsschärfe doch ein Kind seiner Zeit und konnte sich der hergebrachten Ansicht vom Werth solcher Geständnisse nicht entziehen. Auch die Erbitterung über den Betrug mag sein Urtheil getrübt haben".[1]) Zudem darf nicht übersehen werden, daß Anshelm ein eifriger Anhänger der neuen Lehre war, als er seine Chronik niederschrieb. Er war daher nur allzu geneigt, alles, was für die katholischen Mönche belastend schien, ausführlich zu schildern, während er die Umstände, die zu Gunsten der Angeklagten sprechen, weniger hervorhebt. Aber trotz dieser Einseitigkeit bleibt seine Erzählung eine Quelle von hohem Werth.

Alle andere Autoren, die ihre Aufmerksamkeit dem Jetzerhandel gewidmet haben,[2]) namentlich die oft angeführten Sebastian Franck,[3]) Johann Stumpf[4]) und Michael Stettler,[5]) können wir füglich übergehen, da sie nichts Neues bringen, sondern nur wie Franck und Stumpf, auf Murner, oder wie Stettler, auf Anshelm fußen. Da auch Murner, wie bereits bemerkt worden, kaum in Betracht kommt, so bleiben schließlich nur drei Quellen, die volle Berücksichtigung verdienen: 1. die von Rettig veröffentlichten Aktenstücke; 2. die im Defensorium abgedruckten Aufzeichnungen der Dominikaner; 3. die Chronik von Anshelm.[6]) Suchen wir nun zuerst auf Grund dieser Quellen den äußern Verlauf der Ereignisse in aller Kürze zu skizziren.

[1]) Archiv 182. [2]) Am vollständigsten findet sich die Literatur angegeben bei G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte. Bd. III. Bern 1786. S. 17—32. Vgl. auch Böcking, Hutteni Opera. Supplementum. Tom. II. Lipsiae 1870. S. 308—314. [3]) Franck, Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibell. Ulm 1536. Bl. 265—269. [4]) Stumpf, Gemeiner Eydgnoschafft . . . beschreybung. Zürich 1548. Bl. 455—459.

[5]) Stettler, Annales Oder Gründliche Beschreibung der fürnembsten Geschichten unnd Thaten, welche sich in gantzer Helvetia verlauffen. Bern 1627. I, 389—441. Stettler hat einfach Anshelm abgeschrieben; bloß am Schlusse bringt er einen neuen Bericht über das Verhör, welchem Jetzer 1512 unterworfen wurde.

[6]) Der Kürze halber werden die drei Quellen stets unter folgenden Stichworten angeführt werden: 1. Archiv; 2. Defensorium; 3. Anshelm.

II.

Im August 1506 kam in's Berner Dominikanerkloster ein dreiundzwanzigjähriger Schneidergesell, Namens Johann Jetzer, und bat um Aufnahme in den Orden. Er wurde zur Probe aufgenommen, und da man mit ihm zufrieden war, erhielt er am 6. Januar 1507 das Ordenskleid, um nun als Novize auf die feierliche Profeß sich vorzubereiten. Hatte er bisher mit der Fremdenkammer sich begnügen müssen, so bekam er jetzt, wie die andern Brüder, eine eigene Zelle. Neben ihm wohnten auf der einen Seite der Schaffner, auf der andern Bruder Oswald.[1]) Schon in der Gastkammer war er oftmals von gespensterhaften Erscheinungen beunruhigt worden. Jetzt erhielt er noch viel häufiger den Besuch eines unheimlichen Geistes, der ihm schließlich offenbarte, daß er seit 160 Jahren im Fegfeuer schreckliche Qualen auszustehen habe; er sei ehemals Prior im Berner Kloster gewesen und habe Heinrich Kaltburger geheißen. Die Brüder mögen doch eifrig für ihn beten und Buße thun. Da der Geist wiederholt im Schlafhause mit Steinwerfen und großem Poltern sein Unwesen trieb, da mehrere Brüder seine Stimme in Jetzer's Zelle hören konnten, ja sogar durch eine Oeffnung an der Wand seine Gestalt erblickten, so waren alle fest überzeugt, daß es sich um eine übernatürliche Erscheinung handle. Man betete denn auch mit großer Inbrunst für die arme Seele, von der am 11. März Jetzer melden konnte, daß sie erlöst sei. Bei derselben Gelegenheit wurde von dem Geiste dem Novizen die Offenbarung zu Theil, Maria sei in der Erbsünde empfangen worden. Nähere Aufschlüsse hierüber wurden für den Vorabend vor Mariä Verkündigung angesagt.

Am Abend des 24. März erschien zuerst die hl. Barbara, die einen Brief, den der Lesemeister dem Bruder für den Geist übergeben hatte, in die Kirche auf den Hochaltar trug. Kurz nachher erschien in der Zelle die Mutter Gottes, um Jetzer zu offenbaren, daß sie in der That in der Erbsünde empfangen worden sei; Papst

[1]) Defensorium A 2a: Habitu recepto, pro sua probatione cellam, ut moris est, fratrum adeptus est. Nach Anshelm 53 hätte Jetzer um eine Zelle angehalten, „damit er nicht allein und desto geheuerer läge. Wie nun der Teufel sein Spiel wollte verrichten, da ward ihm der erst neu gemachten Zellen eine, zwischen dem Schaffner und Bruder Oswald dem Koch und darnach ein Stüble, an einer Einöde auf dem hintern Dormeter zum Spiel wohl gelegen, gegeben, hat vor der Subprior innegehabt. Da ist er vom erdichteten Geist erst greulich ersucht und marterlich geheiligt worden". Diese Darstellung ist unrichtig. Jetzer blieb in seiner ersten Zelle bis zu seiner Gefangennehmung, wie dies sowohl aus dem Defensorium als aus Anshelm's eigenen Angaben (S. 73. 78. 106) hervorgeht.

Julius II. werde die viel umstrittene Frage endlich zur Entscheidung bringen. Man solle den hl. Vater sobald als möglich von den Berner Vorgängen in Kenntniß setzen. Zum Beweise, daß es sich um eine göttliche Offenbarung handle, übergab die Mutter Gottes ihrem Schützlinge ein Siegel aus Charpie mit drei Tropfen des Blutes Christi; dies Siegel, sagte sie, solle man dem Papste bringen. Ein anderes Siegel mit fünf Blutstropfen solle im Berner Kloster als Heiligthum verehrt werden. Endlich drückte die hl. Jungfrau dem Bruder in die rechte Hand ein Wundmal ein, damit Niemand an der Wahrheit der Offenbarung zu zweifeln wage. Nach mehreren andern Erscheinungen der Mutter Gottes erhielt Jetzer am 7. Mai auch noch die vier andern Wundmale Christi und begann nun mit gewissen Gestikulationen die ganze Leidensgeschichte des Erlösers darzustellen. Schon früher, in der Nacht vom 15. auf den 16. April, hatte die hl. Jungfrau einer consecrirten Hostie, welche die Väter an diesem Abend in Jetzer's Zelle gebracht hatten, die Farbe des Blutes Christi gegeben.

Alle diese merkwürdigen Ereignisse konnten selbstverständlich nicht innerhalb der stillen Klostermauern verborgen bleiben. Die Kunde davon drang bald in die Oeffentlichkeit und erregte überall ein ungeheures Aufsehen, namentlich als man noch am Morgen des 25. Juni erfuhr, wie in der verflossenen Nacht ein Muttergottesbild in der Kirche blutige Thränen geweint habe, während Jetzer vor dem Bilde auf den Knieen lag. Zahllose Menschen kamen herbeigeeilt, um die Blutstropfen im Antlitze der Mutter Gottes zu betrachten. Auch die blutrothe Hostie, die am Fest Petri und Pauli in Prozession herumgetragen wurde, machte nicht geringes Aufsehen.

Daß diese Wundererscheinungen vielfach angezweifelt wurden, ist leicht zu begreifen. Am 21. Juli kam der Bischof von Lausanne nach Bern, um im Kloster eine Untersuchung anzustellen. Da aber die Mönche, unter Berufung auf ihre Ordensprivilegien, ausweichende Antworten gaben, zog der Oberhirt unverrichteter Dinge unwillig ab, mit der Drohung, daß er über die Angelegenheit nach Rom an den Papst und den Ordensgeneral berichten werde. Einige Tage später, in der Nacht vom 29. Juli, verschwanden plötzlich die Wundmale des Bruders. Die Mutter Gottes erklärte Jetzer, sie müsse ihm die ertheilte Gnade entziehen wegen der Nachlässigkeit der Ordensobern und des Gespöttes der Ungläubigen. Zwar setzten sich die Erscheinungen auch jetzt noch fort; bald aber sollte die unwürdige Komödie ein Ende nehmen.

Am 1. October ließ der Magistrat den Prior sammt dem Bruder auf das Rathhaus rufen. Der Prior wurde wieder heim-

geschickt, während am andern Tage Jetzer zum Verhör nach Lausanne gesandt und vor das bischöfliche Gericht gestellt wurde. Ende Dezember wurde er auf Begehren des Magistrats wieder nach Bern zurückgebracht, damit hier die Untersuchung fortgesetzt werde. Da Jetzer bereits in Lausanne begonnen hatte, die Mönche verschiedener Vergehen anzuklagen, so wurde ihm nun am 5. Januar 1508 vom Stellvertreter des Provinzials wegen unwürdigen Betragens das Ordenskleid abgenommen. Trotzdem bestand er immer noch darauf, daß die angeblichen Hauptwunder: die fünf Wundmale, die Blutfarbe der Hostie und die blutigen Thränen des Muttergottesbildes, wahrhaft von Gott kämen. Erst am 5. Februar erklärte er alle Wundererscheinungen für Betrügereien der vier vornehmsten Väter des Convents, nämlich des Priors Johann Vetter, des Lesemeisters Dr. Stephan Boltzhurst, des Subpriors Franz Uelschi und des Schaffners Heinrich Steinecker. Infolgedessen ließ der Rath die vier Angeklagten am 6. Februar in Fesseln schlagen und schickte Anfang März einen Boten nach Rom, um die Errichtung eines competenten Gerichtshofes zu erwirken.

Dies geschah. Durch ein päpstliches Schreiben vom 20. Mai 1508 wurden die Bischöfe von Lausanne und Sitten, Aimo von Montfaucon und Matthäus Schinner, sowie der oberdeutsche Dominikanerprovinzial Petrus Siber zu Richtern ernannt. Letzterer war aber nur zum Scheine erwählt; der Wortlaut des päpstlichen Schreibens nahm seiner Stimme alle Bedeutung. Anfänglich betheiligte er sich zwar an den Gerichtsverhandlungen, die Ende Juli begannen; aber bereits am 23. August „ließen die Bischöfe ihren Mitrichter, den Provinzial, als verdächtig und zur Frage hinderlich, abtreten“[1]) Am 7. September wurde der Prozeß beendigt. Die zwei Bischöfe wagten jedoch nicht, eigenmächtig das Urtheil zu fällen; sie wollten zuerst die Sache dem Papste unterbreiten. Der Magistrat sandte daher nach Rom einen neuen Boten, auf dessen Betreiben im Frühjahr 1509 ein päpstlicher Beamter, Achilles de Grassis, Bischof von Castelli, nach Bern geschickt wurde. Unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten wurde im Mai der Prozeß revidirt. Den Ausgang kennt jedermann: Am 31. Mai wurden die vier Angeklagten lebendig verbrannt, während Jetzer, über dessen Strafmaß der Rath nicht schlüssig werden konnte, am 25. Juli 1509 aus dem Gefängniß zu entspringen wußte.

Dies ist in aller Kürze der äußere Verlauf der tragischen Begebenheit. Nun gilt es, auf Grund der Aussagen der betheiligten Personen festzustellen, wer sich des Betruges schuldig gemacht habe.

[1]) Anshelm 145.

III.

Bei den ersten Gerichtsverhandlungen erklärten am 18. August die zwei bischöflichen Richter: „So wir durch verhörte Zeugen, durch Jetzer's Vergicht und auch durch die gemeine Sage des Volkes zu Bern genugsam berichtet sind kräftigen Argwohns wider die vier Gefangenen, . . . so erkennen wir, daß die vier Brüder nach Gewohnheit dieser Stadt peinlich gefragt werden sollen, daß auf vorgehaltene Artikel und Fragen die lautere Wahrheit aus ihrem eigenen Mund bekannt und kundlich werde."[1]) Hier haben wir die Beweismittel, mit Hilfe deren die Richter die Schuld der Mönche darzuthun glaubten: die Aussagen der Zeugen und Jetzer's, die gemeine Sage des Volkes und das durch die Folter erpreßte Geständniß der Mönche. Lasset uns diese Beweismittel ein wenig näher betrachten.

1. Was zuerst die „gemeine Sage des Volkes" betrifft, so ist leicht begreiflich, daß nach Aufdeckung des Betruges die Volksmenge die Schuld sofort auf die Väter schob.[2]) Daß aber die Richter auf das Gerede des Volkes Gewicht legten, ist bezeichnend genug. Heute würde sicher kein ernster Gerichtshof es wagen, sich auf ein solch trügerisches Beweismittel zu berufen. Vom Standpunkte der historischen Kritik können wir denn auch ohne weiteres von „der gemeinen Sage des Volkes" absehen.

2. Eine gründlichere Prüfung verdienen Jetzer's Aussagen, da dieselben für den Gang der gerichtlichen Untersuchung maßgebend wurden. Die Beschuldigungen, womit Jetzer die Väter zu belasten suchte, wurden letzteren vom öffentlichen Ankläger als Frageartikel vorgelegt und von ihnen, dank der Folter, auch zugestanden.

Da ist nun vor allem hervorzuheben, daß die Aussagen des ehemaligen Schneidergesellen nicht den geringsten Glauben verdienen. „Von Zeugen erfahren wir", bemerkt Rettig, „daß Jetzer ein moralisch ganz verkommenes Subject war." „Aus dem Protokoll ergibt sich, daß er als phantastischer, lügenhafter Mensch bekannt war, ferner daß er jede Aus-

[1]) Anshelm 142.

[2]) Wie der Basler Prior Wernher bezeugt, wurden die Väter gleich beim Beginn der Untersuchung vom Volke des Betruges beschuldigt. Als Wernher mit den anderen Mönchen am 14. Januar 1508 das Rathhaus verließ, konnte er Folgendes beobachten: Plures erant ibi (vor dem Rathhause) de civitate et communitate, qui censebant fratrem simplicem et bonum, saltem quod diceret veritatem, et quod fratres etiam trahendi essent cum eo ad chordas ut veritas patefieret. Communis enim opinio fuit, quod frater ille haec omnia solus non perpetrasset vel perfecisset, sed habuisset auxilium ex patribus. Defensorium D3a.

sage mit einem hohen Eide bekräftigte und bei späteren Verhören doch wieder abänderte, endlich daß seine Aussagen je länger je mehr die Tendenz verrathen, seine Obern in Mißkredit zu bringen." „Er war bei aller Beschränktheit pfiffig genug, um einzusehen, daß er nur dann gerettet werden konnte, wenn er seinen Obern ein möglichst großes Maß von Schuld nachweise, und so kamen die schauderhaftesten Geschichten von Vergiftung, Mißhandlungen, Beraubung des Muttergottesbildes u. a. zum Vorschein."[1]) Zur Begründung dieses vernichtenden Urtheils wird es nöthig sein, Jetzer's widerspruchsvolle Aussagen in chronologischer Ordnung kurz anzuführen.

Ein erstes Verhör fand am 8. October 1507 vor dem bischöflichen Gerichte zu Lausanne statt.[2]) Nachdem Jetzer unter feierlichem Eide sich verpflichtet hatte, die Wahrheit zu sagen, schilderte er die ihm zu Theil gewordenen Erscheinungen und Offenbarungen auf dieselbe Art und Weise, wie der Berner Prior und dessen Ordensgenosse Wernher die seltsamen Ereignisse bereits beschrieben hatten.[3]) Nur bezüglich der Frage von der Empfängniß Mariä besteht zwischen den beiden Darstellungen ein wesentlicher Unterschied. Jetzer behauptete nämlich, daß die Mutter Gottes ihm niemals von ihrer Empfängniß gesprochen habe; er wisse nicht einmal, was das sei.[4]) Abgesehen von dieser dreisten Lüge, stimmt seine Erzählung mit den im Defensorium abgedruckten Berichten vollständig überein; schon Anshelm hat diese bemerkenswerthe Uebereinstimmung hervorgehoben: „Jetzer hat bei aufgelegter Hand auf's Evangelium bekannt und verjaht allen seinen Handel, wie der von seinem Prior aufgeschrieben, ausgenommen die Offenbarung von der Empfängniß Mariä, davon er nichts wollte wissen zu sagen."[5])

Am 15. October bestätigte Jetzer in einem zweiten Verhöre seine früheren Aussagen.[6]) Er behauptete wieder, die Mutter Gottes habe ihm niemals von ihrer Empfängniß gesprochen; zudem leugnete er, jemals den Mönchen gesagt zu haben, Maria hätte ihm geoffenbart, sie sei in der Erbsünde empfangen worden.[7]) Am Schlusse des Verhörs ersuchte er jedoch den Bischof um Absolution von dem Eide, wodurch er sich seinen Obern gegenüber verpflichtet habe, von dem, was er jetzt offenbaren wolle, nichts zu sagen. Nachdem er

[1]) Archiv 192. 183. 181. [2]) Protokoll abgedruckt im Archiv 503—516. [3]) Defensorium A2—C7. [4]) Interrogatus, si sibi aliquid dixerit de conceptione sua, dixit quod non, nec scit quid hoc sit, quia de ista conceptione non fecit verbum. Archiv 512. [5]) Anshelm 130. [6]) Archiv 516—521.

[7]) Interrogatus, si ipse unquam dixerit priori vel conventui, quod beata virgo sibi dixerit se esse conceptam in peccato originali, dixit quod non; et si religiosi dicti conventus dicant quod idem conversus dixerit, non dicunt verum, sed dicunt ex se ipsis. 517.

von diesem Eide entbunden worden, erklärte er: Er habe den zwei Visitatoren, die vom Provinzial nach Bern gesandt worden waren, unter Eid versprechen müssen, die Offenbarung, die ihm von der blutweinenden Mutter Gottes zu Theil geworden, nicht bekannt zu machen. Die Mutter Gottes habe ihm aber sowohl auf dem Altare, während sie blutige Thränen weinte, als früher bei ihren wiederholten Erscheinungen in der Zelle geoffenbart, daß sie in der Erbsünde empfangen worden sei; die Brüder sollten dies dem Papste zu wissen thun.[1])

Rettig bemerkt zu dieser Enthüllung: „Hier lügt Jetzer offenbar; denn die Mönche hatten nicht nur kein Interesse, die Uebereinstimmung der Mutter Gottes mit ihrer Lehre zu verheimlichen, bezw. Jetzer die Bekanntmachung eines dahin zielenden Gesichts zu verbieten, sondern mußten großen Werth auf dessen Bekanntwerden legen." Leider hat Rettig die in dem höchst seltenen Defensorium enthaltenen Berichte nicht gekannt, sonst würde er gefunden haben, daß Jetzer im vorliegenden Falle ausnahmsweise die Wahrheit sagt. Es war ihm in der That von den Visitatoren befohlen worden, die angebliche Offenbarung geheim zu halten.

Als der Provinzial, der, wie wir weiter unten sehen werden, an den Schwindel nicht glaubte, Kunde von dem weinenden Muttergottesbild erhielt, wurde er höchlich darüber entrüstet. Er sandte sofort nach Bern zwei Visitatoren, Magnus Vetter und Paul Hug, mit dem Befehle, alles genau zu untersuchen und, wenn nöthig, die Schuldigen zu strafen. Anfang Juli 1507 trafen die Visitatoren in Bern ein; sie stellten eine genaue Untersuchung an, verordneten, daß Jetzer zur Arbeit angehalten werde, und befahlen ihm unter ernster Drohung strenges Stillschweigen.[2])

[1]) Confessus est, quod fecit iuramentum solemne in manibus duorum doctorum, fratrum dicti ordinis, missorum per rev. dominum provincialem ordinis praedicatorum, quod non revelaret verba dicta per illam imaginem, quae fleverat, de conceptione beatae Mariae; quam quidem revelationem conceptionis beata Maria in camera sua non semel, sed pluries revelaverat. Quam quidem revelationem dixerat ipse Johannes conversus priori et religiosis, quam summo pontifici revelare debebant. Et est talis ut sequitur: videlicet quod fuerit in peccato originali concepta. 519.

[2]) Defensorium C6b: Transiit fama ista (vom weinenden Muttergottesbilde) per totam patriam. Cumque ad aures reverendi patris pervenisset suaque paternitas reverenda attenderet, quod patres Bernenses nihil sibi de hoc scripsissent, suspicatus est dolum fratrum et practicam malam et indignatus est valde. Habitoque consilio discretorum misit unum magistrum theologiae (Vetter) et alium lectorem socium suum (Hug) Bernam ad inquirenda ista, committens eis suam auctoritatem plenarie ad inquirendum, puniendum faciendumque omnia quae ipse facere posset, dum praesens existeret. Ego quoque (Wernher, der Basler

Man irrt übrigens, wenn man glaubt, daß die Berner Dominikaner bestrebt waren, die Jetzer zu Theil gewordenen Offenbarungen zu Gunsten ihrer Lehre von der Empfängniß Mariä auszubeuten. Wohl erzählten sie gern von den Wundererscheinungen, mit denen ihr Haus begnadigt worden; den Endzweck dieser Erscheinungen suchten sie aber noch im Juli 1507 geheim zu halten.[1]) Sollte doch vor allem der Papst davon benachrichtigt werden. Selbst dem Bischofe von Lausanne gegenüber hüllten sie sich Mitte Juli in tiefes Stillschweigen.[2]) Sie erklärten ihm, „sie könnten von dem Befehl der Königin Mariä nicht abstehen, der so hoch wäre, daß sie die heimliche Offenbarung allein an päpstlicher Heiligkeit Mund dürften und wollten öffnen".[3]) Erst Ende Juli verbreitete sich, wohl infolge einiger Indiskretionen, das Gerücht, daß alles geschehe wegen der Lehre von der Empfängniß Mariä.[4]) Man darf also Jetzer vollen Glauben schenken, wenn er behauptet, es sei ihm von den Visitatoren streng befohlen worden, über die ihm zu Theil gewordene Offenbarung gänzliches Stillschweigen zu beobachten.

Prior) ascendissem cum eis, nisi infirmitas oculorum meorum obstitisset. Itaque ascenderunt in octava visitationis Mariae et diligentissime investigarunt omnia cum magna acrimonia et severitate, manentes ibi quatuor diebus; quibus peractis, fecerunt mutationem aliquam circa vitam et mores fratris, eum deputantes communitati et labori, quantum possibile esset, mandantes ne alicui haec ostendantur. Insuper fratri terribiliter sunt locuti. Sed ipse in nullo motus, mansuetissime respondit ad omnia, dicens se gaudere quod sit in ordine nostro, quia noscat hoc placere Deo. Quibus perlustratis, nihil mali reperientes, reversi sunt Basileam in die octava Margaretae virginis, quae celebratur Basileae XV. Julii, referentes quae viderunt, audierunt et egerunt. Laus Deo! . . Scripsi haec decima nona Julii ea die qua rev. pater provincialis exiit Basileam Friburgum versus cum sua societate.

[1]) Noch am 19. Juli schrieb Wernher: Exortus est rumor in his per totam Alemanniam tacito fine omnium horum, qui occultissime servabatur celabaturque, ut dignum erat. Fratres vero minores hortabantur populum, ne facile crederent huiusmodi rumoribus; et unus sic, alius aliter loquebatur. Omnipotens Deus haec omnia in suum ordinet honorem et nostram salutem! Defensorium C7a.

[2]) Defensorium C7a: Cum (episcopus) singula videre vellet et perquireret, responderunt cautius quo valuerunt, ne agnosceret finem ultimum harum rerum, pro quo tamen maxime instetit. Et quia fratres noluerunt sibi singula revelare, abscessit indignans . . . Suspicabatur autem episcopus quod erat, ut videlicet materia conceptionis per haec mirabilia inducenda foret in mundum. Unde et suos clericos Bernenses adiuravit mandatis, ut sibi dicerent, si quid super hoc audissent. Aestimabat autem hanc materiam odiosam et incongruam ecclesiae suae et fidei subditorum suorum. [3]) Anshelm 107. [4]) Defensorium C7b: Ab illo tempore inceptus est rumor, quod propter conceptionem haec omnia fiant.

Zwei weitere Verhöre, vom 31. October und 17. November, brachten nicht viel Neues an den Tag. Jetzer bestätigte bloß mit aller Entschiedenheit, was er früher ausgesagt.[1]) Sehr bemerkenswerth ist es, daß er, wie bereits am 15. October, so noch am 17. November vorgab, auch in Lausanne Erscheinungen der Mutter Gottes zu haben.[2]) Und doch befanden sich in Lausanne keine Dominikanermönche, die den Bruder mit erdichteten Erscheinungen hätten täuschen können!

Inzwischen hatte der Magistrat von Bern den Bischof wiederholt gemahnt, ernstlicher gegen Jetzer vorzugehen und ihn durch Folterung zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen.[3]) Am 15. November wurde sogar ein eigener Bote nach Lausanne gesandt mit dem Befehle, darauf zu dringen, „daß der Bruder an der Marter erkundet werde.“[4]) Dies geschah bereits am 20. November,[5]) und sofort veränderten sich die Aussagen. Jetzer behauptet jetzt das Gegentheil von dem, was er noch drei Tage vorher bekräftigt hatte. Die Mutter Gottes, so erklärt er jetzt, habe ihm geoffenbart, daß sie ohne Erbsünde empfangen worden sei. Die Väter hätten ihm jedoch streng verboten, dies bekannt zu machen; falls er etwas von der Empfängniß Mariä sagen wolle, so möge er verkünden, daß die Mutter Gottes ihm geoffenbart habe, sie sei in der Erbsünde empfangen worden. Daß die Väter die Offenbarung von der Unbefleckten Empfängniß dem Papste nicht mitgetheilt hätten, wie die allerseligste Jungfrau befohlen, daß sie vielmehr dem Volke die entgegengesetzte Lehre verkündet hätten, sei die Ursache gewesen, warum das Muttergottesbild blutige Thränen geweint habe. So Jetzer am 20. Nov.[6])

Spitzten sich bereits an diesem Tage seine Angaben zu einer Anklage gegen seine Obern zu, so trat im Verhör vom 22. November diese Tendenz noch viel deutlicher hervor. Jetzer weiß jetzt zu erzählen von einer geheimen Abredung, welche zwischen dem Prior, dem Subprior, dem Lesemeister und dem Schaffner Mitte September 1507 einmal des Nachts in einer Kapelle stattgefunden und welcher er im Verborgenen zugelauscht habe.[7]) Die vier Väter versprachen sich unter feierlichem Eide, niemanden etwas mitzutheilen von dem, was sie miteinander verhandeln wollten. Nach Ablegung des Eides klagten sie bitter über die Unannehmlichkeiten, die ihnen Jetzer mit seinen Offenbarungen verursache. Sollte er auf seiner Aussage von der Unbefleckten Empfängniß beharren, so käme ihr Convent beim

[1]) Archiv 521. 530. [2]) Archiv 518. Anshelm 131. [3]) Schreiben vom 3. Nov. 1507. Archiv 199 f. [4]) Archiv 200 f. [5]) Anshelm 132. [6]) Archiv 532—536. [7]) Archiv 536—545.

ganzen Orden, der das Gegentheil lehre, in Verruf. Man müsse daher, meinte der Prior, den unbequemen Bruder durch Gift bei Seite schaffen. Ein anderer Ausweg wäre, daß man einen beeidigten Bericht nach Rom sende, worin man dem Papste das Gegentheil von dem mittheilte, was der Bruder aus dem Munde der Mutter Gottes gehört haben will; diesem Berichte der Conventsväter würde man in Rom eher Glauben schenken, als der Aussage eines Laienbruders, und so wäre die Ehre des Klosters gerettet. Letzterer Vorschlag wurde beifällig aufgenommen. Es wurde demnach eine Sendung nach Rom beschlossen; zur Deckung der Unkosten sollten die Kleinodien dienen, die das Bild der Mutter Gottes schmückten. Der Subprior stieg unter den Augen Jetzer's auf den Altar, um die Kleinodien herabzureißen. Sollte das Volk darüber klagen, sagten die Väter untereinander, so werde man vorgeben, sie seien von Dieben gestohlen worden; man könnte auch, meinten sie, den Bruder heimlich tödten und dann sagen, er sei mit den gestohlenen Kleinodien geflohen. Der Subprior schlug indessen noch etwas anderes vor: Er selbst wolle in weißem Kleide und mit einer Krone auf dem Haupte dem Bruder sich zeigen und sich für die Mutter Gottes ausgeben; er werde ihm das Gegentheil sagen von dem, was ihm früher geoffenbart worden, und befehlen, dies kund zu thun. Gesagt, gethan. Schon am nächstfolgenden Sonntage fand die Erscheinung statt in Beisein zweier Weltgeistlichen. Während der Convent im Chor um Mitternacht die Matutin betete, zeigte sich der Subprior oder ein anderer Mönch dem Bruder, der oben auf dem Lettner seine Andacht verrichtete, in der Gestalt der allerseligsten Jungfrau, mit einer Krone auf dem Haupte und brennenden Kerzen in der Hand. Jetzer suchte jedoch den Betrüger zu entlarven, der sofort die Kerzen auslöschte, um im Dunkel zu verschwinden. Einige Tage nachher erschien die Mutter Gottes dem Bruder und sagte ihm: Diese Mönche haben dich betrügen wollen, sie selber werden aber betrogen werden; denn man wird sie aus diesem Kloster vertreiben, während du auf das Rathhaus berufen werden wirst. Am folgenden Tage habe ihn wirklich der Stadtrath holen lassen, um ihn nach Lausanne zu senden.

So lautete Jetzer's Aussage am 22. November. Daß dieselbe nichts anderes als ein Lügengewebe ist, steht außer allem Zweifel. Was zuerst die geheime Verabredung der Väter betrifft, so kann sie nicht stattgefunden haben, da Jetzer selbst später eingestand, daß ihm niemals Offenbarungen über die Unbefleckte Empfängniß zu Theil geworden seien; es haben denn auch die Väter sich nicht verschwören können, diese Offenbarungen zu unterdrücken. Die Beraubung des

Muttergottesbildes ist zwar auch noch später den Mönchen von Jetzer zur Last gelegt worden. Es kann aber kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß er selber den Diebstahl begangen habe. In der Klosterkirche waren in kurzer Zeit zweimal Kleinodien gestohlen worden, das zweite Mal im Spätsommer 1507. Einige Tage, nachdem der zweite Diebstahl verübt worden war, ließ Jetzer, wie er selber zugab und wie von Zeugen bestätigt wurde, durch einen Schuster zerbrochene Silberstücke einem Berner Goldschmied übergeben, der ihm daraus vier vergoldete Ringe machen sollte; der Goldschmied mußte ihm auch einen silbernen Apfel vergolden.[1]) Zwar hatte er allerlei Ausreden, um zu erklären, wie er in den Besitz der kostbaren Gegenstände gekommen sei; aber die Widersprüche, in die er sich verwickelte, zeigen zur Genüge, was von solchen Ausflüchten zu halten ist.[2]) Jetzer war zudem schon von Luzern aus, wo er sich früher aufgehalten hatte, als Dieb bezeichnet worden.[3]) Wie hätten die Mönche auch nur auf den sonderbaren Einfall kommen können, das Muttergottesbild zu berauben, um sich das nöthige Geld für die Romreise zu verschaffen! Diese Romreise ist übrigens nicht erst im September in der angeblichen geheimen Verabredung beschlossen worden; sie war schon früher beabsichtigt. Schon Mitte August hatte der Lesemeister den Provinzial und andere Väter, die in Bern gewesen, ersucht, sie möchten ihm Zeugnisse ausstellen über das, was sie gesehen und gehört haben, damit er diese Schreiben mit nach Rom nehmen könne.[4])

Wie der Kirchendiebstahl, so muß dem lügenhaften Bruder auch die Erscheinung der gekrönten Maria zugeschrieben werden. Dieselbe hatte in der Nacht auf den 13. September 1507 stattge-

[1]) Archiv 547—551. [2]) Einmal sagte er, er habe die Kleinodien vom Lesemeister erhalten; ein anderes Mal, „daß ihm die von seinem Erbgut ankommen seien; zum dritten, daß ein Freund ihm solches alles geschickt und geschenkt, und besonders wie ein Gewerksgesell in Rock und weißen Hosen ihm das gebracht, und habe aber denselben nicht können nennen noch zeugen". Archiv 206. Vgl. Defensorium C8b. [3]) Anshelm 113, Anm. 3.

[4]) Defensorium C7b: Eo tempore (um Mariä Himmelfahrt) magister Stephanus volens intrare curiam romanam, rogavit rev. patrem provincialem pro literis testimonialibus, et magistrum Magnum et fratrem Paulum Hug lectorem socium, qui examinaverunt negocium hoc, pro testimonio in literis in his quae vidissent et audissent et reperissent; similiter a me (Wernher) de his quae vidi et audivi; quae omnia, prout voluit, facta sunt et data, quamvis parvam aut nullam fidem praefati habuerunt in negocio fratris. Im Berner Staatsarchiv befindet sich ein Empfehlungsschreiben des Provinzials für den Lesemeister an Cajetan. Vgl. Anshelm 127. Anm. 1. Es wäre von Interesse, das Datum und den Inhalt dieses Schreibens zu kennen.

funden.[1]) Jetzer hatte angekündigt, daß in jener Nacht die Mutter Gottes erscheinen werde, um den zwei Vätern, die im Begriffe waren, nach Rom zu reisen, den Segen zu spenden; man hatte deßhalb zwei befreundete Chorherren, Düby und Wölfli, eingeladen, die unten im Chor mit dem Convent die Matutin beteten. Am Schlusse der Matutin, beim Absingen der Antiphon Ave regina coelorum, erschien plötzlich oben auf dem Lettner, wo Jetzer sich gewöhnlich aufhielt, eine weißgekleidete Gestalt mit einer Krone auf dem Haupte. Die Erscheinung, die brennende Kerzen in der Hand trug, ließ sich nur einen Augenblick sehen, um sogleich wieder zu verschwinden, nachdem sie den Anwesenden den Segen gegeben hatte. Die zwei Weltgeistlichen und die meisten Conventsmitglieder wurden beim Anblicke der wunderbaren Gestalt bis zu Thränen gerührt. Der Chorherr Wölfli hörte jedoch, wie der Prior und der Subprior unter sich sagten, die Erscheinung gleiche jener nicht, die gewöhnlich in Jetzer's Zelle sich zeige. Die zwei Väter machten aber unter sich in aller Stille noch andere Bemerkungen. Der Subprior hatte nämlich in der weißgekleideten Gestalt Jetzer erkannt. Dies theilte er sofort den nebenstehenden Mönchen mit; vor den andern Anwesenden suchte man indessen die Sache sorgfältig geheim zu halten. Als man nachher Jetzer zu Rede stellte, beweinte er bitterlich seinen Fehler; doch betheuerte er heilig, daß trotz dieses einmaligen Betruges alle früheren Erscheinungen wahrhaft von Gott seien.[2])

„Glaube das, wer da wolle", bemerkte hierzu unterm 29. October 1507 der Basler Prior Wernher; „ich halte jetzt nicht mehr viel von diesem Bruder und der ganzen Geschichte. Hätte ich doch niemals etwas davon gesehen oder gehört! Ich war leider zu leichtgläubig;

[1]) Vgl. die Aussagen der als Augenzeugen vernommenen Chorherren Düby und Wölfli. Archiv 542—547.

[2]) Anfang Dezember 1507, als der Berner Magistrat dem herbeigeeilten Basler Prior Jetzer's Aussagen vorhielt und ihm sagte, der Subprior solle die gekrönte Maria gespielt haben, erwiderte Wernher, quod ille frater fuerit ille fictor et deceptor, qui apparuit in forma virginis beatae, praesentibus duobus canonicis Bernensibus, et quod subprior fuerit tunc in choro praesente toto conventu et dictis canonicis, et fuerit primus et solus ille qui notavit fratrem esse illum qui in forma tali apparuit, et statim hoc patribus dixit in haec verba: O Deus, non est beata virgo, sed est ille nequam, ille fratermet. Defensorium C8b. Anfang October hatte Wernher durch den Berner Prior Näheres über die Aufdeckung des Betrugs erfahren: Inter benedicendum cognitus est frater, a paucis tamen, qui quantum potuerunt absconderunt ab aliis praesentibus. Ipse autem frater deprehensus ploravit et flevit culpam illam, constanter affirmans omnia priora a Deo esse et infallibiliter, non obstante dolo illo a se commisso. C8a.

möge mir es Gott verzeihen!“[1]) Einen festern Glauben scheint der Berner Prior gehabt zu haben, der noch am 1. October vor dem Stadtrath erklärte, daß er die Sache für „glaublich“ halte.[2]) Wie groß war daher seine Enttäuschung, als er Ende November vernahm, daß Jetzer in Lausanne die Väter für Betrüger und Diebe ausgebe!

Merkwürdigerweise bestand aber der Bruder, der Ende Dezember auf Begehren des Magistrats nach Bern zurückgesandt worden war,[3]) immer noch darauf, daß er von Gott mit wunderbaren Erscheinungen und Offenbarungen begnadigt worden sei. In dem ersten Verhör, dem er in Bern am 29. Dezember vor versammeltem Rathe unterworfen wurde, betheuerte er feierlich, daß seine fünf Wundmale, sowie die zwei Wunder in Betreff der rothen Hostie und des blutweinenden Muttergottesbildes wahrhaft von Gott seien.[4])

Daß jetzt die Dominikaner von ihrem lügnerischen Novizen nichts mehr wissen wollten, ist leicht zu begreifen. Wernher und Paul Hug, die am 30. Dezember als Abgeordnete des Provinzials nach Bern kamen, nahmen bereits am 5. Januar 1508 in Beisein von einigen Vertretern des Raths dem unwürdigen Bruder das Ordenskleid ab. Jetzer unterließ nicht bei dieser Gelegenheit, den Orden, aus dem er ausgestoßen wurde, mit Schmähungen zu überhäufen.[5]) Noch feindlicher benahm er sich gegen die Väter am 7. Januar in einer Rathssitzung, zu welcher die Ordensobern berufen worden waren. Er hielt zuerst eine lange Rede, um zu erzählen, wie die Mutter Gottes ihm oft erschienen sei und ihre Unbefleckte Empfängniß ihm geoffenbart habe; zur Bestätigung dieser Lehre habe sie ihm auch die Wundmale eingedrückt, der Hostie Blutfarbe gegeben und auf dem Altare Thränen vergossen. Die Väter hätten jedoch von dieser Offenbarung nichts wissen wollen; sie seien vielmehr bestrebt gewesen, durch allerlei Verfolgungen und betrügerische Erscheinungen ihn von seiner Ansicht abzubringen. Er bezichtigte sie dann auch noch, wie früher in Lausanne, des Kirchenraubs; zudem beschuldigte er sie, mit Weibspersonen im Kloster Umgang gepflogen zu haben.[6])

Diesen schweren Anklagen gegenüber erklärten die Mönche, daß Jetzer nichts als Lügen vorbringe. Er selber habe die gekrönte Maria gespielt; er selber habe auch den Diebstahl begangen, was er selbst verübt, wolle er nun den Vätern zur Last legen. Vor allem aber ließen sie zu Protokoll nehmen, „daß der Bruder sie des geänderten Sacraments, weinenden Bildes und empfangener

[1]) Defensorium C8a. [2]) Anshelm 129. [3]) Schreiben des Raths an den Bischof vom 15. Dezember 1507. Archiv 207 f. [4]) Defensorium D1a. [5]) Defensorium D1b. [6]) Defensorium D 1b. Archiv 206. Anshelm 133 f.

Wunden halber für unschuldig dargegeben hat".[1]) Beim Verlassen des Rathhauses lobten sie Gott, daß Jetzer gerade in diesen Hauptpunkten, in denen der Gegenbeweis nicht so leicht geliefert werden könnte, keine Klage gegen sie vorgebracht hatte.[2])

Am 14. Januar fand eine neue Rathssitzung statt;[3]) es waren dazu, nebst einigen Geistlichen, 60 Bürger eingeladen worden. Jetzer wiederholte seine früheren Anklagen und forderte, man solle die Mönche foltern, dann werde die Wahrheit schon an den Tag kommen. Zudem begehrte er, daß der gesammte Berner Clerus zusammenberufen werde, damit er vor demselben von der Unbefleckten Empfängniß sprechen und alle Orden sowie die ganze Kirche vertheidigen könne. Die Väter ihrerseits wiesen auf's neue die Anschuldigungen, die der Bruder gegen sie erhob, als Lügen zurück. Der Lesemeister Stephan Boltzhurst, der drei Tage vorher mit dem Subprior aus Rom zurückgekehrt war, erklärte auch, warum die zwei Väter nach Aufdeckung des Betruges, den Jetzer mit der gekrönten Maria gespielt, noch eine Romreise unternommen haben. Sie hätten dabei keineswegs im Sinne gehabt, die angeblichen Erscheinungen vom römischen Stuhl bestätigen zu lassen; sie wollten bloß die Ehre ihres Convents vor falschen Anschuldigungen in Sicherheit bringen.[4]) Hierüber gab Boltzhurst einige Tage später eine schriftliche Erklärung ab, während Jetzer alle seine Anklagen in einer neuen Rathsversammlung, am 31. Januar, aufrecht hielt, dabei immer betheuernd, die Mutter Gottes sei ihm wahrhaft erschienen, um ihm ihre Unbefleckte Empfängniß zu offenbaren.[5])

Einige Tage später, am 5. Februar, als er wieder, wie in Lausanne, gefoltert wurde,[6]) lauteten aber seine Aussagen wesentlich anders. Jetzt weiß er nichts mehr von echten Erscheinungen und Offenbarungen. Es sei alles nur Betrug gewesen, behauptet er jetzt; er selbst sei jedoch an allem unschuldig. Die vier Väter

[1]) Rathsprotokoll vom 7. Januar 1508. Archiv 206.

[2]) Defensorium D 2a: Sicque omnibus sufficienter dictis et ostensis . . . cum protestatione etiam quod in principalibus punctis, puta in stigmatibus, sacramento et imagine quae dicitur flevisse, nullum patrem vel fratrem infamasset, eximus domum consilii in puncto horae duodecimae, admirantes maliciam et astutiam hominis in suis pravis adinventionibus mendaciter confectis, et nihilominus laudantes Deum quod haec possemus ostendere falsa et quod neminem accusaverit in punctis principalibus in quibus forte non possemus ita aperte falsitatem ostendere sicut in praemissis.

[3]) Defensorium D2b. Anshelm 134. [4]) Defensorium D3a. Cajetan an den Magistrat, 11. Dez. 1507 und 17. Februar 1508. Archiv 202. 212. [5]) Defensorium D 3a. [6]) Defensorium D 4a. Anshelm 134.

hätten allein die Betrügereien in's Werk gesetzt; vermittelst der schwarzen Kunst hätten sie ihn, den armen Novizen, gezwungen, sich ihrem verbrecherischen Willen zu fügen. Aus Haß gegen die Minoriten hätten sie betrügerische Erscheinungen veranstaltet, um ihre Lehre von der Empfängniß Mariä unter das Volk zu bringen. Die fünf Wundmale seien ihm von den Vätern beigebracht worden, die auch eine Hostie roth gefärbt und im Antlitze des Muttergottesbildes mit rother Farbe scheinbare blutige Thränen hergestellt hätten. Mehrmals hätte er die Väter auf ihren Betrügereien ertappt; sie selbst hätten ihm auch alles eingestanden; aber durch schreckliche Drohungen und greuliche Mißhandlungen hätten sie ihn genöthigt, über alles das strengste Stillschweigen zu beobachten. Gefragt, warum er denn nicht schon in Lausanne diese Enthüllungen gemacht, antwortete Jetzer, er habe die Wahrheit verschwiegen, um dem Ansehen des Ordens nicht zu schaden.[1])

Man kann nur staunen, daß der Magistrat sich mit dieser Ausrede zufrieden gab, ebenso wie man staunen muß, daß Jetzer nicht gefragt wurde, warum er denn in den verschiedenen Verhören zu Bern, nachdem er bereits als Lügner und Verläumder von den Vätern aus dem Orden ausgestoßen worden war, aus Liebe zum Orden so lange die Wahrheit verschwiegen habe.

Am 7. Januar, wie wir oben gesehen haben, hatten die Väter zu Protokoll nehmen lassen, daß Jetzer die drei Hauptwunder, welche sich auf die Wundmale, die rothe Hostie und das weinende Muttergottesbild bezogen, ihnen nicht zur Last lege. Nicht mit Unrecht wurde von den Mönchen auf diesen Umstand ein so großes Gewicht gelegt. Wäre der Prozeß weniger oberflächlich geführt worden, so hätte in der That dieser Umstand ein freisprechendes Urtheil herbeiführen müssen. Die vier Hauptverbrechen, wegen welcher die Dominikaner zum Feuertode verurtheilt wurden, waren folgende: 1. die Verleugnung Gottes und der Bund mit dem Teufel; 2. das Färben der consecrirten Hostie; 3. der Mißbrauch mit dem weinenden Muttergottesbilde; 4. die Verhöhnung der Wundmale Christi.[2]) Nun ist es aber außer allem Zweifel, daß die Mönche von den drei letzteren Anklagepunkten, ganz abgesehen von dem erdichteten Bunde mit dem

[1]) Archiv 552— 557. Die späteren Aussagen Jetzer's können wir füglich übergehen, da dieselben nicht von Belang sind.

[2]) Murner, der allem Anscheine nach der Hinrichtung der Mönche beiwohnte, schreibt: Hi sunt quattuor principales articuli publice lecti, ut populo satisfieret, propter quos igni sunt adiudicati. De quattuor heresiarchis D 7a.

Teufel, freizusprechen sind. Dies ergiebt sich mit voller Sicherheit aus den eigenen Aussagen Jetzer's. Man vergegenwärtige sich doch die Lage!

Am 5. Januar wird Jetzer aus dem Orden ausgestoßen; von den Vätern wird er in öffentlicher Rathssitzung als Lügner und Dieb an den Pranger gestellt. Wie kann man unter solchen Umständen annehmen, daß er in den späteren Verhören den Orden habe schonen wollen? Hatte er doch bereits in Lausanne und dann auch in den ersten Verhören in Bern die Väter verschiedener Betrügereien und Verbrechen bezichtigt! Trotzdem denkt er nicht daran, weder in Lausanne, noch in den ersten Berner Verhören, die drei oben erwähnten Punkte den Vätern zur Last zu legen; er läßt es sogar ruhig zu, daß die Mönche auf dem Rathhause dies in seiner Gegenwart zu Protokoll nehmen lassen. Erst einige Wochen später wird er durch die Folterung veranlaßt, die drei Hauptwunder für Betrügereien der Mönche auszugeben. Hieraus darf man doch mit voller Sicherheit schließen, daß diese drei „Wunder" nicht auf die Rechnung der Dominikaner, sondern auf diejenige des lügenhaften Bruders zu setzen sind.[1])

Anderer Ansicht waren die Berner Rathsherren. Den letzten Aussagen Jetzer's, die mit den früheren in schroffem Widerspruche standen, legten sie eine große Bedeutung bei. Gerade der Umstand, daß der Bruder erst jetzt, und zwar auf der Folter, alle Schuld auf die Väter schob, hätte dem Magistrat den Gedanken nahe legen sollen, daß die Mönche die Verbrechen, deren sie von Jetzer beschuldigt wurden, nicht begangen haben. Statt aber dieser so billigen und so nahe liegenden Erwägung Raum zu geben, entschloß man sich, wohl unter dem Drucke der aufgebrachten Volksmenge, die vier angeschuldigten Mönche gefänglich einzuziehen. Schon am 6. Februar wurden sie in Fesseln geschlagen und strenge bewacht, damit sie sich bis zur gerichtlichen Untersuchung nicht miteinander verabreden könnten. Welcher Art waren nun aber die Aussagen, die sie einige Monate später vor den Richtern abgaben?

[1]) Rettig hat diesen wesentlichen Umstand gänzlich übersehen, sonst hätte er wohl die Dominikaner anders beurtheilt. Er gibt zwar zu, daß die Mönche an den gemeinen Verbrechen, die ihnen von Jetzer zur Last gelegt wurden, wie Kirchenraub, Vergiftung usw., unschuldig sind; doch behauptet er (Archiv 195), daß sie in Bezug auf die angeblichen Wundererscheinungen der Thäterschaft voll und ganz schuldig sind. Er selber schreibt (Archiv 191): „Ist es psychologisch möglich, daß Jetzer die ihm zugefügten schauderhaften Mißhandlungen nahezu ein halbes Jahr lang den Untersuchungsbeamten verschwiegen und nicht im Gegentheil zu allererst mitgetheilt hätte? Wir glauben dreist mit Nein antworten zu dürfen." Dieselbe psychologische Unmöglichkeit besteht aber auch bezüglich der drei Hauptwunder."

3. Von den Dominikanern sind zweierlei Aussagen vorhanden, vor und nach der Folterung. In den ersteren wird alle Schuld geleugnet, in den späteren schließlich alles zugestanden. Betrachten wir zuerst jene Aussagen, die vor der Folterung abgelegt wurden.

Man vergesse vor allem nicht, daß die vier Mönche im Gefängnisse sich nicht verständigen konnten über das, was sie vor Gericht aussagen wollten. Um eine solche Verabredung zu verhindern, hatte man gleich bei der Gefangennehmung einen jeden Mönch in eine besondere Zelle eingesperrt und der Obhut zweier Polizeidiener übergeben.[1]) Dieselbe Vorsichtsmaßregel wurde später bei den Gerichtsverhandlungen getroffen. Es wurde angeordnet, „daß jeder der vier sonderlich, in eigener Person ohne Vormund, sollte Antwort geben auf des Glaubensprocurators Artikel und Fragen".[2])

Anfang August 1508 begann die Untersuchung; ein jeder der vier Angeklagten mußte ein besonderes Verhör bestehen. „Die Summe ihrer Antworten wargleich, nämlich: der Ketzer wäre schuldig an aller Missethat, der hätte sie in einfältigem Glauben betrogen und auf sie gelogen, anders wüßten sie weder auf sich noch auf andere zu sagen. Und wiewohl ihnen Gnade und Barmherzigkeit, wenn sie demüthiglich ihren Irrthum bekännten, war zugesagt, dennoch trotzten sie, ihre Unschuld und des Ketzers Schuld fürzubringen."[3])

Von Gnade und Barmherzigkeit wollten also die Angeklagten nichts wissen. Auf ihre Unschuld sich berufend, verlangten sie bloß, daß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Wie furchtlos die Mönche sich auf ihre gerechte Sache verließen, hatten sie bereits früher gezeigt, als sie nach den ersten Enthüllungen Ketzer's gar nicht daran dachten, die Flucht zu ergreifen, obschon sie dies mehrere Wochen hindurch leicht hätten thun können. Der Lesemeister und der Subprior waren sogar Anfang 1508 von ihrer Romreise ohne jedwelche Furcht nach Bern zurückgekommen. Und doch hatten sie von Ketzer's Gefangennehmung Kenntniß erhalten und von befreundeter Seite waren sie vielfach gewarnt worden, nicht mehr zurückzukehren.[4]) Sie glaubten jedoch keinen Grund zu haben, ein

[1]) Murner D 4b sagt hierüber: Decretum est ut compedibus ferreis detinerentur singuli in singulis locis, ne de aliquo responsionis et fictionis commento convenirent. Vgl. Anshelm 135: „Da ließ der Rath die Väter im Kloster in Fußband schmieden und jeden mit zwei Knechten verhüten." [2]) Anshelm 139. [3]) Anshelm 140. [4]) Reversi sunt ex romana curia . . . et per multos admoniti ne Bernam intrare temerarent, sed putantes illaesi evadere Bernam venerunt. De quattuor heresiarchis D4b. Vgl. Anshelm 128: „Sie sind ungedacht und nicht ohne blinden Frevel wieder gekommen, denn ihnen zu wissen ihres Ketzer's Gefängniß. Sie mußten aber und sollten gestraft werden."

Verdammungsurtheil befürchten zu müssen. „Wenn ich auch wüßte", erklärte gleich nach seiner Rückkehr der Lesemeister vor dem Rathe, „daß auf dem öffentlichen Platze ein Galgen errichtet sei, und ich morgen daran gehängt werden sollte, so würde ich trotzdem noch einmal zurückkommen, um meine Unschuld darzuthun!"[1]) Hätten wohl die Mönche eine solche Zuversicht an den Tag gelegt und sich blindlings in die Gefahr begeben, wenn sie sich schuldig gefühlt hätten? Aber sie haben doch nachher ihre Schuld eingestanden? Allerdings, aber nur unter den größten Folterqualen.

Der Lesemeister wurde zuerst gefoltert. Feierlich hatte er zuvor betheuert: „Ob er etwas ihm schädlich aus Marter verjahe, daß dasselbige als unwahr verneint und widerrufen sein solle." Bei der ersten Folterung blieb er standhaft; am Seile hängend[2]) erklärte er: „Er wüßte nichts anderes zu verjahen, denn was er vorhin auf fürgeworfene Artikel verjaht hatte." „Da ward er abgelassen und von den Richtern ernstlich ermahnt und gewarnt, daß er von Tag zu Tag und von Stund zu Stund gemartert müßte werden, bis daß er die rechte Wahrheit würde sagen."[3]) Darf es da uns wundern, wenn der arme Mönch schließlich sich schuldig bekannte?

Wie der Lesemeister, so blieben auch die anderen Angeklagten bei der ersten Folterung standhaft und verneinten jede Schuld. „Es gab ein groß Verwundern", erzählt Anshelm, „daß ihrer keiner nichts verjahe, so weich erzogene Leute, wie besonders der Lesemeister war. Hätten sie noch gewollt, es wäre ihnen unbillige Gnade bewiesen worden".[4]) Sehr bezeichnend ist eine Aeußerung des Priors. Der corpulente Mann wurde in einem Verhöre nicht weniger als sechsmal an dem Seile in die Höhe aufgezogen, dreimal leer und dreimal mit einem Steine. Fort und fort wiederholte er, daß er unschuldig sei. Als ihm aber schließlich ein zweiter Stein an die Füße gebunden wurde, da erklärte er sich bereit, die Wahrheit zu bekennen. Von dem Bunde mit dem Teufel und von der Verleugnung Gottes wollte er indessen auch jetzt noch nichts wissen. „Und da er dick ermahnt ward, die

[1]) Defensorium D 2b.

[2]) Ueber diese schreckliche Art der Tortur, den sogenannten trockenen Zug, vgl. Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes VIII, 469. Auf einem der oben erwähnten Holzschnitte von Ursus Graf wird einer der gefolterten Dominikaner dargestellt, wie er an den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen in die Höhe gezogen wird; ein Stein beschwert seine Füße. Das Ausrecken der Glieder mußte schreckliche Qualen verursachen.

[3]) Anshelm 143. Vgl. Archiv 183: „Das Protokoll bestätigt ausdrücklich, daß die Angeklagten so lange gefoltert wurden, bis sie den gewollten Bescheid gaben." [4]) Anshelm 143.

lautere Wahrheit zu sagen, murmelte er neben aussprechend: „Ach, was soll ich sagen? Sag ich nicht, so werde ich gemartert, sag ich aber, so muß ich's erdenken und lügen".[1]) Um nicht weiter gemartert zu werden, gab er endlich auch den Bund mit dem Teufel zu.

Es ist wohl unnöthig hervorzuheben, daß solche durch die Folter erpreßten Bekenntnisse keinen oder nur geringen Werth haben. Und dies ist auch bezüglich der Aussagen Jetzer's in Betracht zu ziehen. So lange der Bruder nicht gefoltert wurde, hat er nichts Belastendes gegen die Väter ausgesagt; erst als er auf die Folter kam, begann er gegen dieselben allerlei Anklagen vorzubringen; und je öfter er gefoltert wurde, desto zahlreicher und schwerer wurden die Verbrechen, die er ihnen zur Last legte. Allzusehr darf man sich hierüber nicht wundern. Wenn sogar die Mönche auf der Folter sich selbst und andere ihres Ordens schuldig bekannten, so ist es leicht begreiflich, daß auch Jetzer, der ohnehin zum Lügen geneigt war, um den Folterqualen zu entgehen und sich zu retten, die Schuld auf andere zu schieben suchte.

Noch ein anderer Umstand muß die durch die Folter erpreßten Bekenntnisse von vornherein verdächtig machen. In den späteren Verhören zu Bern erklärte Jetzer wiederholt, die Väter hätten einen Bund mit dem Teufel geschlossen; über den Verkehr der Mönche mit dem höllischen Geiste wußte er auch allerlei pikante Einzelheiten zu erzählen. Der Subprior z. B., als er den Bruder mit nächtlichen Erscheinungen zu täuschen suchte, hätte mehrmals eine Anzahl beschworener Teufel bei sich gehabt, die „in Gestalt rußiger Hunde zum Fenster und durch die Thüre und Wände aus- und einfuhren."[2]) Alle diese Einzelheiten, die der phantastische Bruder erzählte, wurden später von den Angeklagten auf der Folter bestätigt und sogar noch mit neuen Ausschmückungen bereichert. So schilderte z. B. der Subprior sehr ausführlich, wie er mit Hilfe des Teufels einen Trank zubereitet habe, um Jetzer damit zu bezaubern.

Eines Tages, so erzählt Anshelm auf Grund der Gerichtsprotokolle,[3]) hat der Subprior den Teufel beschworen. „Der kam in Gestalt eines schwarzen Mannes, fraget schnell, was er begehrte. Der sprach: „Ich begehre, daß du mir helfest und mich lehrest einen Trank machen, davon der Jetzer unwissend müsse das Leiden Christi mit Geberden üben, so dick ich will." Da sagt der Teufel: „Ich will dir helfen und dich's lehren; aber du mußt zuvor Gott verleugnen, in deiner Messe nicht consecriren, dich mir für eigen übergeben und dessen alles mit deinem eigenen Blut und

[1]) Anshelm 145. [2]) Archiv 508. Anshelm 55 f. [3]) Anshelm 86.

eigener Handschrift mir ein Bekenntniß geben." Und das nahm dieser verstockte und versteckte Teufelbeschwörer, ja beschworener Teufel an, gab dem Teufel den geforderten Zettel und verehrte ihn jetzt in Rabengestalt als seinen Gott und Herrn mit einem Kuß unter den Schwanz. Da beißt ihm der Rabe ein Zeichen in den linken Daumen, mußte mit Feuer abgewaschen werden, sagte ihm Hilfe zu und lehrte ihn, den begehrten Trank machen, nämlich er sollte nehmen Chrisam, Ostertaufwasser, Osterkerzenwachs, geweiht Salz, Blut und Haar von einem ungetauften Kind, Quecksilber und Weihrauch, und die Stücke untereinander mischen in Gestalt eines Tranks, und denselben bei fünf geweihten Kerzen beschwören und segnen und mit Weihrauch beräuchern, alles thun in seinem Namen, nämlich des Teufels, denn so würden so viele Teufel in den Trank vermischt, als Haare darin."

„Derartige Vorstellungen," bemerkt hierzu Rettig, „sind damals so landläufig gewesen, daß sie ohne weiteres acceptirt wurden. Im Protokoll über den Prozeß und in Anshelm's Bericht wird dieser Aussage genau der gleiche objective Werth beigemessen, wie allen anderen; daraus folgt aber die Nothwendigkeit, von vornherein allen anderen Aussagen den gleichen objectiven Unwerth zuzuschreiben, wie dieser."[1])

Das gilt besonders von jener Aussage, nach welcher mehrere hervorragende Ordensmitglieder die Berner Väter aufgefordert hätten, durch erdichtete Erscheinungen und Offenbarungen das gesunkene Ansehen des Ordens zu heben. Es soll dies auf dem Kapitel geschehen sein, das 1506 in Wimpfen abgehalten wurde. Auf diesem Kapitel, so erzählt Anshelm, habe eines Abends der Prior Wernher von Basel einige vornehme Väter, namentlich die Prioren von Wimpfen, Ulm, Stuttgart, Bern und andere, in seine Kammer geladen, „und da angehoben zu reden von Mariä Empfängniß, wie daß noth wäre, wider die Barfüßer, so allenthalben das Volk an sich zögen und die Prediger in Verachtung brächten, Widerstand zu suchen; was seines Bedünkens nicht besser möchte geschehen, denn durch Wunderzeichen und Offenbarungen, so durch ein Gedicht eines Geistes wohl zuwege gebracht werden möchte. Diese Meinung gefiel ihnen, und daß solches zu Bern angerichtet würde, wo wenig Gelehrte und ein schlechtes (einfaches) Volk wäre, aber, so es beredet würde, mächtig und handfest, die Sache zu schirmen und zu erhalten."[2])

Diese Wimpfener Verschwörung ist seit dem Jahre 1509 bis auf den heutigen Tag fort und fort für eine sichere Thatsache aus-

[1]) Archiv 182. [2]) Anshelm 51. Vgl. Defensorium E 3a. De quattuor heresiarchis A 8b.

gegeben worden, und doch ist es eine ganz unbegründete Legende, die vor der historischen Kritik nicht Stand hält. Daß eine solche Verschwörung nicht stattgefunden hat, ergibt sich schon aus den oben erwähnten Aussagen Jetzer's. Als er Ende November 1507 durch die Folterqualen veranlaßt wurde, vier von den Vätern des Convents zu belasten, erzählte er, wie die Mönche in einer geheimen Zusammenkunft beschlossen hätten, der ihnen unbequemen Offenbarung von der Unbefleckten Empfängniß erdichtete Erscheinungen und Offenbarungen entgegenzusetzen. Demnach wären die Mönche erst anläßlich der Jetzer zu Theil gewordenen Offenbarung auf den Gedanken gekommen, betrügerische Erscheinungen zu veranstalten. Diese Aussage hat allerdings nachher Jetzer dahin abgeändert, daß ihm nie eine echte Erscheinung der Mutter Gottes zu Theil geworden sei und daß die Mönche ihn gleich am Anfange getäuscht hätten. Daß aber diese Anschuldigung so spät und erst nach mehrfacher Folterung vorgebracht wurde, beweist eben, wie oben dargethan worden, daß sie falsch ist. Daraus ergibt sich, daß Jetzer, und nicht die Berner Mönche, den Geisterspuck angefangen hat; die Initiative dazu kann daher nicht vom Wimpfener Kapitel ausgegangen sein.

Jetzer selbst hat übrigens dies Kapitel nie erwähnt. Zuerst begnügte er sich, ganz unbestimmte Verdächtigungen auszusprechen; so erklärte er am 7. Februar 1508: Da während des Handels verschiedene Kapitel zusammenberufen wurden,[1]) so glaube er, daß auf diesen Versammlungen die Sache verhandelt und die Betrügereien auf Anordnung der vornehmsten Väter der Provinz von den Berner Mönchen in's Werk gesetzt worden seien.[2]) Man sieht, er spricht hier bloß eine Vermuthung aus, keine bestimmte Anklage. Später wußte er allerdings ganz bestimmte Angaben über die Verschwörung mitzutheilen; im Jahre 1512 erklärte er: „Die vier hingerichteten Väter hätten ihm gesagt, die Sache wäre vor zwölf Jahren in einem ganzen Kapitel beschlossen worden; da wären aus allen Klöstern von jedem zwei gewesen, also daß ihrer über zweihundert zusammen gekommen waren. Es sollte auch zu Colmar practicirt sein; da verhinderte es der Schweizer Krieg.“[3]) Es ist wohl unnöthig beizufügen, daß es sich hier um eine neue Lüge

[1]) Wahr ist nur, daß am 2. Mai 1507 ein Provinzialkapitel in Pforzheim stattfand und im Sommer desselben Jahres ein Generalkapitel in Pavia.

[2]) Archiv 562: Confitetur ipse Jetzer, quod in his cum eo attemptatis et tempore intermedio plures convocationes et capitula de communi ordine plus quam in uno loco sint habita; occasione cuius credat, factum non solum ab illis quattuor, verum ex ordinacione principalium ordinis attemptatum. [3]) Stettler, Annales I, 441.

Jetzer's handelt. Aber selbst, wenn die Angabe wahr wäre, so könnte sich dieselbe nicht auf das Wimpfener Kapitel vom Jahre 1506 beziehen; denn der Schweizer Krieg, der die Ausführung des Planes verhindert haben soll, hatte bereits im Jahre 1499 stattgefunden.

Was die angeklagten Mönche betrifft, so haben sie, wie Anshelm berichtet, „von ihrem Orden angegeben, welche und wie die in Erzählung der Geschichte sind benamset worden".[1]) Ob sie dabei auch die Wimpfener Verschwörung erwähnt haben, muß dahingestellt bleiben, da das Protokoll nicht gedruckt vorliegt und Anshelm an verschiedenen Stellen seines Berichtes von Mitschuldigen spricht.[2]) Sicher ist jedoch, daß solche Aussagen, die durch die Folter erpreßt wurden, nichts beweisen. Es erklärten denn auch die deutschen Dominikaner, die in Rom die Sache ihrer Mitbrüder vertraten, „daß die Gefangenen von Größe der Marter sich selbst, auch den andern, so sie angegeben, Unrecht gethan haben".[3])

Da Murner, Anshelm und andere namentlich den Provinzial Paul Siber als Mitschuldigen der vier Berner Mönche bezeichnen,[4]) so sei hervorgehoben, daß gerade Siber, der sonst als ehrenwerther Ordensmann bekannt ist,[5]) den seltsamen Vorgängen, die im Berner Kloster sich abspielten, gleich von Anfang an das größte Mißtrauen entgegenbrachte. Als er Mitte Mai 1507 auf das Generalkapitel nach Lyon sich begeben wollte,[6]) kam er auf der Durchreise mit mehreren Vätern nach Bern. Der Provinzial sowohl als seine Begleiter staunten zwar über die Dinge, die man ihnen erzählte; noch mehr staunten sie, als sie mit eigenen Augen sehen konnten, wie Jetzer vor ihnen in Entzückung gerieth. Doch glaubten sie nicht, daß dies von Gott komme; sie sprachen vielmehr die Befürchtung aus, es sei alles nur ein Betrug, von Menschen oder vom Teufel in's Werk gesetzt.[7]) Auf der Rückreise von Lyon hielten sich die

[1]) Anshelm 148. [2]) So spricht er auch von einer Verabredung, die auf dem Pforzheimer Kapitel im Mai 1507 stattgefunden haben soll (S. 83). Es wäre von Interesse die Aussagen der vier Väter zu kennen, um dieselben miteinander vergleichen zu können. [3]) Archiv 246. [4]) Ob die angeklagten Mönche auch ihren Provinzialobern als Mitschuldigen bezeichneten, kann aus den vorliegenden Quellen nicht festgestellt werden. [5]) Vgl. das Lob, das ihm 1508, anläßlich seines Todes, der Benediktiner Nikolaus Ellenbog spendete, bei L. Geiger, Reuchlin's Briefwechsel. Tübingen 1875. S. 85.

[6]) Das Kapitel sollte in Lyon stattfinden; wegen des ausgebrochenen Krieges wurde es aber nach Pavia verlegt.

[7]) Der Prior Wernher, der dabei war, berichtet: Stupebant omnes, nec credebant haec a Deo, timentes dolum hominum vel daemonum. Itaque pertransivit rev. pater provincialis Bernam cum sua societate Lugdunum versus; in qua societate erant quinque magistri in theologia; quorum ego minimus aetate, vita et doctrina. Defensorium C6a.

Väter wieder einige Tage in Bern auf. Da hieß es einmal in der Nacht, Jetzer habe soeben in seiner Zelle den Besuch der Mutter Gottes erhalten. Der Provinzial, der herbeigerufen wurde, um vor der geschlossenen Thüre anzuhören, wie die allerseligste Jungfrau sich mit dem Bruder unterhalte, vernahm allerdings zwei verschiedene Stimmen; er entrüstete sich jedoch nicht wenig, als er zu bemerken glaubte, daß der Bruder die Stimme der Mutter Gottes simulire. Er machte ihm darüber am andern Morgen strenge Vorwürfe. Jetzer aber, der sich stellte, als würden ihn die Vorwürfe des Provinzialobern sehr betrüben, leugnete selbstverständlich, daß er sich eines Betruges schuldig gemacht habe.[1])

Von da an war der Provinzial noch weit mißtrauischer als bisher, und als er bald nach seiner Abreise von Bern von dem weinenden Muttergottesbilde hörte, da ließ er, wie bereits oben erwähnt worden, durch die zwei Visitatoren Magnus Vetter und Paul Hug eine strenge Untersuchung anstellen. Obschon letztere den Betrug nicht endecken konnten, so schenkten sie doch, ebensowie der Provinzial, den Erzählungen des Bruders gar keinen oder doch nur geringen Glauben.[2]) Der Provinzial konnte denn auch im October 1507, noch bevor Jetzer seine Enthüllungen begonnen hatte, an den Berner Stadtrath schreiben: „Ich vernehme, die Sache des Novizenbruders wolle sich erzeigen nicht begründet, als ich da mitsammt den Vätern des Ordens von der allezeit nichts gehalten habe,[3]) sondern Betrug und Falschheit gefürchtet, wie ich Euer Weisheit vormals schriftlich, auch durch Väter angezeigt habe".[4])

[1]) Defensorium Ca6—b: Ultimo die recessus nostri venit virgo Maria ad fratrem more solito sibi loquens, sine tamen solemnitate candelarum et sine intellectu verborum. Ad cuius vocem rev. pater provincialis excitatus cum sua societate venit ad cellam fratris; ubi stans vocem audiens et non intelligens . . . . scandalizatus est plurimum, aestimans fratrem illum duas formare voces. Unde mane fratri haec improperabat et non parum ipsum contristavit, sicque recessit. [2]) Defensorium C7b: Parvam aut nullam fidem praefati habuerunt in negocio fratris. So schrieb Wernher Ende August 1507, zu einer Zeit, wo er selber noch an die wunderbaren Erscheinungen glaubte: Ego autem sum in bona spe.

[3]) Nach Anshelm 94 hätte auf dem Generalkapitel zu Pavia „der General die Sache, wie die beschrieben, vier der vornehmsten der hl. Schrift Doctoren zu verhören gegeben, welche mitsammt dem General einhellig beschlossen haben, daß dieser Handel nicht von Gott, sondern vom Teufel oder von Menschen, oder von diesen beiden käme; er sollte abgethan werden".

[4]) Archiv 208. Rettig glaubt, der undatirte Brief sei erst im Januar 1508 geschrieben worden; er muß aber sicher in den October 1507 versetzt werden. Siber erklärt in dem Briefe, er sende nach Bern seinen Begleiter Paul Hug; diese Sendung fand aber im October 1507 statt, nachdem der

Von einer Mitschuld des Provinzials kann also keine Rede sein. Höchstens wird man ihm vorwerfen können, daß er gegen den Betrug nicht strenge genug eingeschritten sei. Er hatte aber eben keine volle Sicherheit darüber, ob man alles nur als Betrug betrachten müsse; treffend sagte er in seinem Schreiben an den Berner Rath, er habe „Betrug und Falschheit gefürchtet". Auch andere Männer, die den Dominikanern nichts weniger als freundlich gegenüberstanden, konnten anfänglich dem Betruge nicht auf die Spur kommen. Am 23. Juli 1507 hatte der Bischof von Lausanne, nachdem er selber eine erfolglose Untersuchung angestellt hatte, seinen Generalvikar mit einem Benediktinermönch in's Kloster gesandt, um Jetzer während seiner Entzückung zu beobachten. Sie mußten staunen über den merkwürdigen Vorgang und waren nicht im Stande, den Betrug aufzudecken.[1]) So trefflich verstand es der schlaue Schneidergesell, die Leute zu täuschen. Hat er doch mit seinen angeblichen Erscheinungen nicht bloß die Dominikaner, sondern auch verschiedene Weltgeistliche irregeführt, wie aus den Zeugenaussagen hervorgeht.

4. Von den Aussagen der Zeugen sind bis jetzt nur einige veröffentlicht worden. Daß die übrigen uns nicht zugänglich sind, ist für die Hauptfrage, die uns hier beschäftigt, von geringer Bedeutung. Die Zeugen konnten ja doch nur über das berichten, was sie selber an Jetzer beobachtet oder was ihnen die Mönche von ihm gezeigt und erzählt hatten. Ueber die Hauptfrage aber, was sich im Innern des Klosters zugetragen habe, wer der wahre Schuldige sei und wer die Erscheinungen in's Werk gesetzt habe, konnten sie nichts Entscheidendes mittheilen.

Die zwei wichtigsten Zeugen, deren Aussagen glücklicherweise gedruckt vorliegen,[2]) sind die zwei Chorherren Johann Düby und Heinrich Wölfli, die in der Nacht auf den 13. September 1507 in der Klosterkirche mit allen Conventsmitgliedern einer Erscheinung

Provinzial von der betrügerischen Erscheinung der gekrönten Maria und von der Gefangennehmung Jetzer's Kenntniß erhalten hatte. Defensorium C8a. Die Anwesenheit Hug's in Bern im October wird erwähnt in einem Schreiben des Magistrats an Hug vom 3. Dezember 1507. Archiv 202.

[1]) Defensorium C7a: Episcopus misit vicarium suum in spiritualibus cum quodam religioso ordinis sancti Benedicti, qui fratrem adiuraret dum esset in extasi; quod et fecit quasi duas horas terribilibus sacramentis et coniurationibus, afferens etiam venerabile sacramentum Eucharistiae, ut si quid malarum artium aut diabolicae potestatis esset, cessaret. Sed neque vox neque sensus in fratre apparuerunt praeter solitum; mansit enim in raptu more solito, nec in aliquo immutatus fuit per adiurationes illas nec alteratus. Itaque abierunt, admirantes novitatem rei, quam calumniari non poterant. [2]) Archiv 542—547.

der Mutter Gottes beiwohnten. Beide Geistliche wurden bis zu Thränen gerührt, als sie die wunderbare Gestalt oben auf dem Lettner erblickten; glaubten sie doch, die Mutter Gottes vor sich zu haben. Aber gerade an diesem Abend war es, daß der Subprior, der mit den Chorherren unten im Chor war, bemerkte, daß unter der weißgekleideten Gestalt sich Jetzer verberge, und dies auch dem einen und anderen Mitbruder mittheilte. Hätten doch die Mönche, statt die Sache zu verheimlichen, damals gleich im Beisein der zwei Chorherren den Betrüger schonungslos entlarvt, der Handel hätte wohl für sie einen weniger schlimmen Ausgang genommen.

Sehr mit Unrecht beruft sich Rettig auf die Aussagen der erwähnten Chorherren, um die Schuld der Väter darzuthun. „Auch Düby und Wölfli bezeugen", bemerkt er, „daß Jetzer der franziskanischen Lehre von der Unbefleckten Empfängniß anhing und zur dominikanischen bekehrt werden sollte. Diese Thatsache ist von entscheidender Wichtigkeit."[1]) Davon ist jedoch in den Aussagen der beiden Chorherren gar keine Rede. Rettig hat den Artikel, worüber die Zeugen verhört wurden, mit der zu gebenden Antwort verwechselt. Der Artikel lautete: Es haben einige Mönche jene Erscheinungen in Scene gesetzt, um Jetzer zu ihrer Lehre von der Empfängniß Mariä zu bekehren. Hierüber wurden die zwei Chorherren vernommen. Was Düby geantwortet, wird nicht mitgetheilt; Wölfli dagegen erklärte, er wisse es nicht.[2])

Auch aus anderen Zeugenaussagen glaubt Rettig, auf die Schuld der Väter schließen zu dürfen. In der Anklage wird gegen die Mönche der Umstand geltend gemacht, daß sie die wunderbaren Ereignisse im Voraus angekündigt hätten. „Dies wird von allen geleugnet", bemerkt Rettig, „ist aber zu gut bezeugt, um einen Zweifel zuzulassen; damit sind sie als Thäter des Betrugs unwidersprechlich gekennzeichnet."[3]) Daß alle Angeklagten leugneten, die wunderbaren Erscheinungen vorausgesagt zu haben, darf wohl bezweifelt werden. In den Berichten der Prioren von Bern und Basel werden mehrmals Erscheinungen im Voraus an-

[1]) Archiv 544, Anm. 119.

[2]) Es waren 12 Artikel, worüber die zwei Chorherren vernommen wurden; der letzte lautete: Quod haec simulacio per aliquos religiosos dicti conventus facta fuit ad decipiendum dictum Johannem ad hoc ... ut ipsum inducerent ad dicendum quod beata Maria virgo concepta fuisset in peccato originali. Auf die 12 Artikel antwortete Düby, ut in capite cuiuslibet ipsorum articulorum per verbum fatetur vel negat aut ignorat describitur. Leider fehlen die Antworten Düby's auf die einzelnen Artikel; von Wölfli dagegen werden sie mitgetheilt. Auf den 12. Artikel antwortete er: quod ignorat. [3]) Archiv 190.

gekündigt, allerdings nicht von den Vätern, sondern von Jetzer. Und auf Jetzer sich stützend, konnten ja die Väter andern die bevorstehenden Erscheinungen ganz leicht ankündigen, ohne dadurch sich als Thäter des Betrugs zu kennzeichnen.

Auf Grund der Zeugenaussagen kann also eine Schuld der Väter nicht festgestellt werden. Wenn trotzdem die Richter sich auf die Zeugen beriefen, so darf man nicht vergessen, daß dieselben auch die gemeine Sage des Volkes sowie die ganz unhaltbaren Aussagen Jetzer's gegen die Mönche geltend machten: ein klarer Beweis, daß der Prozeß mit großer Oberflächlichkeit geführt worden ist.

IV.

In dem eigentlichen Prozesse, der im Sommer 1508 eröffnet wurde, müssen zwei Untersuchungen unterschieden werden, zuerst jene, die unter dem Vorsitze der Bischöfe von Lausanne und Sitten stattfand, dann eine zweite, die im Frühjahr 1509 von denselben Bischöfen in Gemeinschaft mit dem päpstlichen Legaten vorgenommen wurde.

Was die erstere betrifft, so wird man ohne Zweifel sagen, daß die zwei Bischöfe die angeklagten Ordensgeistlichen doch nicht ohne zwingende Gründe für schuldig erklärt haben. Man darf indessen nicht übersehen, daß die beiden Prälaten eine ziemlich untergeordnete Rolle spielten. Der treibende Factor, daß gegen die vier Mönche äußerste Strenge gehandhabt werden müsse, lag bei der Bürgerschaft, beim Magistrate sowohl als beim Volke. Der Berner Chronist hebt hervor, daß der Bischof von Lausanne, der selber ein „barmherziger Mönch" war,[1]) zum Ausgange des Prozesses wenig beigetragen habe; „es hat dazu fürnehmlich, mit Schub der Bürger, angehalten der weltwitzige Bischof von Wallis", Matthäus Schinner.[2]) Von den Bürgern sind also, wie ein Augenzeuge erklärt, die Richter geschoben worden.

Die Erbitterung unter dem Volke war in der That eine sehr große. „Unsere Gemeinde", meldete im März 1508 der Rath an seinen Vertreter in Rom, „ist sehr unruhig, also daß sie kümmerlich zu enthalten ist, die Schuldigen anzugreifen."[3]) Aber nicht nur gegen die vier angeklagten Mönche, sondern gegen den ganzen Convent richtete sich der Unwille des Volkes. Es ließen sich drohende Stimmen hören, die da sagten: Befände sich das Kloster außerhalb der Stadtmauer, so würde man es sammt den Insassen den Flammen übergeben.[4])

[1]) Er gehörte dem Benediktinerorden an. [2]) Anshelm 149. [3]) Archiv 219.

[4]) Defensorium E 2a. Rettig bemerkt: „Fragt man, warum die Richter auf eine so mangelhafte Prozedur ihr strenges Urtheil gründen konnten, so wissen wir nur eine Antwort: um Schlimmeres zu verhüten. Die Aufregung Berns war groß". Archiv 196.

Nicht bloß das Volk, auch der Magistrat drang auf Verurtheilung der vier Gefangenen; er glaubte dies der Ehre der Stadt schuldig zu sein. „Es wäre einer löblichen Stadt Bern unleidlich zu hören", klagten etliche, „daß man jetzt um und um, auch in fernen Landen sage, sie beteten einen Schneiderknecht, ja einen erdachten rothen Herrgott an."[1]) „Von allen Umsassen und Ausländigen," schrieb der Magistrat nach Rom, „sind wir mit allerlei Schmachworten beladen worden, und als ob wir einen anderen Gott und Glauben halten wollten." Er wies daher seinen Vertrauensmann in Rom an, die Verurtheilung der vier Mönche eifrigst zu betreiben, „daß wir, die hierin nicht wenig geschmäht und verachtet sind, Ruhm und Lob erfolgen werden."[2])

Derjenige, der im Namen der Stadt die Verurtheilung der Mönche am eifrigsten durchzusetzen suchte, war der Chorherr Ludwig Loubli, den der Basler Prior Wernher schon im Februar 1508 als einen großen Feind der Mönche bezeichnete.[3]) Bereits im August 1507 hatte er den ganzen Handel für „eine erdachte Luderei und Ketzerei" erklärt und war deßhalb von den Dominikanern beim Rathe verklagt worden.[4]) Im Frühjahr 1508 wurde er vom Magistrat nach Rom gesandt, um die Ernennung competenter Richter zu erlangen.[5]) An den Gerichtsverhandlungen betheiligte er sich dann als öffentlicher Ankläger oder, wie der Chronist treffend sagt, als „Treiber des Rechtshandels".[6]) Da Loubli auch die Fragen stellte, auf welche die Angeklagten auf der Folter zu antworten hatten, so lag eigentlich die Führung des Prozesses in seinen Händen und nicht in den Händen der päpstlichen Richter.

Wie rücksichtslos er gegen die Angeklagten vorging, zeigt schon folgender Umstand. Gestützt auf die Aussagen Jetzer's, forderte Loubli, daß die Mönche gefoltert werden. Demgegenüber erbot sich der Vertheidiger, zuvor den Beweis zu erbringen, daß Jetzer keinen Glauben verdiene, da er „die Unwahrheit bekannt, Lügen, Betrug und Diebstahl begangen hätte". Diese Einrede wurde indessen auf „Anforderung" Loubli's als „untauglich" verworfen.[7]) Und doch konnten die Richter selbst am Schlusse des Prozesses nicht umhin, Jetzer vorzuhalten, er sei durch seine vielfach falschen Aussagen „zu einem verlumpten, verächtlichen, lästerlichen, falschen Mann und zu einer Fabel und gemeinen Gassenrede ge-

[1]) Anshelm 129. Unter dem „rothen Herrgott" ist die rothgefärbte Hostie zu verstehen. [2]) Archiv 219. 233. [3]) Defensorium E 2a: Magnus fratrum et negocii huiusmodi hostis. Hier wird er irrthümlich Heinrich Lücklin genannt. [4]) Archiv 197. Anshelm 123. [5]) Archiv 214. [6]) Anshelm 137. [7]) Anshelm 141.

worden."[1]) Wie konnte man aber dann die Aussagen dieses „verlumpten" Mannes gegen die Mönche geltend machen, und mit welchem Rechte konnte dann der „Treiber des Rechtshandels" den erhobenen Einwand gegen Jetzer's Aussagen als „untauglich" verwerfen lassen?

Es klagten denn auch die Vertreter des Dominikanerordens in Rom, daß der Prozeß nicht „nach Form des Rechts" gemacht worden sei und daß „ihre Gegenwehr zu Bern in vielen Stücken wider die Form des Rechts allweg abgeschlagen worden, was sie mit dem Prozeß wollten erzeigen".[2]) Dies hätten sie in der That sehr leicht darthun können. Es möge hier von den „vielen Stücken" nur eines erwähnt werden. Der Provinzial und der Vertheidiger der Angeklagten hatten gefordert, daß vor Anwendung der Folter „ihre Einreden und erbotenen Proben verhört würden".[3]) Dieser so billigen Forderung wurde kein Gehör gegeben!

Mit vollem Rechte schreibt daher Rettig: „Jetzer und den Dominikanern gegenüber sollte die gerichtliche Untersuchung volles Licht auf die Ereignisse werfen, aber sie wurde höchst oberflächlich und einseitig geführt ... Die Entlastungszeugen wurden nicht vorgeladen, der Vertheidiger nicht angehört. Die Ergebnisse eines so mangelhaften Verfahrens können daher nicht anders als zweifelhaft sein".[4])

Von Bedeutung ist es, daß die zwei Bischöfe nicht wagten, die Verantwortlichkeit für das Verdammungsurtheil allein auf sich zu nehmen.[5]) Obschon der Papst sie bevollmächtigt hatte, das Urtheil endgültig zu fällen,[6]) so wollten sie doch „aus vielfältigen Ursachen den Handel und Prozeß an unsern heiligsten Vater den Papst bringen und mit seiner Heiligkeit Rath ihr Urtheil geben."[7])

Der Magistrat willigte nur ungern in diese Verzögerung ein.[8]) Da er aber übel oder wohl sich damit zufrieden geben mußte, so beeilte er sich, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um dem Prozeß den gewünschten Ausgang zu geben. Es wurde sofort ein Gesandter nach Rom beordert mit einem Schreiben an Julius II. und zahlreichen Empfehlungsbriefen an verschiedene Kardinäle und päpstliche Beamten.[9]) Dem Papste wagte der Rath sogar zu

[1]) Anshelm 163. [2]) Archiv 246. 247. [3]) Anshelm 142. [4]) Archiv 183.

[5]) Einige Beisitzer des Gerichts hatten für die Angeklagten Partei ergriffen; sie wurden aber sofort verdächtigt, als wären sie von den Mönchen bestochen worden. Anshelm 149. Da ein solcher Verdacht für die Betreffenden bei der damaligen Aufregung des Volkes schlimme Folgen haben konnte, so muß dem Eintreten einiger Beisitzer für die Angeklagten um so größere Wichtigkeit beigemessen werden. [6]) Päpstliches Breve an die Richter, vom 20. Mai 1508. Archiv 223 ff. [7]) Archiv 230. [8]) Archiv 232. [9]) Archiv 231 ff.

schreiben, daß Jetzer in seinen Aussagen sich gleich geblieben sei.[1]) Sowohl dem Papste als den Kardinälen sollte der Gesandte erklären, daß in Bern von Seiten des Volkes das Schlimmste zu befürchten stehe, wenn die Mönche freigesprochen würden.[2])

Aber auch die Dominikaner feierten nicht. Paul Hug und einige Mönche aus dem Berner Convent, die nach Rom geeilt waren, erklärten, „Leib und Leben dafür einsetzen zu wollen, daß den Gefangenen Gewalt und Unrecht geschehen sei.“[3]) Es sprachen sich auch etliche Kardinäle gegen die Verurtheilung der Angeklagten aus. Doch die Entscheidung lag in den Händen des Papstes, der, wie der Gesandte am 21. Dezember 1508 den Berner Rathsherren melden konnte, „Euren Gnaden günstig ist und wohlwill.“ „Unser heiliger Vater der Papst ist für euch, meine gnädigen Herren,“ meldete der Bote einige Tage später, „denn sonst weiß ich nicht, wann diese Sache ein Ende genommen hätte.“[4]) Julius II. entschloß sich, einen Commissar nach Bern zu senden, „welcher die Sache mitsammt den zwei Bischöfen, so den Prozeß aus päpstlicher Gewalt gefertigt hatten, sollte überhören, rechtfertigen und zu rechtlichem Ende bringen. Und das vermochte allein der sonderliche Wille und die Gunst des Papstes zu einer wohlvertrauten frommen Stadt Bern, seiner Heiligkeit aus vorbewiesenen Diensten wohl bekannt.“[5])

Es waren aber nicht bloß die geleisteten Dienste, die den Papst für den Berner Magistrat günstig stimmten. Gerade zur Zeit, wo der Jetzerhandel erörtert wurde, in den ersten Monaten des Jahres 1509, ließ Julius II., der damals Vorbereitungen zu einem Kriege mit Venedig traf, in Bern und in anderen Schweizerkantonen neue Hilfstruppen werben. Der päpstliche Bote, Alexander de Gablonetis, der diese Werbung und den Abschluß eines Bündnisses mit den Eidgenossen zu betreiben hatte, begab sich zuerst nach Bern, wo er am 7. März vor dem Rathe angehört wurde. Gablonetis hielt sich jedoch nur kurze Zeit in der Schweiz auf; schon am 15. April kehrte er mit einigen Hauptleuten und Kriegsknechten nach Rom zurück. „Vielleicht daß eben in dieser Woche heraus von Rom war gen Bern gekommen der päpstliche Com-

[1]) Archiv 234: Qui libera fronte et tormentis castigatus in sua confessione uniformis, ut audimus, apparuit.

[2]) Archiv 232. 233. 236. Seiner Instruktion kam der Gesandte pünktlich nach: „Ich habe dem Papst gesagt“, meldete er nach Bern, „ich besorge, die Verlängerung würde dem gemeinen Volke Ursache geben, die Mönche zu überfallen und in dem Gefängniß zu Tod zu schlagen, daß ich desto eilender und ausrichtlicher abgefertigt würde.“ Archiv 243.

[3]) Archiv 246. [4]) Archiv 244. 247. [5]) Anshelm 153.

missarius, Herr Achilles de Grassis, Bischof zu Castelli, daselbst auszuführen der Predigermönche Handel, auch die päpstliche Werbung bei gemeinen Eidgenossen zu vollenden."[1])

Diese Verquickung des Ketzerprozesses mit der Werbung um Hilfstruppen konnte für die gefangenen Dominikaner kaum von Vortheil sein. Wird Julius II., der auch sonst „von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden kann, daß er unter dem Drucke der allgemeinen Verhältnisse in kirchenpolitischer Hinsicht den Regierungen, mit welchen er in einem guten Einvernehmen stand oder auf deren Hilfe er rechnete, nicht unbedenkliche Zugeständnisse machte",[2]) den Wünschen Bern's nicht allzu leicht nachgegeben haben?[3]) Wird insbesondere der päpstliche Commissar Achilles de Grassis sich seines schwierigen Auftrages mit der nöthigen Unparteilichkeit entledigt haben? Hat der Diplomat dem Richter keinen Eintrag gethan?

Mitten in den Prozeßverhandlungen, am 13. Mai, waren die Gesandten der Eidgenossen nach Bern gekommen. „Da hielt ihnen Grassis in Beiwesen des Bischofs von Sitten, die besonders große päpstlicher Heiligkeit Gunst und Willen vor, begehrend Vereinigung und Hilfe zu Schirm und Handhabung päpstlicher Heiligkeit und des römischen heiligen Stuhles." Die Eidgenossen verschoben ihre Antwort auf den 13. Juni.[4]) Inzwischen wurde der Prozeß zu Ende geführt. Wie nahe lag nun da die Gefahr, sowohl für den römischen Diplomaten als für den Bischof von Sitten, der ebenfalls einen Bund der Eidgenossen mit Rom eifrig betrieb, der Stadt Bern sich willfährig zu zeigen! Für den verweltlichten Grassis lag diese Gefahr um so näher, als er, wenn der Berner Chronist genau berichtet, nicht bloß die gefangenen Dominikaner, sondern alle Mönche insgesammt äußerst geringschätzig beurtheilte. Soll er doch erklärt haben, die Brüder überhaupt seien Taugenichts, welche die hl. Kirche selbstsüchtig ausbeuteten.[5])

[1]) Anshelm 182f. Die Ernennung Grassis' zum päpstlichen Commissar in dem Ketzerprozesse ist datirt vom 1. März 1509. Archiv 276 f. [2]) Pastor, Geschichte der Päpste III, 692. [3]) Schon Rettig (Archiv 287, Anm. 1) hat bemerkt: „Die Hilfstruppen waren wohl der Preis für Julius' II. Nachgiebigkeit im Ketzerhandel". [4]) Anshelm 183.

[5]) Anshelm 153f: „Im April kam gen Bern, von päpstlicher Heiligkeit verordnet und gesandt, der Bischof von Castelli, mit Namen Achilles de Grassis von Bononia, ein hochgelehrter, trefflicher Mann, erfahren und guten Alters, brauchte zum Reden elfenbeinerne Zähne, nachher ein fürnehmer Kardinal und, wie man sagt, von seiner Söhne und Kinder wegen nicht Papst geworden; was den Mönchen wohl kam, denn er sprach, auch vor dem Bischofe von Lausanne: les frères toti quanti sunt pultroni et ecclesiae sanctae devoratores."

Daß unter solchen Verhältnissen die Revision des Prozesses noch viel oberflächlicher und einseitiger abgehalten wurde, als die erste gerichtliche Untersuchung, darf nicht Wunder nehmen. Der Papst hatte angeordnet, daß die Vertheidiger der Mönche angehört werden sollten.[1]) Als aber Paul Hug, als Vertreter der Gefangenen, um ein sicheres Geleite ersuchte, damit er mit einigen Begleitern ohne Gefahr nach Bern kommen könnte, um die Angeklagten zu vertheidigen, wurde ihm seine Bitte kurzweg abgeschlagen. Dieselbe abschlägige Antwort bekamen die Berner Dominikaner, der neue Prior und der neue Lesemeister, als sie „fleißig begehrten, ein sicheres Geleit zu geben etlichen ihres Ordens Vätern und anderen Personen, die zu Schirm der Gefangenen nothwendig seien."[2]) Wie früher, so ließ man auch jetzt wieder die Vertheidiger nicht zu Worte kommen.

Ueber den Ausgang des Prozesses konnte kaum ein Zweifel obwalten. Die vier Mönche wurden für schuldig erklärt und zum Feuertode verurtheilt. Am 31. Mai 1509 wurden sie außerhalb der Stadtmauer, auf einer Wiese, „an zwei besondern Säulen verbrannt, so elendiglich, daß hierum dem Nachrichter des Tags sein Dienst ward abgekündigt; denn als er sie auf gemachte Häuflein Holz, zwei und zwei rücklings und ganz sichtbar hat gesetzt, wollte das Feuer nicht über sich brennen von angegangener Luft, also daß ihnen beinahe die Füße und Beine verbrannt waren, ehe denn das Feuer zum Haupte kam. Darum der Nachrichter, Scheiter zuwerfend, ihnen die Köpfe zerwarf, ehe denn sie verbrannt und gestorben waren. Darzu, als man über den Henker tobte, der Bischof von Castelli, aus der Propstei Thurm zusehend, sagte: Ihnen geschieht recht, sie wären noch Größeres würdig."[3])

Das Volk, welches früher gegen die Mönche so aufgebracht gewesen, hatte mehr Mitgefühl, als der herzlose Diplomat; es tobte über den ungeschickten Henker. Manche scheuten sich nicht, für die verbrannten Mönche Partei zu ergreifen. „Es ward viel geredet, der Schelm Jetzer hätte alles, was doch unmöglich, gethan, und den frommen Vätern geschehe, wie unlängst hievor dem hochgelehrten heiligen Hieronymus Savonarola, Prediger Ordens, Propheten, zu Florenz verbrannt, geschehen, nämlich groß Unrecht und Gewalt.[4])" So war es in der That! Die vier hingerichteten Mönche waren unschuldig, während der „Schelm" Jetzer, dem es gelang, aus dem Gefängnisse zu entrinnen, alles gethan hatte.

[1]) Archiv 277. [2]) Archiv 284f. Anshelm 155. [3]) Anshelm 164. [4]) Anshelm 165.

V.

Vor allem muß der oft wiederholten Behauptung entgegen getreten werden, Jetzer sei ein beschränkter, einfältiger Mensch gewesen, der mit falschen Erscheinungen leicht zu täuschen war. Obschon er weder lesen noch schreiben konnte, so besaß doch der dreiundzwanzigjährige Schneidergesell eine nicht geringe Pfiffigkeit, wie dies sowohl aus den Prozeßakten als aus den im Defensorium abgedruckten Berichten hervorgeht.[1]) Dank seiner Schlauheit konnte er, ohne entlarvt zu werden, den Schwindel Monate lang fortsetzen.

Die verschiedenen Vorgänge, die so großes Aufsehen erregten, lassen sich durch Jetzer's alleinige Thätigkeit ganz leicht erklären, ohne daß es nöthig wäre, Mitschuldige anzunehmen. Allerdings dürfen weder die späteren abenteuerlichen Erzählungen des Bruders noch die durch die Folter erpreßten Aussagen der Väter zur Grundlage der Untersuchung genommen werden; man muß die Vorgänge betrachten, wie sie in den gleichzeitigen tagebuchartigen Aufzeichnungen der Mönche geschildert und von Jetzer selbst in den zwei ersten Verhören zu Lausanne erzählt wurden. Fassen wir zuerst die Erscheinungen in's Auge.

Gleich am Anfange hatte sich Jetzer durch den erscheinenden Geist erklären lassen, daß die Offenbarungen ihm allein, und zwar in seiner Zelle, zu Theil werden sollten.[2]) Auf diese Weise wurden unbequeme Zeugen ferngehalten. Allerdings ward es auch andern gestattet, die erscheinende Gestalt hier und da zu sehen. An den Wänden waren nämlich kleine Oeffnungen angebracht, wodurch man aus den Nebenzellen in die Zelle des Bruders sehen konnte; auf der einen Seite war nur eine Oeffnung, auf der andern Seite dagegen zwei. Aus der Angabe, daß eine dieser Oeffnungen, und zwar die größte, mit einem Bohrer gemacht wurde, ergibt sich, daß es nur kleine Löcher waren, die also nur einen beschränkten Einblick in die Zelle gestatteten.[3]) Durch diese Oeffnungen konnten die staunenden Mönche die Gestalt der Mutter Gottes in Jetzer's Zelle erblicken. Das Antlitz der wunderbaren Erscheinung bekamen sie jedoch nie zu sehen; sie sahen bloß eine weibliche Gestalt, die

[1]) In den Prozeßakten wird er als idiota bezeichnet. Der lateinische Ausdruck idiota hat aber keineswegs die Bedeutung des deutschen Wortes Idiot, wie Rettig 531, Anm. 80, anzunehmen scheint; er besagt bloß, daß Jetzer weder lesen noch schreiben konnte. Vgl. Archiv 503: Est mere laycus et omnino illiteratus; ibid. 523: est laycus idiota, nullas litteras sciens. Defensorium B 4a: qui non solum idiota . . . nec legere nec scribere sciens. [2]) Defensorium A 3a. [3]) Defensorium A 4a. A 5b. B 3a. C 1b und passim Anshelm 55. 63.

sich im Zimmer hin und her bewegte oder über Jetzer's Bett sich niederbeugte; auch konnten sie nicht sehen, ob Jetzer im Bett lag.[1]) Um den Mönchen glauben zu machen, daß die Mutter Gottes in seiner Zelle sich zeige, brauchte demnach Jetzer sich bloß zu verkleiden.

Ebenso leicht war es ihm, den zulauschenden Brüdern glauben zu machen, daß die Mutter Gottes sich mit ihm unterhalte; er brauchte bloß eine fremde Stimme zu simuliren. Nun haben wir aber oben gesehen, daß der Provinzial, als er einmal die seltsame Unterhaltung belauschte, in der angeblichen Stimme der Mutter Gottes die eigene Stimme des schlauen Bruders zu erkennen glaubte.

In den ersten Verhören erklärten die vier Mönche, an sämmtlichen Erscheinungen unschuldig zu sein. Demgegenüber bemerkt Rettig: „So groß auch Jetzer's Antheil an der Erfindung taxirt werden möchte, mitgeholfen haben die Angeklagten doch; das beweist die jedesmalige Beleuchtung des Dormitoriums, die Jetzer von seiner Zelle aus nicht bewerkstelligen konnte."[2]) Die Beleuchtung des Dormitoriums ist allerdings eine feststehende Thatsache. Sehr oft, wenn die Erscheinung zu Ende war, und die Brüder die Zellen verließen, fanden sie vor dem Muttergottesbilde, das im Gange des Schlafhauses aufgestellt war, die Kerzen brennen; mehrmals fand man auch die Kerzen im Chor der Kirche auf dem Hochaltar angezündet. Allein Jetzer selbst konnte dies sehr leicht bewerkstelligen. Er konnte ganz gut, ohne bemerkt zu werden, für einige Augenblicke die Zelle verlassen. Von der Thüre seiner Zelle bis zum Muttergottesbilde hatte er nur einige Schritte zu thun, und eine Treppe führte ihn in das anliegende Chor der Kirche hinab. Wie schlau er es einzurichten wußte, um ungesehen in die Kirche zu gelangen, zeigt folgender Vorfall. Um den Charakter der Erscheinungen zu prüfen, hatte einmal der Lesemeister dem Bruder einen Brief übergeben, den der erscheinende Geist in das Studirzimmer tragen sollte; aus Vorsicht hatte er den Schlüssel zu sich genommen, so daß niemand in den Saal gelangen konnte. An jenem Abend erschien dem Bruder die hl. Barbara. Nach der Erscheinung ließ Jetzer durch den Subprior, der in der anliegenden Zelle wartete, den Lesemeister rufen. Nachdem letzterer angekommen war, erzählte ihm Jetzer, daß die hl. Barbara den

[1]) Defensorium B 3a. B 4b. C 1b. C 5a und passim. Vgl. Archiv 185: „Die Angeklagten . . . erklären übereinstimmend, nur eine weibliche Gestalt vor Jetzer's Bett gesehen zu haben; ob er im Bett lag, wissen sie nicht". [2]) Archiv 186.

übergebenen Brief an einen heiligen Ort getragen habe, wo man ihn finden werde. Boltzhurst begab sich nun mit einem Bruder in die Kirche, um den Brief zu suchen. Da waren auf dem Hochaltar die Kerzen angezündet, und neben dem Tabernakel fand sich der gesuchte Brief.[1]) Jetzer hatte ihn ganz leicht dorthin tragen können, während der Subprior den Lesemeister herbeirief. In den Studirsaal hatte er ihn allerdings nicht getragen, weil die Thüre geschlossen war.

Es wäre indessen auch möglich, daß beim Anzünden der Kerzen jemand mitgeholfen habe. Zur Zeit, wo die Erscheinungen stattfanden, war mehrere Wochen im Berner Kloster ein Maler beschäftigt, Lazarus von Andlau, „ein künstlerischer Illuminist und erfahrener Landfahrer;" er soll ein getaufter Jude gewesen sein. Bei Beginn des Prozesses war er verschwunden; später aber wurde er in Leipzig verbrannt, aus welchem Grunde, wird nicht gesagt.[2]) Jetzer behauptete in den späteren Verhören, dieser Lazarus haben den Mönchen bei ihren Betrügereien geholfen.[3]) Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß der „erfahrene Landfahrer" ein Mitschuldiger des „Schelms" Jetzer gewesen ist. Bei dieser Annahme läßt sich das „wunderbare" Anzünden der Kerzen ganz leicht erklären. Vielleicht haben die zwei Gesellen auch die gestohlenen Kirchenkleinodien unter sich vertheilt. Wie dem auch sei, wir brauchen nicht nothwendigerweise anzunehmen, daß Jetzer einen Mithelfer gehabt hat; er konnte die Betrügereien allein in's Werk setzen.

Auch liegt kein Grund vor, Jetzer die Fähigkeit abzusprechen, angebliche Offenbarungen über die Empfängniß Mariä zu erdichten. Wohl sagt man: „Was wußte Jetzer, der weder lesen noch schreiben konnte, von den spitzfindigen Lehren eines Thomas von Aquin, eines Duns Scotus, eines Bernhardinus de Busti über diesen Gegenstand?"[4]) Allein aus den Predigten, die er gehört, hatte er sich eine genügende Kenntniß des betreffenden Gegenstandes verschaffen können. Gerade in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wurde ja, infolge der Streitigkeiten des Dominikaners Wigand Wirt, die Frage von der Empfängniß Mariä in Schriften und Predigten sehr lebhaft erörtert. Als daher Jetzer die ihm zu Theil gewordene Offenbarung den Vätern mittheilte, fragten sie ihn sofort, ob er früher vielleicht in Predigten gehört habe, daß Maria in der Erbsünde empfangen worden sei. Heilig betheuerte

[1]) Defensorium A 8a—b. [2]) Anshelm 77. 82. [3]) Archiv 557. 559. [4]) Archiv 187.

er, daß er nie etwas dergleichen gehört habe; und die Mönche waren naiv genug, seiner Betheuerung Glauben zu schenken.[1])

Jetzer konnte übrigens auf „Wunderzeichen" hinweisen, die seine Aussagen bestätigten, namentlich auf seine Wundmale, auf die rothe Hostie und das weinende Muttergottesbild. Zur Herstellung dieser Wunderwerke war ihm aber bloß ein wenig rothe Farbe nöthig, die er sich vom Maler Lazarus leicht verschaffen konnte.

Der beste Beweis, daß die Wundmale mit rother Farbe aufgeätzt waren, liegt in dem Umstande, daß sie in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1507 plötzlich spurlos verschwanden.[2]) Auch das von Jetzer aufgeführte Passionsspiel oder die Darstellung der verschiedenen Leidensscenen Christi, sowie die darauf folgende Entzückung läßt sich leicht erklären, ohne daß man nöthig habe, an Hypnotisirung oder dergleichen zu denken.[3]) Wie oft hat es schon Leute gegeben, die durch simulirte Entzückungen manche getäuscht haben!

Bezüglich der rothgefärbten Hostie soll constatirt worden sein, „daß das eine noch vorhandene Exemplar nicht die in Bern gebräuchliche Form hatte, sondern diejenige von Basel. Wie Jetzer auf den Gedanken gekommen sein sollte, Hostien aus Basel zu beziehen, ist unerfindlich, während es sehr nahe liegt, dem Prior des Dominikanerklosters in Basel als geistigen Urheber all' dieser Vorgänge die sehr zweckdienliche und bequeme Täuschung zuzuschreiben".[4]) Es ist indessen keineswegs constatirt worden, daß die rothe Hostie die Basler Form hatte. Soviel aus den vorliegenden Akten zu ersehen ist, wurde die Hostie nur einmal besichtigt, und zwar am Schlusse der Gerichtsverhandlungen, vom päpstlichen Commissar Grassis.[5]) Daß man bei dieser Gelegenheit constatirte, die Hostie komme aus Basel, wird nicht gesagt. Dagegen hatte Jetzer be-

[1]) Defensorium B 4a: Qui in conscientia interrogatus et sub obedientia, an unquam de hac materia audivisset, respondit, quod nunquam salvaretur, si audierit, nec ita sermones visitaverit, ut unquam meminerit se vera de hac materia audivisse.

[2]) Defensorium C 7b: Illico omnia ablata sunt. Aehnlich sprach sich Jetzer in seinem ersten Verhöre zu Lausanne aus. Archiv 514. Später lautete seine Aussage etwas anders: Als er den Zaubertrank nicht mehr trinken wollte, „sind ihm in drei Tagen die Löcher zugewachsen." Stettler I, 440. Vgl. Anshelm 109.

[3]) Gegen Rettig Archiv 189. 529. 553.

[4]) Archiv 188.

[5]) Anshelm 157. Archiv 191.

hauptet, daß die Mönche eine Kapsel voll Hostien aus Basel mitgebracht hätten.[1]) Im Anschlusse an diese Aeußerung erklärten die gefolterten Mönche, sie hätten zehn Stück aus Basel kommen lassen. Daß diesen Aussagen kein Werth beizulegen sei, ist schon oft genug ausgesprochen worden. Aber selbst wenn die gefärbte Hostie die Basler Form gehabt hätte, so könnte aus diesem Umstande die Mitschuld der Väter nicht gefolgert werden. Bei dem regen Verkehr, der zwischen den beiden Conventen bestand, konnten die Berner Mönche ganz leicht hier und da Hostien aus Basel beziehen, um so mehr als sie in Bern auf die Hostien angewiesen waren, die von ihren Gegnern, den Minoriten, hergestellt wurden.[2])

Wie es etwas Leichtes war, eine Hostie roth zu färben, so war es ebenfalls nicht allzu schwierig, das Muttergottesbild als weinend darzustellen. Eines Morgens fand man Jetzer vor dem Bilde auf den Knieen liegend; im Antlitze des Bildes sah man blutige Thränen.[3]) Sie waren mit solchem Geschick angebracht, „daß der berühmte Maler Hans Fries von Freiburg, darüber beschickt, die Kunst nicht erkennend, es für ein groß Wunder ließ bleiben.“[4]) Hat vielleicht der „Illuminist“ Lazarus auch hier seine Hand im Spiel gehabt?

Wie man sieht, lassen sich die Aufsehen erregenden Vorgänge leicht erklären, ohne daß es nöthig wäre, die Mönche als Mithelfer heranzuziehen.[5]) Da auch sonst für die Schuld der vier verbrann-

[1]) Archiv 560.

[2]) Anshelm 77. Die Münchener Staatsbibliothek verwahrt folgende Schrift: Jacobus de Marcepallo ordinis minorum, Tractatus in elucidationen cuiusdam hostie rubricate in urbe inclita Berna. 10 Bl. 4°. Sine loco et anno. Für die Geschichte des Jetzerhandels bietet diese Schrift, die auf Ansuchen des Bischofs von Lausanne verfaßt wurde, nicht die geringste Ausbeute; sie enthält bloß spitzfindige theologische Erörterungen.

[3]) Defensorium C 6b.

[4]) Anshelm 95. Der Prior hatte diese Expertise angeordnet. Archiv 193.

[5]) Man wird vielleicht fragen, welches Interesse Jetzer haben konnte, sich wunderbarer Erscheinungen und Offenbarungen zu rühmen. Er wollte eben auf diese Weise sich den Ruf eines Heiligen verschaffen. Darum gab er auch vor, die Mutter Gottes habe ihm mitgetheilt, sie sei in der Erbsünde empfangen worden; eine solche Offenbarung, dachte der schlaue Bruder, werde den Dominikanern sehr willkommen sein. Und in der That gelang es ihm, die leichtgläubigen Ordensbrüder eine Zeitlang zu täuschen; im Berner Kloster wurde er wie ein Heiliger verehrt. Es klagte denn auch der Basler Prior nach Aufdeckung des Betrugs: Eum ut angelum venerati sunt, in hoc solum delinquentes, quod eum credebant sanctum et probum qui erat nequam. Defensorium D 3b.

ten Mönche keine stichhaltigen Gründe vorgebracht werden können, da vielmehr aus den eigenen Aussagen Jetzer's die Unschuld der vier unglücklichen Ordensmänner klar hervorgeht, so folgt, daß fürderhin der Jetzerhandel ganz anders dargestellt werden muß, als es seit vier Jahrhunderten geschehen.

Die Berner Dominikaner haben allerdings gefehlt, indem sie die angeblichen Wundererscheinungen allzu leichtgläubig annahmen und prahlerisch ausposaunten. Von den Betrügereien aber, derentwegen sie zum Feuertode verurtheilt worden sind, müssen sie im Namen der historischen Kritik und Gerechtigkeit freigesprochen werden. „Der Schelm Jetzer hat alles gethan."

Ehrenrettung

des

ausgehenden Mittelalters

durch nichtkatholische Autoren.

von

Dr. Franz Falk.

Ueber kein Jahrhundert gehen, wie bekannt, die Urtheile so weit auseinander wie über das ausgehende Mittelalter, die Zeit von 1400 bis 1520. Allzu lange neigte sich das Schwergewicht der Beurteilung zu Ungunsten dieses Zeitabschnittes. Der Grund hievon bleibt für jetzt unerörtert. Das aber steht fest, daß dermalen scharf ausgeprägte Urteile laut werden, welche durchaus nicht dasjenige finden, was man seither anzunehmen beliebte.

Zunächst mögen zwei Stimmen aus neuester Zeit einleitend und führend hier eine Stelle finden.

„Es ist Befangenheit . . ., das fünfzehnte Jahrhundert nur als düstere Folie zu dem von den Reformatoren entzündeten neuen Licht verstehen zu wollen, Alles grau in grau zu malen, und nur Unglauben, Aberglauben, Lasterhaftigkeit, Mechanismus, Indifferentismus in jener Zeit wirksam zu sehen. . . . Die quellenmäßige Beurteilung des Jahrhunderts vor der Reformation steckt noch in den Anfängen". So ein Ungenannter in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1896 Nr. 10. Wir dürfen annehmen, daß dieser Ausspruch von einem nichtkatholischen Gelehrten herrührt.

Die Zerwürfnisse und Erschütterungen jener Zeit bewegten sich oder nahmen ihren Ausgang vielfach auf dem dogmatischen Gebiete. Darauf bezüglich sei eine Aeußerung des Bonner Geschichtsprofessors

Maurenbrecher wiedergegeben, welcher zu folgendem Urtheile gelangt: „Es ist ganz unerläßlich, daß der Zustand der Theologie etwa um 1490 bis 1510 genau untersucht werde. Von dem Zerrbilde, das wir aus den Schriften der Reformatoren herauslesen, von den Mißverständnissen, die durch sie veranlaßt sind, gilt es sich entschlossen loszusagen, und das, was die Theologen jener Zeit wirklich dachten und lehrten, erst wieder aus ihren eigenen Schriften herauszuziehen. Und die Gedankenarbeit, die dann 1520—1540 neben den Thaten der Protestanten hergeht — jene ganze Litteratur der Berthold, Schatzgeyer, Fischer, Gropper, Pole, Contarini u. s. w. — auch sie ist mit noch ganz anderer Aufmerksamkeit zu behandeln als ihr gewöhnlich geschenkt wird. Aber erst wenn jene früheren wirklich religiösen Schriftsteller gekannt sind, erst dann kann für die jüngeren ein neues Verständniß und eine bessere Schätzung erwachsen." [1])

In neuerer Zeit begegnen wir auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung nicht wenigen, welche dem Denken und Schaffen des vorreformatorischen Jahrhunderts ein ernstes Studium schenkten und dadurch zu einem günstigern Urtheile gelangten, als bis dahin gang und gebe war. Das ist eine höchst erfreuliche Thatsache. Es lohnt sich wohl der Mühe, solche Urtheile übersichtlich vorzuführen.

Den Vorzug verdienen nichtkatholische Schriftsteller. Es sind daher in den Text nur diese aufgenommen; auf beachtenswerthe Aussprüche katholischer Forscher soll in Fußnoten hingewiesen werden.

1. Die Kirche als Trägerin der Kultur.

Kürzer, gerechter und schöner läßt sich die Thätigkeit und die Stellung der Kirche, zumal ihrer Klöster, nicht ausdrücken, als in folgendem Satze:

„Die Kirche . . . erscheint im Mittelalter als die Trägerin aller Kultur; von den Klöstern geht alle Bereicherung und Verschönerung des Lebens aus."

[1]) Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Leipzig 1874 Seite 221.

So Paulsen, Professor an der Hochschule zu Berlin, in der Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 1896 zweite Auflage, Seite 8.

Wer ist Paulsen? Er selbst möge es sagen.

„Ich bin nicht katholisch und habe nicht vor es zu werden. Durch Geburt und Erziehung Protestant, stehe ich auch mit meinen Ueberzeugungen auf dieser Seite. . . . Glaube und Ueberzeugung — darin folge ich dem Luther von Worms — sind die innerlichste und freieste Lebensbethätigung, die keiner menschlichen Gewalt und Autorität untersteht. Dieser mein Protestantismus kann mich aber nicht abhalten, das Gute und Tüchtige in der katholischen Welt, im Mittelalter wie in der Neuzeit, zu sehen und als solches anzuerkennen, und ebensowenig, das Verfehlte auf der andern Seite zu sehen und so zu nennen, selbst auf die Gefahr hin, in der katholischen Polemik als protestantischer Zeuge gegen den Protestantismus zitirt zu werden.“ [1])

2. Schulwesen.

Von der größten Bedeutung für das Leben eines Volkes sind ohne Zweifel die Anstalten für Bildung des Geistes und Herzens. Hierin steht die Kirche als erste, älteste Lehr- und Bildungsanstalt obenan; an sie reihen sich oder sind mit ihr verwachsen, weil aus ihr hervorgegangen, die Hochschulen als Unterlage und Arena des eigentlichen Gelehrtenstandes. Voraussetzung und Folge davon ist eine möglichst weite Kreise (Stadt- und Landbevölkerung) umfassende Bildung.

Die deutschen Hochschulen legen hierfür durch ihre Anzahl und ihre Frequenz [2]) ein unwiderlegliches Zeugniß ab.

---

[1]) Vorwort der zweiten Auflage des angeführten Werkes 1896 S. XVIII.

[2]) Der (mir nicht näher bekannte) Archivar der Universität Wien, Sektionsrath Dr. Karl Schrauf, leitet einen in den Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte Jahrg. V S. 141 abgedruckten Aufsatz: Zur Geschichte der Studentenhäuser an der Wiener Universität . . . also ein: „Nicht ohne Verwunderung blickt man, so oft ein

Wir berufen uns nochmal auf Paulsen (I. 27). Er schreibt:

„Es ist gewöhnlich, von dem Verfall des kirchlichen Schulwesens am Ausgang des Mittelalters zu reden. Soviel ich sehe, geben die Thatsachen hierzu keine Veranlassung. Man weist darauf hin, daß die zweite Hälfte des Mittelalters, nicht wie die erste, von berühmten Kloster- und Domschulen zu berichten habe, und findet die Ursache darin, daß Weltklerus und Klostergeistlichkeit mit einander in Trägheit und Wohlleben versunken seien; Wissenschaft und Religion sei seit dem 13. Jahrhundert den Stiftern und Klöstern mehr und mehr fremd geworden, und Laster und Barbarei hätten ihren Einzug gehalten. Was die wissenschaftliche Kultur des Klerus anlangt, so sagt diese Rede im allgemeinen gewiß das Gegenteil der Wahrheit. Gerade im 14. und 15. Jahrhundert ist die Kultur der eigentlichen Wissenschaften in Deutschland einheimisch geworden; es waren Kleriker, welche sie aus der Fremde holten und in der Heimat anpflanzten und pflegten. Freilich nun nicht mehr in den alten klösterlichen Pflegestätten; die abgelegenen Benediktiner- und Cisterzienserklöster waren im 15. Jahrhundert nicht mehr, wie im 10. oder 12., Mittelpunkt des Kulturlebens; Universitäten konnten natürlich nur in Städten errichtet werden. Es geschah, wie bemerkt, in der Regel in Anlehnung an vorhandene kirchliche Unterrichtsorganisationen in Dom- und Kollegiatstiften. Die Bischöfe erwiesen sich überall als eifrige Förderer der Universitäten; die Kapitel hielten, hierin den Anordnungen der Synoden und kirchlichen Obern folgend, ihre Mitglieder an, auf den Universitäten sich wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Nicht minder trafen die Orden, namentlich seitdem die Reformationsbewegungen der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts durchdrangen, Ver-

neues Matrikelbuch von der rüstig vorwärtsschreitenden Universitätsgeschichtsforschung der gelehrten Welt zugänglich gemacht wird, auf die endlosen Namenreihen mittelalterlicher Scholaren, die Jahr für Jahr von Nah und Fern, aus Städten und Dörfern in dichten Scharen herbeieilten, um an den Hochschulen ihren Studien obzuliegen. Reichen Gewinn schöpfen aus diesen Quellen sowohl die Litteraturgeschichte als auch die Schulgeschichte; eines aber tritt vor allem immer deutlicher hervor: Das Bildungsbedürfniß des späteren Mittelalters war entschieden weit größer, als man bisher anzunehmen geneigt war. Würden nicht die Einschreibebücher der Hochschulen es laut und unwiderleglich bezeugen, daß unsere bisherige vorgefaßte Meinung irrig sei, so möchte man kaum sich überreden lassen, allein ihnen gegenüber verstummt jeder Zweifel."

anstaltungen, ihren Mitgliedern die neue wissenschaftliche Bildung zugänglich zu machen. Bei vielen Universitäten finden sich Studienhäuser der verschiedenen Orden, in welchen die studierenden Mitglieder Unterkunft und wohl auch Unterricht empfingen. In Inskriptionslisten mittelalterlicher Universitäten kommen zahlreiche Namen von Ordensbrüdern vor. Nicht minder stellen sie zu den Lehrkörperschaften, besonders der theologischen und philosophischen Fakultäten, ein sehr bedeutendes Kontingent. Die Rückwirkung auf das Leben in den Klöstern selbst konnte natürlich nicht ausbleiben. Die Neigung zu wissenschaftlichen Studien, zum Anfertigen und Sammeln von Handschriften ist im 15. Jahrhundert wieder im Zunehmen, gelehrte Äbte werden häufiger. Auch der Schulunterricht in den Klöstern wird unter solchen Einflüssen sich gehoben haben. Freilich, es war eine stille und wenig beachtete Thätigkeit. Die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt war nicht mehr auf die Klöster, sondern auf die Universitäten gerichtet. Hier hatte der höchste wissenschaftliche Unterricht definitiv seine Stätte gefunden. Die alten Schulen waren den Universitäten gegenüber ein für allemal in die Stellung von Vorbereitungsschulen herabgesunken."

Hieran reiht sich am besten das Urtheil des Rectors Robert Rißmann zu Berlin, welcher in den „Blättern für die Schulpraxis" 1896 Nr. 1 ff. „Berichtigungen zur Geschichte der Pädagogik" niederlegte, welche von eingehendem Studium zeugen und ein sehr abgewogenes Urtheil bekunden. Seite 10 beginnt eine Darstellung des „Standes des Schulwesens in Deutschland vor der Reformation" mit folgenden Worten:

„Es ist hergebracht, von einem Verfall des Schulwesens im ausgehenden Mittelalter zu sprechen. Die berühmten Kloster- und Domschulen früherer Zeiten seien zu Grunde gegangen, was freilich richtig ist; wissenschaftliches Leben und Streben sei aus den Klöstern entschwunden; Ordensgeistlichkeit und Weltklerus hätten ihrer Pflichten vergessen und seien anstatt ihrem Amte und den Studien zu leben, in Trägheit und Ueppigkeit versunken; kurzum die Bewegung des Bildungswesens in den letzten beiden Jahrhunderten vor der Reformation sei eine entschieden abwärtsgehende gewesen. Zur Illustration dieser Behauptungen werden dann noch Belege aus Schriften humanistischen oder reformatorischen Ursprungs angeführt, wie Luthers bekanntes Wort aus der Schrift an die Rathsherren, daß manch einer „zwanzig, vierzig Jahre" gelernt, und doch „weder Lateinisch noch

Deutsch" gewußt habe, oder Nikolaus Hermanns Angabe, daß mancher „bis 20 Jahre alt geworden sei, ehe er seine Grammatik lernte und ein wenig Latein verstand und reden konnte." Daß derartiges vorgekommen sei, soll nicht bezweifelt werden; sicherlich waren das aber nur vereinzelte Fälle. Schon der Umstand, daß die mittelalterlichen Gelehrten sehr frühzeitig die Universitäten bezogen, spricht gegen diese Behauptungen.

Das Verdienst, einer anderen Ansicht von dem Zustande des Bildungswesens vor der Reformation die Bahn gebrochen zu haben, gebührt in erster Linie dem bekannten katholischen Geschichtschreiber Janssen, für dessen Darstellung der deutschen Geschichte ich übrigens durchaus nicht in allen Punkten eintreten will. In dem hier vorliegenden Falle aber spricht das von ihm zusammengetragene Material eine so zwingende Sprache, daß jener oben dargelegten Anschauung wirklich aller Boden entzogen wird, wozu noch kommt, daß Janssens Auffassung seitdem auch von evangelischer Seite aus bestätigt worden ist.

Wunderbar wäre es ja auch, wenn eine Zeit, die ein so reges wissenschaftliches Leben aufweist, wie gerade das 14. und 15. Jahrhundert, eine Zeit, in der allein in Deutschland binnen 150 Jahren 15 Universitäten entstanden, eine Zeit, in der das Bedürfniß nach Büchern so groß war, daß sie das Buchdruckergewerbe hervorbrachte, wenn eine Zeit, von der dies berichtet wird, zugleich eine solche des Verfalls im Bildungswesen gewesen sein sollte. Wenn man ferner bedenkt, daß die Träger des wissenschaftlichen Kultus jener Zeit, die Universitätslehrer, durchweg dem geistlichen Stande angehörten, daß viele von ihnen, wie später Luther selbst, Ordensbrüder waren, daß nach zahlreichen Nachrichten die geistlichen Orden noch außerhalb der Hochschulkreise regen Anteil an dem wissenschaftlichen Leben der Zeit nahmen, so wird man einsehen, daß in dem hergebrachten Gerede von dem allgemeinen Verfall des geistlichen Standes ein gut Teil Uebertreibung stecken muß.

Betreffs der Universitäten ist allerdings zuzugeben, daß der Scholastik des ausgehenden Mittelalters nicht mehr die Tiefe innewohnt, die ihr auf ihrem Höhepunkte eigen war. Sie hatte sich verflacht und war in unfruchtbares Spintisiren ausgeartet. Dennoch war das Zeitalter selbst von dem Wert dieses Studiums fest überzeugt, und in der That wird man zugeben müssen, daß ihm bei

allen sonstigen Mängeln dennoch ein nicht unbedeutender Einfluß auf die formale Bildung eigen war. Freilich darf man das Urteil über dieses Studium weder den Humanisten noch den Reformatoren entnehmen. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß diese, ihrer ganzen Stellung zu der vorangegangenen Periode gemäß, gar nicht im stande waren, deren Vorzüge und Mängel gerecht und ohne Vorurteil gegeneinander abzuwägen. Unsrer Zeit aber ist genug Material gegeben, als daß wir noch länger berechtigt wären, die Phrase vom „finstern Mittelalter" nachzubeten.

Das unbefangene Auge gewahrt gerade in den Jahrhunderten vor der Reformation eine ganz ungewöhnliche Ausbreitung des Schulwesens. Den veränderten wirthschaftlichen und Verkehrsverhältnissen gemäß hatten allerdings die weltentlegenen Benediktinerabteien aufgehört, gesuchte Bildungsstätten zu sein. An ihre Stelle waren die Universitäten getreten, die natürlich in Städten begründet wurden. Das Lateinschulwesen nahm gleichfalls einen bedeutenden Aufschwung. Die neuen Mönchsorden, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, begründeten überall in den Städten Niederlassungen, mit welchen Schulen verbunden waren, die auch den Laien offen standen. Zahlreiche Pfarrschulen wurden eingerichtet, schon um für die Gottesdienste einen ständigen Sängerchor zu erhalten. Neben den kirchlichen Lehranstalten entstanden Schulen unter städtischem Patronat. Es steht fest, daß um 1500 jede nicht allzukleine Stadt in Deutschland mindestens eine öffentliche Lateinschule besaß.

Allerdings beschränkte sich der Unterricht in diesen Lehranstalten fast ausschließlich auf die lateinische Sprache. Wenn aber Schumann (Lehrbuch der Pädagogik 9. Aufl. I. S. 153) hieraus das Urteil entnimmt, die Schule jener Zeit habe vollständig des nationalen Charakters entbehrt und keine Beziehung zum Leben und Interesse des Volkes besessen, so irrt er dennoch. Zunächst lag es auch damals noch durchaus im Interesse eines jeden, der auf höhere Bildung Anspruch nehmen wollte, daß er die lateinische Sprache möglichst gründlich beherrschte; denn nur zu practischen Zwecken trieb man dieses Studium. Sodann war die Beschränkung auf den Sprachunterricht insofern gerechtfertigt, als man die Lateinschule zu jener Zeit durchaus nicht, wie wir jetzt unser Gymnasium, als eine Schulanstalt betrachtete, die bezwecke, eine gewisse allgemeine Bildung zum Abschluß zu bringen. Dies war damals vielmehr die Aufgabe des philosophischen (artistischen) Kursus an der Universität, auf den

die Schule insofern direct vorbereitete, als sie durch intensive Betreibung der lateinischen Sprache die unerläßliche Vorbedingung zum Eindringen in die ihm vorbehaltenen Sachgebiete darbot. Die Absolvierung des artistischen Kursus galt als Abschluß der allgemeinen Bildung. Nun erst begann der Schüler durch Eintritt in eine der drei obern Fakultäten sein Fachstudium.

Neben den Lateinschulen entstanden im 15. Jahrhundert auch zahlreiche deutsche Schulen für Knaben und Mädchen, größtenteils Privatunternehmungen, gewöhnlich Beischulen, Schreiberschulen, Winkelschulen genannt. Doch gab es auch städtische deutsche Schulen. Diese Lehranstalten dienten lediglich der Unterweisung im Lesen und Schreiben der Muttersprache, sowie im Aufsetzen von Briefen und ähnlichen Schriftstücken, hier und da auch im Rechnen. Nicht selten fiel auch die deutsche Schule mit der untersten Stufe der Lateinschule zusammen, oder der Schulmeister der letztern übernahm auf Verlangen der Eltern und gegen besondere Vergütung nebenbei auch den Unterricht in der deutschen Sprache. Selbst das Vorhandensein von Dorfschulen vor der Reformation ist urkundlich bezeugt.

Dem entsprechend stand auch die allgemeine Bildung der städtischen Bevölkerung in jener Zeit durchaus nicht auf einer niedrigen Stufe. Vielmehr ist man durch zahlreiche Zeugnisse berechtigt, anzunehmen, daß seit dem 14. Jahrhundert die Kunst des Lesens und Schreibens selbst in den Kreisen der Handwerker ziemlich allgemein verbreitet gewesen sei. „Alles Volk" heißt es in einem Buche von 1498, „will in jetziger Zeit lesen und schreiben" und aus noch früherer Zeit wird vom Niederrhein berichtet: „Die Vornehmen, das gemeine Volk, Männer und Frauen haben in unsrer ganzen Gegend viele deutsche Bücher, worin sie lesen und studieren."

Aus dem Angeführten ergiebt sich meiner Ansicht nach unwiderleglich, daß es auf Unkenntniß oder Mißverständnissen beruht, von einem allgemeinen Verfall des deutschen Schulwesens vor der Reformation zu reden."

So weit Rißmann.

3. Der Welt- und Ordensklerus.

Der Vorwurf mangelnder wissenschaftlicher Bildung richtet sich hauptsächlich gegen die Welt- und Ordensgeistlichkeit jener Zeit.

Es muß zugegeben werden, daß gegen Ende des Mittelalters beklagenswerthe Mißstände im Klerus vorhanden waren, und sich ein wahres klericales Proletariat gebildet hatte. Schmerzlich genug empfanden alle Guten diese Mißstände, deren Ursachen zu erörtern zu weit führen würde. Um gerecht zu sein und den Tadel auf das wahre Maß zurückzuführen, müssen wir die Urtheile von beiden Seiten, auch von der guten hören.

„Es ist eine falsche Vorstellung, welche auf die Schriften des Erasmus und seiner Anhänger zurückgehen dürfte, daß die Ordensgeistlichen ausnahmslos die geschworenen Feinde alles besseren Wissens waren". Diesen beachtenswerthen Ausspruch verdanken wir dem verstorbenen Professor Karl Hartfelder, Dr. theol. et phil., zu Heidelberg, sattsam bewandert in der humanistischen Litteratur jener Periode.

Der Leipziger Universitätsprofessor Dr. phil. Georg Erler leitet die Herausgabe der alten Leipziger Matrikel unter Anderem mit der Bemerkung ein: „Es läßt die Zahl der vor der Reformation in Leipzig studirenden Klosterbrüder keinen ungünstigen Schluß auf die wissenschaftlichen Studien der mitteldeutschen, insbesondere der meißnisch-thüringischen Klöster zu."[1])

Von allen Gelehrten jener Zeit mußte keiner mehr zur Zielscheibe des Spottes und der Verachtung dienen als Ortuin Gratius, Repräsentant aller vermeintlichen mittelalterlichen Dummheit. Man kennt die Angriffe der Epistolae obscurorum virorum aus der Geschichte.

Der angesehene Bibliograph Friedrich Adolf Ebert, seit 1823 Bibliothekar zu Wolfenbüttel, 1825 zu Dresden und 1828 Oberbibliothekar daselbst, kommt in seinem heute noch nicht entwertheten

[1]) S. XLIII der Einl. zu Band I der Jahre 1409—1559 (Cod. dipl Saxoniae regiae 2. Haupttheil, 16. Band) 1895.

„Allgemeinen Bibliographischen Lexikon." Leipzig 1821—1830 auf die verschiedenen Ausgaben der bekannten Epistolae obscurorum virorum zu sprechen und äußert sich zu der Frankfurter Ausgabe von 1757 (Ebert 6846) in folgender Weise über die in diesen Briefen mitgenommenen Männer:

„Eine neue Ausgabe wäre sehr zu wünschen. . . . Vor allem aber müßte der Herausgeber unbefangen, frei von unbedingter panegyristischer Lobpreisung der humanistischen und religiösen Reformatoren jener Zeit, und billig gegen ihre zum Theil sehr ehrenwerthen und rechtlichen, oft selbst einsichtsvollern, umsichtigern und welt- und menschenkundigern Gegner sein, und zumal nie vergessen, daß er es hier mit einer Schrift zu thun habe, welche, dem Willen ihrer Verfasser selbst gemäß, nur Carricatur, nicht ein mit strenger Wahrheit gezeichnetes Gemälde sein sollte."

4. Thätigkeit in den Klöstern.

Die alten Klosterregeln verlangen Gebet, aber neben dem Gebete Arbeit, besonders Handarbeit. In den Nonnenklöstern umfaßte die Handarbeit Nähen, Sticken und Weben, daneben Malen und Bücherschreiben. Die Männerklöster neigten sich der Feldarbeit und besonders dem Bücherschreiben zu; letzteres mußte naturgemäß mit der Kunst des Buchdruckes sein Ende finden. Sprichwörtlich war und ist der „Benediktinerfleiß."

Ein sehr competenter Beurtheiler der klösterlichen Schreibthätigkeit ist W. Wattenbach, welcher in seiner im Jahre 1896 in dritter Auflage erschienenen werthvollen, gründlichen Arbeit über „Das Schriftwesen im Mittelalter" S. 448 sich also äußert:

„Sehr fleißig wurde noch im 14. Jahrhundert in Scheftlarn geschrieben, und überhaupt in den süddeutschen Klöstern bis am Ende des Mittelalters; manche Abschriften brachten die Mönche von den Universitäten mit nach Haus. . . Es ist die noch zu wenig beachtete Reform, welche mit den Bestrebungen des 15. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung vieler Klöster zur Folge hatte. Lebhaft tritt dieser Aufschwung in der Chronik des Klosters Camp entgegen; hier wird um 1440 die Bibliothek erneuert und gewölbt. Der

Converse Wilhelm vom Rheine, scriptor egregius, nulli illo tempore in arte sua secundus[1]), schreibt das Catholicon, Meßbücher u. a. und lehrt auch andere schreiben, er stirbt 1487."

(Folgen weitere Beispiele von Schreibern zu Altenkirchen, Calcar, Michelsberg, Berge bei Magdeburg, Scheda in Westfalen, Monsee, Tegernsee, Blaubeuren, Erfurt, Ulrich und Afra in Augsburg).

„In Belgien wirkte um die Mitte des 15. Jahrhunderts Bruder Johann von Ravelot 34 Jahre lang im Lütticher Laurentiuskloster als fleißiger Schreiber, und so lassen sich gewiß noch manche Klöster nachweisen, in denen der alte Benediktinerfleiß nicht verschwunden oder wieder aufgelebt war, viel mehrere aber waren in Ueppigkeit und Faulheit versunken."

„Eine ganz eigenthümliche Stellung — fährt der Verfasser S. 453 weiter — nehmen die Brüder vom gemeinsamen Leben ein, clerici de vita communi. Man kann sie nicht den klösterlichen Schreibern beizählen, weil sie aus dem Abschreiben ein Gewerbe machten, was bei jenen doch nur einzeln und nirgends in solcher Ausdehnung vorkam. Wieder aber unterscheiden sie sich von den Lohnschreibern theils durch ihre genossenschaftliche Organisation, theils auch durch ihre erbauliche Tendenz."

Sein Buch schließt der Verfasser mit folgendem Rückblicke:

„Mit größter Emsigkeit schreibt Jahrhunderte lang der Klerus; er vervielfältigt die überkommenen Werke, er verfaßt die Urkunden und Briefe. Der Schriftsteller macht auf seiner Wachstafel den Entwurf der Schrift, welche er nach reiflicher Prüfung auf das theure Pergament übertragen läßt. Auf die äußere Ausstattung der Handschriften wird viel verwandt, die Schrift ist von großer Schönheit, und in den Verzierungen entfaltet sich ein reiches und mannigfaltiges Kunstleben."

[1]) „ist ein ausgezeichneter Schreiber und steht in dieser Kunst keinem seiner Zeitgenossen nach."

5. Frauenconvente.

Wenn der eben genannte Gelehrte S. 444 „nur vereinzelte Beispiele" von Nonnen als Schreiberinnen kennt, und wenn Conrektor H. J. Kämmel in seiner „Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit" S. 55 meint, das spätere Mittelalter habe von Nonnen, welche die Kunst des Buchschreibens verstanden, wenig mehr zu berichten, so dürfte für diese Behauptung eine Einschränkung geboten sein.[1])

Im Allgemeinen läßt sich entgegenhalten das Urteil Burdach's, welcher in dem Buche: „Vom Mittelalter zur Reformation" S. 129 sagt: „Innerhalb des Benediktinerordens .... kam es nur im 15. Jahrhundert von zwei Seiten her auf kurze Zeit zu einer Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens: im Süden von Melk her ... und im Norden durch die sog. Bursfelder Congregation... Dort wie hier nahm man nun das Abschreiben von Handschriften wieder als Ordenspflicht auf, wobei sich auch die Klosterfrauen eifrig betheiligten."

Schreiberinnen aus dem 15. Jahrhunderte lassen sich nachweisen in Nürnberg, Wienhausen bei Celle, Lüne bei Lüneburg, Fischbeck an der Weser, Schönau im Nassauischen, Kempen am Niederrhein, Ebstorf auf der Lüneburger Haide, Utrecht, Maihingen bei Nördlingen, Hohenwart.[2])

Im Jungfrauenkloster Höckelheim bei Nordheim (Hannover) sind „Anno 1396 die beiden Jungfrauen Maria Krebs und Anna von Medeheim ihres zierlichen und leserlichen Schreibens halber berühmt gewesen. 1465 war daselbst Guda von Ußlar, Ernsts Tochter, eine gelehrte und andächtige Klosterjungfrau".[3])

Nahe dabei liegt Wiebrechtshausen, woselbst als Schreiberinnen genannt werden Elisabet Detzels und Gertrud Grimmen.[4]) In Marienhof beschämt Agnes die Mönche durch ihre schöne Handschrift.[5])

---

[1]) Ueber Bildung der Frauen überhaupt vgl. Janssen I. Bd. S. 83 der 15. Auflage, dazu Kleine Beiträge zu Janssen in Katholik 1889. II, 55.

[2]) Nähere Nachweise: Litterarische und künstlerische Thätigkeit in deutschen Nonnenklöstern im ausgehenden Mittelalter, in Historisch-politische Blätter CXVIII, 644 (1896).

[3]) Meier, Origg. et antiqq. Plessenses 1713. S. 211.

[4]) Ungedr. Nachr. in Wolf, K. Gesch. des Eichsfeldes 1803. S. 86.

[5]) Muntanus, Vorzeit der Länder Cleve-Jülich. S. 435.

6. Der Klerus und die Druckkunst.

Mit Freuden stelle ich an dieser Stelle fest, daß der Vorwurf, die Geistlichkeit habe mit scheelen Augen auf Gutenbergs Kunst geschaut, zu den überwundenen Anklagen gehört. Dieser glückliche Erfolg ist meiner Görres-Vereinsschrift „Druckkunst im Dienste der Kirche" 1879 zuzuschreiben, wie Pastor (Geschichte der Päpste II, 327 Note 1) hervorhebt:

„Ein lebendiges Bild von der mannigfachen und vom besten Erfolg begleiteten Förderung, welche die Kirche in allen Ländern Europas der Erfindung Gutenbergs in ihren ersten Jahrzehnten zu theil werden ließ, hat Falk, die Druckkunst u. s. w., auf Grund eines höchst ausgebreiteten und theilweise fast unbenutzten Materials entworfen. Seitdem ist diese Ansicht gegenüber den Vorurtheilen früherer Zeit auf protestantischer Seite zum Durchbruch gekommen; vgl. z. B. Hase, die Koberger, 2. Auflage, Leipzig 1885."

Hase's Worte verdienen hier mitgetheilt zu werden. Er schreibt S. 253: „Fast ausschließlich die Geistlichkeit stellte zu jener Zeit (die Jahrzehnte nach Erfindung der Druckkunst) die Bücherkäufer. Der in der Zeit der Aufklärung (Ende des 18. Jahrhunderts) aufgekommene Aberglaube, die Geistlichkeit sei der neu erfundenen Druckkunst von vornherein mißgünstig entgegengetreten, hat ebensowenig Grund wie die poetische Auffassung des Jubelfeierdichters (1840), Gutenberg habe die Brandfackel des neuen Geistes in die Welt werfen, der finstern Klerisei ein Licht anzünden wollen. Der große Erfinder hat dem Bedürfnisse der Kirche dienen wollen und gedient, die Kirche aber hat die Erfindung nicht nur freudig, sondern auch opferfreudig begrüßt und gepflegt — so lange sie ihr dienstbar blieb." S. 258 erklärt der Verfasser, daß „namentlich die kurrheinischen Lande ein besonders fruchtbarer Boden für das Druckgewerbe waren."

„Es ist bezeichnend, fährt der genannte Hase fort, daß wie in den Zeiten des Handschriftenhandels, z. B. in Straßburg 1408,[1]) gerade an den Kirchenthüren mit Vorliebe Bücher feilgeboten

[1]) Siehe auch E. Schmidt, Gesch. der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg. 1882. S. 45 über die Bücherbude am Straßburger Münster.

wurden. Als 1482 der Rath von Straßburg die Buchhändler am Münster von dannen getrieben hatte, verwahrte sich hiergegen der Domherr Markgraf Friedrich von Baden als Pförtner des hohen Stifts zu Straßburg: „So ist es auch nicht ein fremdes oder neues Vornehmen, sondern an andern Enden (Orten), auf vielen Stiften auch gewöhnlich (gebräuchlich), daß man an solchen Stätten vor den Greten (gradus, Stufen) und Kirchenthüren Bücher feil hat, und die (Bücher) an den (diesen) Enden weiß zu finden."

„Die Theilnahme der Geistlichen an dem litterarischen Bedarfe jener Zeit war eine allgemeine; der Humanismus hat deren Blößen schonungslos aufgedeckt, die Faulheit der träge auf der veralteten Wissenschaft Ruhenden hart gescholten, und doch hatte fast der gesamte großartige Bücherverlag des 15. Jahrhunderts die Befriedigung ihrer litterarischen Bedürfnisse zum Zwecke. So war auch der Käuferkreis, welchen Anton Kobergers Thätigkeit vornehmlich im Auge hatte, die theologisch gebildete Gelehrtenwelt in Klöstern und auf Universitäten. Koberger selbst hat Amerbach (Buchdrucker in Basel) gegenüber um Ostern 1503 in einer derb geschäftlichen Aeußerung den Geistlichen als Bücherkäufern ein gutes Zeugniß ausgestellt, wenn er sagt: „Man hat die Pfaffen so ganz ausgeleert mit den Büchern, so viel Geldes von ihnen gezogen, daß sie nicht mehr daran wollen." (S. 254). So weit Hase.

7. Die lateinische Sprache und die Grammatiker im Mittelalter.

An die Wahl und Pflege der lateinischen Sprache, wie sie dem Mittelalter eigen war, lassen sich Reflexionen knüpfen, welche ganz in den Rahmen vorliegender Arbeit passen. An solchen Reflexionen fehlt es in der That nicht, und man wird aus ihnen erkennen, wie auch da wieder eine gerechtere Beurtheilung der Zustände der mittleren Zeit eingetreten ist. Hören wir vor allen Anderen Professor Paulsen.

„Auch im Mittelalter war es niemand zweifelhaft, daß die Schriften der römischen Autoren Muster der lateinischen Sprache und der litterarischen Form seien. Man hat auch niemals voll-

ständig aufgehört, die Verse Virgils, die historische, philosophische und rhetorische Prosa Cicero's, Livius u. a. nachzuahmen. Aber die mittelalterlichen Gelehrten hatten für litterarische und sprachliche Form wenig Sinn, ihr Interesse an Schriftwerken war wesentlich ein materielles, auf den Inhalt und seine Wahrheit gerichtetes. Dem entspricht der Charakter der Schriften, welche es vorzugsweise schätzte und las. Die heiligen Schriften lehnten als Mitteilungen Gottes jede Auffassung und Beurteilung unter dem litterarisch-formalen Gesichtspunkt von vornherein ab. Es stand nicht viel anders um die Werke des Aristoteles, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters beinahe die Geltung einer subsidiarischen, naturwissenschaftlich-philosophischen Offenbarung erlangten. Die Form oder vielmehr Formlosigkeit dieser Schriften machte auch hier ein anderes Interesse als ein materielles fast ganz unmöglich. Es kann kaum Schriften geben, die weniger auf das Wie, ausschließlicher auf das Was des Gesagten selbst gerichtet wären und die Aufmerksamkeit des Lesers richteten.

Das waren die Schriften, welche dem Verlangen des späteren Mittelalters nach Wahrheit und Belehrung zusagten. Es hatte kein Bedürfniß nach anderen. Was sollten ihm die Fabeln heidnischer Dichter, oder die Reden der römischen Advokaten? Betrafen sie doch nicht das Ewige und Bleibende, wie Theologie und Philosophie, sondern Vergängliches oder ganz Nichtiges. Auch daß ihnen ein gewisses Vermögen innen wohne, angenehme Eindrücke auf die Sinnlichkeit und die Phantasie zu machen, entging ihnen nicht, aber es schien nicht ungefährlich, diesem Spiel sich hinzugeben: das Schöne ist mit dem Sinnlichen, dem Profanen, dem Heidnischen allzu nahe verwandt, als daß dem Christen, der den Ernst dieses Lebens kennt, und gar dem Kleriker die Beschäftigung damit ziemte."

Derselbe Professor Paulsen behandelt S. 46 auch die Grammatiker in folgender Weise: „Ueber den wissenschaftlichen Werth der mittelalterlichen Grammatiker hat Fr. Haase in einem beachtenswerthen Schriftchen De medii aevi studiis philologicis ein Urteil gefällt, das mitgeteilt zu werden verdient. Er findet sie zwar „voll von Fehlern und Irrtümern, wo es auf historische Forschung ankommt", also in der Formlehre und im Lexikalischen, dagegen zeigten sie da, wo es auf philosophischen Scharfsinn ankomme, ihre ganze geistige Kraft und leisteten höchst Anerkennenswertes. Das gelte besonders von der Syntax. Diese sei von den mittel-

alterlichen Grammatikern, Ebrard Bethunensis in seinem Graecismus genannten Lehrbuch und Alexander im Doctrinale, wesentlich selbstständig zustande gebracht und zwar mit solchem Erfolg, daß noch die heutige Syntax, freilich ohne es zu wissen, auf den Arbeiten jener beruhe; die Valla, Perottus, Linacer, Heinrichmann u. a. hätten besser gethan jenen zu folgen, als im Anschluß an die Alten Neuerungen zu versuchen. Aber damals sei der Abscheu vor allem aus dem Mittelalter Kommenden so groß gewesen, daß man es unbesehens weggeworfen habe. Und als man im 18. Jahrhundert auf die mittelalterliche Syntax zurückgegangen sei, habe man es heimlich gethan, aus Furcht vor der Schande, vom Mittelalter etwas zu lernen. So sei es gekommen, daß heute fast niemand es wisse, daß die Form, in welcher Cellarius, Lange, Zumpt die lateinische Syntax darstelle, dem Grăcista, Alexander, Florista, Modista verdankt werde; und doch sei hieran gar kein Zweifel. Zur Bearbeitung aber der Syntax sei das Mittelalter durch seine philosophischen Studien geführt und befähigt worden, wie denn auch die philosophische Grammatik oder Metagrammatik nicht erst eine Erfindung des 18., sondern vielmehr des 13. und 14. Jahrhunderts sei; der liber de modis significandi, als dessen Autor bald Thomas, bald Scotus, bald ein anderer Scholastiker genannt werde, enthalte das erste vollständige System der philosophischen Grammatik. Mit Recht, urteilt Haase, möge im 16. Jahrhundert diese Disziplin aus den Schulen beseitigt sein, aber sie selbst habe die Verachtung der Vergessenheit nicht verdient, sie sei auch heute noch der Kenntnißnahme durchaus wert."

„Ueber das mittelalterliche Latein endlich mag noch das Urteil eines ebenso kompetenten als unverdächtigen Zeugen Platz finden. In einem Aufsatz in Mone's Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins Bd. XXV 36—69 teilt Wattenbach Auszüge aus Briefen mit, die der Wiener Theologe K. Säldner um 1460 an den Augsburger Patrizier und Kaufherrn S. Gossenbrot schrieb, um ihn zu überzeugen, daß für ihn Erbauungsschriften eine passendere Lektüre seien, als die Produkte der modernen humanistischen Poeten. Säldner war kein Bewunderer der letzteren; weder von ihrer Gelehrsamkeit, noch von ihrem Charakter hielt er viel und auch ihr Stil sagte ihm nicht zu. Ueber den Stiel dieser Briefe sagt Wattenbach, er sei freilich von klassischer Latinität weit entfernt, aber frisch und lebendig, eine Schreibweise, welche sich durch langen Gebrauch

den behandelten Gegenständen entsprechend ausgebildet habe. „Ich kann", fügt Wattenbach hinzu, „ihm vollkommen nachfühlen, wie ihm diese moderne, gezierte und gespreizte Weise widerstand, wo der Dünkel aus jeder Zeile hervorblickt und auch die Schmeichelei gegen vornehme und reiche Gönner, welche Säldner so zuwider war. Ich begreife, wie er das Wesen dessen, was man Poesie nannte, in gesuchten Ausdrücken und ungewöhnlicher Wortstellung sah."

„Vielleicht kann man von der mittelalterlichen Schriftsprache überhaupt sagen, was hier von Säldners Schreibweise gesagt wird, daß sie durch langen Gebrauch den behandelnden Gegenständen entsprechend sich ausgebildet habe. Wenn „barbarisch reden" bedeutet: anders reden als die Römer zu Ciceros Zeiten redeten, dann ist das mittelalterliche Latein ohne allen Zweifel barbarisch, nicht viel weniger als Französisch und Italienisch. Wenn man dagegen unter „barbarisch reden" nicht diese zufällige Abweichung verstünde, sondern allgemein: unangemessen zum Inhalt, ohne Sprachgefühl, mit überall her zusammengerafften, an diesem Ort unpassenden und sinnlosen Phrasen reden, dann dürfe der Vorwurf der barbarischen Rede den Humanisten häufiger zu machen sein, als den mittelalterlichen Philosophen und Theologen. Für die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzteren ist ihre Sprache vielleicht nicht weniger passend und nothwendig, als der aristotelische Stil für seine Philosophie. Alle die neu gebildeten abstrakten Ausdrücke, wie substantia, essentia, existentia, quantitas, qualitas, identitas, causalitas, finalitas, quidditas, haecceitas, wie sie von humanistischen Schwätzern den Gaffern als monstra und portenta vorgeführt zu werden pflegen, waren ein augenscheinliches Bedürfniß jener begrifflichen Untersuchungen. Die meisten sind in unmittelbarer Anlehnung an die aristotelischen termini gebildet, und daß sie nicht überflüssige oder sinnlose Bildungen sind, wird am besten dadurch bewiesen, das sie trotz aller Anstrengungen der Humanisten sich erhalten haben, indem sie direkt oder in der Uebersetzung in die modernen Sprachen übergingen. Lotze sagt einmal, einer Sprache müßten in etwas die Glieder gebrochen, die Bänder erweitert werden, damit sie ganz schmiegsam werde, dem Gedanken sich anzupassen. Diesen Prozeß hat das Latein im Mittelalter durchgemacht, es war völlig geeignet zu sein, was es war: die Universalsprache der Wissenschaft."

„Aber diese selbe Sprache war auch der Erregung des Gemütes und Willens nicht durchaus unfähig, ja gewisser Wirkungen

vielleicht mehr als jede andere mächtig. Die lateinischen Kirchengesänge werden auch heute noch ihre Wirkung selbst auf solche, die ganz außerhalb der Anschauungswelt stehen, aus der sie gedichtet sind, schwerlich verfehlen. Die Majestät des Dies irae, die Innigkeit des Salve regina, die weltverachtende Großartigkeit des Cur mundus militat, sind sie in irgend einer Sprache erreicht worden? Oder man nehme die Prosa der Imitatio Christi; es kann kein angemesseneres sprachliches Gewand für diese Betrachtungen und Gebete geben. Schopenhauer citiert die heilige Schrift regelmäßig in lateinischer Sprache; er verstand sich auf stilistische Wirkungen. Und daß diesem selben Instrument auch noch andere Töne sich entlocken ließen, zeigen die Vagantenlieder." [1]) Also Paulsen.

8. Die Pflege der deutschen Muttersprache.

Bei aller Werthschätzung und Pflege der lateinischen Sprache kam die deutsche Sprache keineswegs zu kurz. Vor Allem in den sächsischen Landen und zunächst den Kanzleien zeigte sich besondere Rührigkeit in Herausbildung einer gemeinverständlichen, die Dialekte überragenden Schriftsprache. [2])

[1]) Ein ähnliches Urtheil über das mittelalterliche Latein fällt Professor Dr. M. Cl. Gertz, der Herausgeber des Hexaëmeron des Erzbischofs Andreas Sunesön von Lund († 1228). Vgl. Katholik 1894, I. S. 37 f.

[2]) Aus der Rede des Greifswalder Rectors Dr. Al. Reifferscheid im Architektenhause zu Berlin am 14. Dez. 1890. Es sei unzweifelhaft, daß man für das 15. und 16. Jahrhundert einen stark ausgebildeten Betrieb des deutschen Sprachunterrichts annehmen müsse. Sorgfältige Nachforschungen auf den Bibliotheken und in den Archiven würden das bestätigen. Redner sei selbst im Besitz der Abschrift einer bisher unbekannten handschriftlichen deutschen Grammatik aus dem 15. Jahrhundert, welche Zeugniß ablege für den regen Betrieb der deutschen Grammatik in diesem Jahrhundert. Auch in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters sei derselbe stetig gepflegt worden; das lasse sich erweisen vor allem aus den Verdeutschungen der grammatischen Ausdrücke, die in den lateinischen Donathandschriften mit deutschen Interlinearversionen enthalten seien. Solche Uebersetzungen verdienten die vollste Aufmerksamkeit und gründlichste Untersuchung.

Eine allseitige Erforschung der deutschen und der lateinischen Handschriften des Mittelalters, die man nicht blos auf ihren Wert für die Text-

Archivar Wülner zu Weimar drückt sich in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde 1879 S. 349 über „Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache" also aus:

„Bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts wurden die Urkunden in Deutschland in lateinischer Sprache abgefaßt. Aber seit dem Jahre 1330 tritt das Deutsche fast überall an die Stelle des Lateinischen. Diese Umwandlung erfolgte durch Ludwig den Baier. In der herzogl. bairischen Kanzlei waren schon vor dieser Zeit deutsche Urkunden üblich. Die Bildung der österreichischen Kanzleisprache geht in die Zeit Friedrichs III. zurück, Maximilian aber erhob sie zur Herrschaft. Der eigentliche Begründer der kursächsischen Kanzleisprache ist Kurfürst Ernst, Friedrichs des Weisen Vater. Ihre Grundlage ist das binnenländische, vorzugsweise thüringische und meißnische Deutsch, Grundlage der österreichischen Kanzleisprache

---

kritik prüfen dürfe, verspreche bisher ungeahnte Aufschlüsse über das gesammte geistige Wesen in Deutschland während der verschiedenen Jahrhunderte des Mittelalters. Das Mittelalter finde ja jetzt eine gerechtere Beurteilung als in früherer Zeit, aber man sei demselben noch lange nicht in ausreichendem Maße gerecht geworden; es fänden nicht allein geistig so bedeutende Jahrhunderte wie das 14. und 15. bisher nur eine stiefmütterliche Behandlung, sondern selbst die Blütezeit höfischer Bildung, der man längst schon größere Aufmerksamkeit gewidmet, sei bisher in ihrem vollen geistigen Gehalte noch lange nicht gebührend gewürdigt worden. Zu richtiger Beurteilung würde man längst gekommen sein, wenn man nicht befangen gewesen wäre in alt hergebrachten Irrtümern und falschen Annahmen. So sei es ein wunderlicher Wahnglauben, daß Wolfram von Eschenbach nicht habe lesen und schreiben können, weil er gelegentlich versichere, daß er ohne zünftige Gelehrsamkeit sei („schwaz an den buochen stet geschrieben, des bin ich künstelos beliben"): es lasse sich verhältnißmäßig leicht durch sorgfältige Untersuchung seines Stiles zeigen, daß Wolfram nicht allein diese Kenntnisse besessen, sondern auch ein ganz ausgezeichneter Meister in der Kunst des Ausfeilens von schon Geschriebenem gewesen.

Die eingehende Prüfung altdeutscher Handschriften werde u. a. auch volle Klarheit verbreiten über eine im Mittelalter stark entwickelte Technik ausgesprochen ästhetischer Unterweisungen. Redner habe dafür die Belege gesammelt aus einer Reihe mittelhochdeutscher Handschriften, die mit unverkennbar ästhetischen Zeichen versehen seien, die freilich nicht auf die ästhetischen Zeichen der Alten zurückgingen, sondern im Mittelalter selbst erfunden worden seien. Je ausgedehnter und je sorgsamer diese Untersuchungen der mittelalterlichen Handschriften angestellt würden, desto sicherer und vollständiger werde sich der Nachweis der vielseitigen mittelalterlichen Schulbestrebungen führen lassen. (Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jahrgang I (1891) S. 10).

das nordöstliche Oberdeutsch. Aber in beiden waren die stärksten Idiotismen beider Dialekte ausgeschieden. In der kaiserlichen Staatssprache war der südliche Dialekt dem Binnendeutschen, in der kursächsischen das Binnendeutsche dem Oberdeutschen genähert und so eine gemeinsame Staatssprache hergestellt worden."[1])

Der Schulrath und Seminardirektor Dr. Johannes Müller zu Bautzen (Lausitz) hat als Seminar-Oberlehrer zu Plauen im Voigtland 1882 zu Gotha einen Octavband: Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts herausgegeben; daselbst heißt es Seite 375:

„In den deutschen Kanzleien mußte man bei der Verschiedenheit der herrschenden Mundarten je länger je mehr das Bedürfniß einer Einheit spüren, der lebhaftere schriftliche Verkehr zwischen den einzelnen Kanzleien, der Uebergang der Schreiber von einer Kanzlei in die andere drängten zur gegenseitigen Annäherung in sprachlicher Hinsicht. Sorge der kaiserlichen Kanzler insbesondere mußte es sein, Schreiber zu gewinnen und zu verwenden, welche einer allgemein verständlichen Sprach-Schreibart sich befleißigten. Eine solche aber war naturgemäß die Sprache des mittleren Deutschlands. Die Sprache Obersachsens (Meißens u. s. w.), die Sprache seiner Gerichte, Rechtsbücher und Rechtsbescheide war es, die . . . . zur Schriftsprache von ganz Deutschland sich erweiterte. Durch die Vermittelung, welche sie zwischen Ober- und Niederdeutschland bewirkte, durch ihre Leichtverständlichkeit eignete sie sich vorzüglich zur gemeinsamen deutschen Sprache. Die meisten Kurfürsten (Sachsen, Böhmen, Kurpfalz, Mainz) und die Kaiser des 15. Jahrhunderts gehörten mit ihren Kanzleien der breiten Masse des deutschen Landes an, die sich zwischen dem niederdeutschen Norden und dem alemannischen Südwesten hinzieht; die Reichstage des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts wurden fast alle in diesem Gebiete gehalten, die meisten in Nürnberg; die deutschen Briefslehren und Kanzleibücher wurden vor allem in Augsburg, Nürnberg, Straßburg gedruckt; die deutschen vorlutherischen Bibelübersetzungen, mit denen die Luthers zweifellos im Zusammenhange steht, sind in der Mehrzahl zu Augsburg ausgegeben worden; der deutsche Binnenhandel koncentrirte sich besonders in derselben Stadt und in Nürnberg, Frankfurt a. M. und Breslau. Durch das Uebergewicht

[1]) Vgl. auch: Kursachsens Antheil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache, in Grenzboten 1860. 1. Vierteljahr S. 99—133.

der österreichisch-bairischen und obersächsischen Gebiete drängten sich immer mehr Formen der dortigen Mundarten an die Stelle der früher herrschenden schwäbisch-alemannischen, und durch die vielfältigen Berührungen auf den Reichstagen und in den Handelscentren mußten jene sich näherstehenden Mundarten eine wechselseitige Einwirkung und Mischung bei Behandlung der Reichs- und Handelsgeschäfte erfahren. Dazu kam, daß die unter Maximilian I. getroffenen festeren Reichseinrichtungen (das Reichskammergericht, das Schreiben der Reichstagsabschiede u. s. w.) zu gewissen Festsetzungen über die Sprache zwangen. In den angeführten Druckstätten aber, den wichtigsten für deutsche Bücher überhaupt, bediente man sich, wenn auch mit manchen Sonderheiten, einer der Sprache der Reichstage und Reichsurkunden nahe verwandten Sprache. Und so bildete sich von selbst ein „rechtes gemeines teutsch" als Schriftsprache aus, indem sich die Sprache der kaiserlichen Kanzlei und die der Kanzlei der zweitmächtigsten Fürsten Deutschlands, der sächsischen, das Oesterreichisch-bairische und das Obersächsische mehr und mehr verschmolzen: das Neuhochdeutsche. Und diese „gemeine" deutsche Sprache, welche nach Luthers ausdrücklicher Versicherung besonders unter dem Einflusse des Kaisers Maximilian und des Kurfürsten Friedrich von Sachsen sich ausbildete um 1500, diese war es dann, welche die Sprache Luthers und der Reformation wurde und in Luthers Schriften, die sich durch Richtigkeit, Kraft und Adel der Sprache vor anderen auszeichneten, durch ganz Deutschland getragen wurde. Da sich so Diplomatie und Religion, diese beiden wichtigen Kulturfaktoren, in sprachlicher Hinsicht die Hände reichten, so war die neuhochdeutsche Sprache als Reichssprache, als Schriftsprache zum Uebergewicht gebracht." So weit Müller.

Die Pflege der Muttersprache blieb jedoch nicht beschränkt auf den engen Raum der Kanzleien und den Kreis der Leser ihrer Actenstücke, sie machte sich auch geltend in den für Volksgebrauch bestimmten Schriften.[1])

Der sächsische Dominikaner Markus von Weida im Weimar'

[1]) Ihren inhaltlichen Werth schätzt der Gießener Professor Dr. Karl Müller also: Es ist bekannte Thatsache, daß fast seit drei Jahrhunderten katholische mittelalterliche Erbauungsbücher auch in evangelischen Kreisen mit Begierde gelesen werden und dabei bis auf den heutigen Tag als besonders geeignet gelten, wahres evangelisches Leben zu pflanzen und zu fördern. Theologische Studien und Kritiken. Gotha 1887 S. 581.

schen verfaßte einen „Spiegel des ehelichen Ordens", und widmete ihn dem sächsischen Kurfürsten Friedrich 1487. Der uns schon bekannte kgl. sächsische Bibliothekar Ebert in seinen 1826 erschienenen „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt" Band 1 Stück 2 Seite 205 hat auf diese Arbeit, die leider ungedruckt in Wolfenbüttel ruht,[1]) aufmerksam gemacht und kann nicht umhin zu schreiben wie folgt:

„Das Werk, in welchem durchgängig der Anstand sorgfältig beobachtet ist, arbeitet mit verständiger und herzlicher Wärme auf die Beförderung wahren religiösen und sittlichen Sinnes hin und empfiehlt sich zugleich durch seine reine und fließende Sprache . . . Seine übrigen Schriften zeichnen sich durch dieselben Vorzüge des Inhalts und der Form aus, und widerlegen die Vorwürfe bündig, mit denen selbstgefällige Unkunde so gern die Zeit herabwürdigen möchte, welche in Sachsen vor der Reformation herging."

Fast zu gleicher Zeit erschien das Ehestandsbüchlein des reichsritterschaftlichem Geschlechte entsprossenen Domherrn Albrecht von Eyb (Doctor beider Rechte, Staatsmann und Redner) unter dem Titel: Ob einem Manne sei zu nehmen ein ehelich Weib 1472. Der Berliner Docent Dr. M. Herrmann, Herausgeber der Lateinischen Literatur-Denkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, Verfasser einer Monographie über den eben genannten Albrecht,[2]) gibt diesem oft gedruckten Ehestandsbüchlein „Annehmlichkeiten und Beschwerlichkeiten des Ehestandes" das Zeugniß: „Diese Schrift ist sprachlich die glänzendste Behandlung der deutschen Prosa vor der Reformation."

[1]) Analyse in Hist.-pol. Blätter CVIII, 682, wo Näheres über den Verfasser.

[2]) Ueber seinen Sittenspiegel 1511 vgl. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein 1890 S. 64. Vgl. Die deutsche Sprache in der Kirche des Mittelalters. Frankfurter Broschüre 1885 Nr. 2 von Friedrich Kösterus.

9. Bildung der Bürger in den Städten — Stadtschulen.

Wie im dreizehnten Jahrhundert das städtische Schulwesen einen bedeutenden Aufschwung nahm, so wieder im Laufe des fünfzehnten. Die Erfindung der Druckkunst gab ein neues Mittel, noch breitere Massen des Volkes in Stadt und Land dem Kreise des Unterrichts zuzuführen und dem gesteigerten Bedürfnisse nach Unterricht in erleichterter Weise entgegenzukommen [1]).

Ueber den Bildungsgrad der mittelalterlichen Stadtbevölkerung erhalten wir von dem Stadtarchivar zu Frankfurt a. M. Dr. G. L. Kriegk [2]) folgenden Bericht:

„Es ist als eine schöne Eigenschaft des Mittelalters hervorzuheben, daß der bei weitem größte Theil der Einwohner deutscher Städte nicht ohne Schulunterricht aufwuchs, daß die meisten derselben lesen, schreiben und rechnen gelernt hatten, und daß es in den Städten sogar noch Privatschulen neben den öffentlichen gab. Man macht sich gewöhnlich von dem Bildungsgrade der Bürgerklasse des Mittelalters eine falsche Vorstellung, indem man meint, die damaligen Stadtbürger hätten der Mehrzahl nach aller Schulkenntnisse und der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben ermangelt. Diese unrichtige Ansicht beruht darauf, daß man von den höheren Klassen, die wir in der Geschichte vorzugsweise handelnd auftreten sehen, und von deren Gliedern allerdings ein großer Theil nicht einmal lesen konnte, auf die übrigen zurückschließt . . Und doch war am Ende des Mittelalters der Bürgerstand besser unterrichtet als der Adel und selbst als ein Theil der fürstlichen

[1]) „Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts kamen die Schulbücher so theuer, daß die Schüler sich solche gar nicht kaufen konnten. . . . . Es ist noch viel zu wenig die Abhängigkeit des Lehrwesens und insbesondere des Unterrichtsverfahrens von den Lehrmitteln Gegenstand der Untersuchung gewesen . . . . Der Unterricht war im Mittelalter wegen der schwierigen Beschaffung zweckdienlicher Lehrmittel nicht leicht. Die Erfindung des Buchdruckes war daher gerade für die Schule von folgenreichster Bedeutung." So R. Hochegger, Ueber die Bedeutung und Entstehung der Blockbücher. Leipzig 1891 S. 17.

[2]) Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundlichen Forschungen. Frankfurt a. M. 1871 S. 65 ff.

Personen. Von den letzteren konnten manche noch gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nicht lesen und schreiben. (Es folgen dann Beispiele).

„Ganz anders verhielt es sich mit dem Bürgerstande, von dessen Wissen und Bildung schon der Umstand zeugt, daß die vielen am Ende des Mittelalters gemachten Erfindungen größtentheils von ihm ausgegangen sind. Um von der vornehmeren Bürgerklasse, den Patriziern[1]) und den Kaufleuten, nicht zu reden, so enthalten manche städtische Ausgabebücher als Beilagen Rechnungen von Schlossern, Glasern u. s. w., welche von diesen eigenhändig geschrieben sind. Ebenso finden sich eigenhändige Eingaben von Handwerkern an die Stadträthe aus dem 15. Jahrhundert in den Archiven. Das Frankfurter enthält sogar die Bittschrift einer Frau, welche damals nach 25jähriger Einkerkerung sich eigenhändig im Gefängnisse an den Rath wandte. Ebendaselbst findet sich ein Buch, welches unter der Aufschrift „Buch der Schlossergesellen" eingetragen ist und die Statuten einer Brüderschaft dieser, außerdem aber die Namen aller ihrer Mitglieder von 1417—1524 enthält. Unter diesen Namen finden sich mehrere Hundert, welche von ihren, allen Gegenden Deutschlands angehörigen Trägern eigenhändig eingeschrieben worden sind. Alle diese Handwerksgesellen haben also Schulbildung erhalten. Von einer feststehenden Orthographie war damals weder bei dem Klerus noch bei den Laien die Rede; aber leserlich sind die erwähnten Schriften insgesammt in der That nicht weniger als die der Leute von gelehrter Bildung."

10. Dorfschulen.

Bildung und Unterricht beschränkte sich jedoch nicht allein auf die Städte.

---

[1]) „Wie groß stehen in dieser Beziehung die Patrizier unserer mittelalterlichen Städte da! Die großen herrlichen Gotteshäuser, die Rathhäuser mit ihrem prächtigen Kunstschmuck, der uns noch heute entzückt, die zahlreichen Stiftungen für Kirche und Schule, von denen noch heutzutage die deutsche Wissenschaft und Kunst größtentheils lebt, sind der Großherzigkeit des alten deutschen Patrizierthums zu danken. Und doch war dasselbe nicht so reich als das reiche Bürgerthum der Gegenwart!" Der Reichsbote vom 10. Juli 1889.

Wie heute das Netz der Bahnen, Telegraphen, Telephone und Posten nach Maßgabe des Bedürfnisses, der Geldmittel, der Heranbildung der Beamten, erst nach und nach sich weiter ausdehnt und immer engere Maschen bildet, so das Schulwesen im Mittelalter; je kräftiger es in den Städten erblühte, um so mehr konnte es in die Dorfschaften dringen. Je eingehender hierüber Nachforschungen erfolgen, um so überraschender sind die Ergebnisse.

Der genannte Schulrath und Seminardirektor Dr. Johannes Müller hat in dem angeführten Werke S. 189 unter dem Titel: Literarische Notizen, ein bedeutendes geschichtliches Material über Schulwesen zusammengestellt. Das zugleich damit verbundene Urtheil kann ich als ein nur sehr abgewogenes bezeichnen.

Ueber Dorfschulen nun äußert sich der Verfasser S. 325 folgendermaßen: „Die Existenz von Dorfschulen vor der Reformation zu bezweifeln, wie es manche sonst verdienstvolle Forscher[1]) thun, ist nicht gerechtfertigt. Es gab, wenn auch die urkundlichen Aufzeichnungen darüber spärlich sind, wirklich Schulen für die Jugend der Landbewohner; nur dürfen wir sie uns keineswegs überall und nicht oder nur sehr selten in einem besonderen Schulhause, das ja auch in den Städten vielfach fehlte, oder unter Leitung eines eigenen Schulrectors denken und müssen sowohl die letzten zwei bis drei Jahrhunderte des Mittelalters und besonders das 15. mit seiner Erfindung der Buchdruckerkunst von den früheren als auch das nordöstliche Deutschland bis an die Elbe von dem übrigen, namentlich von den Rheingegenden, unterscheiden. Auf eine ausführliche Untersuchung müssen wir hier verzichten und uns unter Hinweis auf anderwärts Festgestelltes mit einigen Bemerkungen begnügen.

Daß schon Karl dem Großen der Gedanke einer allgemeinen Beschulung des Volkes, eines allgemeinen facultativen elementaren und eines obligatorischen Unterrichts vorgeschwebt hat, wird schwer bestritten werden können. Aber die Durchführung dieser Idee wurde gehindert durch den Umstand, daß es noch an nöthigen Vorbedingungen fehlte . . . . ; an ein allgemeines Schulwesen in

[1]) Als solche gibt eine Anmerkung an: v. Raumer, Geschichte der Pädagogik I³ (1857), 126 Anm. 2; Kriegk, Deutsches Bürgerthum. N. F. S. 74; Danneil, Gesch. des evang. Dorfschulwesens im Herzogth. Magdeburg 1876 S. 8. 22.

unserem Sinne darf nicht gedacht werden, das hieße wirklich Unmögliches verlangen . . .

Auf den Dörfern waren die ersten Schulen jedenfalls meist Pfarrschulen oder der Unterricht war Privatunterricht Einzelner, von einzelnen Geistlichen oder deren Gehilfen, in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wohl auch von fahrenden Spielleuten oder fahrenden Scholaren, Schreibern oder anderen Laien ertheilt . . . . . .

Aus alledem ersehen wir, daß es vor der Reformation wirklich Schulen auf dem Lande gegeben hat, und daß in denselben jedenfalls Unterricht im Lesen ertheilt worden ist. Läßt sich nun auch der Betrieb eines selbständigen, selbstwerthigen muttersprachlichen Unterrichts in den ländlichen Schulen zur Zeit noch nicht sicher erweisen (nur die Auslegung und Aneignung lateinischer Texte mittelst der Muttersprache), so kann doch nicht bezweifelt werden, daß namentlich im 14. und 15. Jahrhundert der Vorgang der Städte mit der Errichtung deutscher Schulen seine Rückwirkung auf die Dörfer ausgeübt hat."[1])

11. Das sittliche Bewußtsein.

Unter der Schriftleitung von Dr. Julius Riffert erscheint eine von uns zu Anfang herangezogene „Wissenschaftliche Beilage" der Leipziger Zeitung. Die zehnte Nummer des Jahres 1896 bringt unter der Ueberschrift „Ein Leipziger Beichtspiegel von 1495"[2]) eine ausführliche Besprechung eben dieser Schrift durch einen mit — m n gezeichneten Gelehrten, welcher sich wie folgt äußert:

„Keine Periode der Geschichte hat vielleicht — zunächst in kirchen- und dogmengeschichtlicher Beziehung — eine so verschiedenartige Beurtheilung sich gefallen lassen müssen als das Jahrhundert vor der Reformation. Katholische Eiferer wie Rützes, Hippel,

[1]) Vgl. Das Volksschulwesen im Mittelalter (Frankf. Broschüre 1881 Nr. 10) von Dr. Herm. Jos. Schmitz; ferner Über die Stift- und Klosterschulen Sachsens im Mittelalter (Frankf. Broschüre 1896 Nr. 10) von Georg von Detten; Das deutsche Volksschulwesen vor und nach der Reformation (Frankf. Broschüre 1896 Nr. 5) von Eberhard Frank.

[2]) Nach dem Exemplar der Bibliothek der Grimmaer Fürstenschule.

Janssen, schildern es als goldenes Zeitalter, in dem das religiös-sittliche Leben zu seltener Vollendung gediehen war, bis dann Luther's „Kirchenrevolution" einen so grausigen Umsturz und Niedergang heraufbeschwor. Dieselbe confessionelle Befangenheit, denselben widergeschichtlichen Infallibilismus treffen wir aber ebensogut bei protestantischen Geschichtsforschern, die das 15. Jahrhundert nur als düstere Folie zu dem von den Reformatoren entzündeten „neuen Licht" verstehen wollen, Alles grau in grau malen, und nur Unglauben, Aberglauben, Lasterhaftigkeit, Mechanismus, Indifferentismus in jener Zeit wirksam sehen. Es ist eine der dankbarsten Aufgaben der Geschichtsforschung, das öffentliche Urteil über irgend welche geschichtliche Erscheinung richtig zu stellen. Es ist dies nur möglich durch ehrliche, gewissenhafte, vorurteilslose Durchforschung aller irgend zu Gebote stehenden Quellen und durch objective, unparteiische, synoptische Gruppirung der Resultate. Die quellenmäßige Bearbeitung des Jahrhunderts vor der Reformation steckt noch in den Anfängen.

Die Vernachlässigung des 15. Jahrhunderts dürfte darin ihren Grund haben, daß die Gestalten Luther's und seiner Paladine ein so blendendes, überwältigendes Licht ausströmen, daß der Forscher sich unwillkürlich getrieben fühlt, vom Mittelalter unter Ueberspringung der Vorbereitungszeit sich direct in das Reformationsalter zu stürzen. Und doch ist es gerade so wichtig und interessant, den Boden kennen zu lernen, aus dem Luther erwachsen ist und ein gut Teil seiner Kraft gezogen hat, und der dann so begierig und empfänglich den Samen aufnahm, den er ausstreute. So unbestreitbar wahr es ist, daß Luther nicht ohne Rest aus seinem Milieu, aus der Vergangenheit sich erklären läßt, ja daß gerade das, was ihn zum deutschen Reformator machte, was ihn befähigte, eine neue Zeit heraufzuführen, durchaus originell an ihm ist, so sicher ist es doch auch, daß er nicht als deus ex machina in die Geschichte hineinschneit, daß seine Persönlichkeit, die als Ganzes unbegreiflich, incomensurabel bleibt, neben dem originalen Element ein anderes, nicht weniger wichtiges in sich barg, in dem sich einfach eine geniale Zusammenfassung der unzähligen ineinandergreifenden Kräfte und Bestrebungen der vorhergehenden Zeit darstellt. Jenes Streben, Luther aus den Schranken des Menschlichen hinauszuheben, ist verursacht durch die hinreißende und alle Sinne gefangen nehmende Gewalt echter Begeisterung, die sich unser Volk nie nehmen lassen wird und soll."

Nachdem dann der aus dem erwähnten Beichtspiegel der die sieben Hauptsünden behandelnde Teil wiedergegeben ist, fährt der Verfasser des Artikels also fort:

„Wir sehen, wie reif und geschärft doch in vielen Beziehungen das sittliche Urteil in jener vielgeschmähten Zeit war. Der (unbekannte) Verfasser (des Beichtspiegels) hat das Leben und Treiben des Volkes genau beobachtet; eine ganze Anzahl kleiner Sünden geißelt er, über die unsere Zeit gern hinwegsieht, z. B. das Sichverleugnenlassen, wenn man nicht dazu aufgelegt ist, Besuch zu empfangen, die Ueppigkeit im Essen und Trinken, vor Allem den merkwürdigen Wetteifer im Bewältigen möglichst großer Quantität alkoholischer Getränke. Er fordert auch nicht blos äußerliche, pharisäische Gerechtigkeit, sondern auf die Gesinnung kommt es ihm allenthalben an; der Rachedurst z. B., der sich nicht auswirken, nicht in der That umsetzen kann, weil ihm die Verhältnisse zufällig das Hervorbrechen verbieten, ist gerade so schlimm, wie die zur verbrecherischen That ausgereifte Rache, und das äußerliche Fasten nützt nichts, wenn es nicht ein wirkliches Opfer für den Betreffenden bedeutet und Hand in Hand geht mit Enthaltung von Sünde und Unreinigkeit. Der Verfasser bestimmt auch die Rechtschaffenheit nicht etwa blos negativ als Meiden dieser und jener Sünden, sondern auch positiv als vollkommene Gesinnungsaufrichtigkeit, als dankbare, hingebungsvolle Liebe zu Gott, als lautere Liebe zum Nächsten, die nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, sondern Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hoffet, Alles duldet; — und doch konnte gerade das massive Schema der sieben Todsünden dazu verleiten, im Sichfreihalten von diesen groben, in die Augen springenden Lastern den Inbegriff der Sittlichkeit zu sehen!"

Den von dem Artikel gepriesenen hohen sittlichen Begriff finden wir wieder in der allgemeinen Forderung *ehelicher Abkunft* bei der Aufnahme in eine Zunft.[1]) Wer denkt heute noch an eine solche Forderung!

„Der in den Zünften waltende Begriff gemeinschaftlicher Ehre und die Fürsorge für die Wahrung derselben läßt sich nur

[1]) Bei der Aufnahme in den geistlichen Stand versteht sich die Forderung von selbst. Pius II. tadelt, daß es zu St. Martin in Heiligenstadt anders sei 1459: plures spurii, et ex incestuoso coitu geniti etc. Wolf., K.-Gesch. des Eichsfelds S. 53.

aus der Absicht einer alle Verhältnisse umfassenden innigen Verbindung herleiten. Die mittelalterlichen Zünfte hielten auf jene Ehre so strenge, daß daraus das Sprichwort entstanden ist, die Zünfter müßten so rein sein, als wenn sie von den Tauben gelesen wären.

Die gemeinsame Ehre bestand bei ihnen vor allem darin, daß der Zunft kein Mensch angehöre, der nicht ehelich geboren und unbescholten sei. Beides war Haupterforderniß zur Aufnahme in die Zunft, sowie für die Zulassung als Lehrling. Manche Zünfte fügten diesen beiden Aufnahmebedingungen noch die dritte hinzu, daß der Betreffende auch fromm sein müßte."[1])

So spricht Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste S. 363, über die damalige Anschauungsweise sich aus und fügt als Beispiel die betreffenden Bestimmungen der Goldschmiede und Wollenweber bei.

Die Gesetze der Goldschmiede schrieben nämlich vor, der Aufzunehmende müsse mit glaublicher Kundschaft oder durch einen versiegelten Brief beweisen, daß er von frommen Eltern ehelich geboren und selber fromm sei, auch sich ehrlich in die Ehe begeben habe (um 1476).

Die Statuten der Wollenweber erhielten 1469 den Zusatz, der Aufzunehmende müsse ehelich geboren und fromm sein.

Dergleichen Bestimmungen treffen wir allenthalben.[2])

[1]) Der in den Frankf. Zunftgesetzen gebrauchte Ausdruck für Unbescholtenheit ist: daß er ein Biedermann, daß er unbesprochen sei.

[2]) Vgl. Bunte Bilder aus dem alten Zunftleben (Frankf. Broschüren 1894 Nr. 5) von Dr. Heinr. Weber.

Antiquaria.

	Mk.
Adams, Deo gratias! oder: der Christ bei großen Heimsuchungen. (Paderborn —.50).	—.30
Aertnys, Theologia moralis juxta doctrinam S. Alphonsi Mariae de Ligorio Tom. I/II (Paderborn 90). 8.—	4.25
Aigner, Prakt. Anleitung zum würd. Empfange d. hl. Communion (Innsbruck 90. —.20).	—.15
Albers, Veni sancte Spiritus! Belehrungen und Erzählungen über d. hl. Sacrament d. Firmung Nr. 1. (Paderb. 90. 1.—)	—.60
Albers, Veni sancte Spiritus Nr. 2. (Paderb. 2.—)	1.15
Albers, Blüthenkränze auf d. Festtage Gottes und seiner Heiligen I. 1. (Paderborn 90. 4.50).	2.40
Albers, Blüthenkränze I. 2. (Paderb. 92. 4.—)	2.20
Albers, Blüthenkränze I. 3. (Paderb. 92. 3.60)	1.95
Andelfinger, Sozialismus und die Arbeitgeber mit Bezugnahme auf das Rundschreiben Sr. Heiligk. Leo XIII. (Regensb. 92. 1.—)	—.60
Andacht, vollkommene, zu Maria im Geiste d. sel. L. M. Grigon v. Montfort (Freiburg 92. —.80)	—.50
Andachtsübungen für Mitglieder der Bruderschaft v. hl. Erzengel Michael (Kempten 92. —.60)	—.35
Aufnahme in die Erzbrudersch. des hochg. und unbefleckten Herzens Maria (Mainz 92. —20)	—.15
Bacuez, Ferienbuch für Seminaristen (Mainz 91. 3.—)	1.65
Bacuez, Die hl. Weihen d. Subdiakonats, des Diakonats und des Priestertums (Mainz 92. 2.—)	1.10
Bacuez, Das Brevier vom Standpunkte der Frömmigkeit betrachtet (Mainz 91. 5.40)	2.95
Barbe, Lourdes Hier Aujourd'hui Demain (Paris 93. 4.80)	2.55
Baumgartner, A. S. J. Gallus Jakob Baumgartner, Landamann von St. Gallen (Freiburg 92. 9.—)	4.80
Bautz, Weltgericht und Weltende (Mainz 96. 4.—)	2.25
Bautz, Grundzüge d. christl. Apologetik (Mainz 87. 2.—)	1.15
Bautz, Der Himmel (Mainz 81. 2.40)	1.35
Bautz, Die Hölle (Mainz 82. 2.75)	1.55
Bautz, Das Fegfeuer (Mainz 83. 3.20)	1.75
Becker, Die Weissagungen als Kriterien der Offenbarung (Mainz 90. 3.—)	1.65
Beissel, St. S. J. Das hl. Haus zu Loretto (Freiburg 92. —.15)	—.08
v. Bergamo, Gedanken und Herzensergüsse über das Leiden Jesu Christi I/II. (Innsbruck 89. 5.20)	2.75
Bernardini v. Piconio, Triplex expositio beati Pauli apostoli epistolae ad Romanos (Innsbruck 91. 9.60)	4.50

Bierbaum, OS. Fr. Hirtenbriefe Leo XIII. Paderborn 91.) —.20 —.15
Binders, Predigten, Homilien und Ansprachen H. 1/17 pro cplt. (St. Pölten 1890. 12.75) 6.45
Bisping, Erklärung der beiden Briefe an die Thessalonicher (Münster 65. 2.—) 1.10
Bisping, Erklärung der Evangelien nach Markus und Lucas (Münster 68. 4.00) 2.20
Blätter katechetische. Zeitschrift für den Religionslehrer 17. Jahrg. (Kempten 91. 2.40) 1.35
Boissarie, Lourdes und seine Geschichte vom mediz. Standpunkte aus betrachtet (Augsburg 92. 2.75) 1.45
Boissieu, Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres über das hl. Evangelium (Regensburg 93. 4.—) 2.25
Bonsmann, Gregor I. der Große (Paderborn 90. 1.—) —.55
Bougard, Religion und Irreligion (Mainz 91. 4.50) 2.35
Bremscheid, Der christl. Arbeiter (Mainz 92. —.40) —.25
v. Brentano, Außer der einen wahren Kirche Christi ist kein Heil (Augsburg 92. 2.—) 1.10
v. Brentano's Ausgem. Schriften Bd. I. (Freiburg 73. 3.50) 1.90
Breviarium romanum Bd. I/IV (Regensburg 91. à 6.00=24.00) 6.—
Brevier, Das römische Bd. I/IV (Regensburg 90. à 4.—) 12.—
Bücherkunde, kath. theol. I. (Wien 90. 1.80) 1.—
" " " II. (" 91. —.60) —.35
" " " III. (" 91. —.80) —.45
" " " IV. (" 91. 1.—) —.55
Bürgel, Biblische Bilder und ihre Verwertung beim Religionsunterr. d. Volksschule (Freiburg 83. —.60) —.35
Burg von der, Beati patris francisci assiatis opera omnia (Cöln 49. 2.50) 1.35
Busl, Katechetische Predigten III. Bd. (Regensburg 90. 5.25) 2.75
Businger, Das unblutige Opfer des neuen Bundes (Solothurn 90. —.80) —.45
Caussette, Apologie des Christenthums und der kath. Kirche (Mainz 88. 5.—) 2.85
Caussette, Manresa für Priester I. und II. Bd. Mainz 87. 6.50) 3.45
Chaignon P., Der Priester am Altar oder d. ew. Darbringung ds. hlg. Meßopfers (Mainz 87. 1.50) —.95
Challoner, Betrachtungen über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren I. u. II. Bd. (Regensburg 79. 4.50) 2.35
Chenart P. Abbé, Betrachtungen über die vorzüglichsten Pflichsten d. christl. und priesterl. Lebens I. u. II. Bd. (Mainz 89. 4.50) 2.35
Clemens, Die Liebe des Gekreuzigten (Mainz 84. 6.—) 3.25
Chrysologus, Eine Monatsschrift für kath. Kanzelberedsamkeit 31. Jahrg. (Paderborn 91. 6.—) 3.25

Chrysologus, 32. Jahrg. (Paderborn 92. 6.—) 3.25
v. Cochem, Das Leben und Leiden unseres Herrn. (Freiburg 74. 11.—) 4.85
Colombière de la, Betrachtungen über das Leiden Christi (Mainz 80. —.70) —.40
Commer, De Christo eucharistico (Paderborn 92. —.80) —.50
Constitutiones dogmaticae sacro sancti etc. (Brixen 90. —.50) —.30
Cortie, Jesuit und Astronom (Regensburg 92. 1.35) —.75
Costa, Aus dem Leben und Leiden des Herrn (Kempten 93. 2.50) 1.35
Costa-Rossetti, Die Staatslehre der christl. Philosophie (Fulda 90. 1.50) —.85
Costel, Grundzüge der christl. u. relig. Vollkommenheit (Freising 92. 2.00) 1.10
Cramer, Dr. Auf der Eisenbahn (Dülmen 90. —60) —.35
Cramer, Unser Adel oder d. Kindheit Gottes (Dülmen 92. 3.—) 1.65
Cramer, Der apostolische Seelsorger (Dülmen 90. 3.20) 1.75
Cüppers, Handbüchlein der kath. Religion (Düsseldorf) 91. 1.60) —.90
David, Das Haus des Herrn (Paderborn 91. —.80) —.45
Dechamps, Die neue Eva oder die Mutter des Lebens. (Mainz 89. 2.20) 1.25
Deharbe, Erklärung des kath. Katechismus Bd. I/IV (Paderborn 12. -) 8.35
Deharbe, Erklärung des kath. Katechismus Bd. IV. app. (Paderborn 3.—) 1.65
Deharbe, Kl. kath. Katechismus für die unteren Klassen d. Elementarschulen (Freiburg 84/85. —.20) —.15
Deharbe, Kl. kath. Katechismus für die unteren Klassen d. Elementarschulen (Freiburg 90. —.25) —.18
Deppe, Die Sonntags Evangelien (Münster 89. 6.—) 3.15
Deutsch, Die Jesuiten (Würzburg 91. —.30) —.20
Dibon, Jesus-Christ. (Paris 91. 3.—) 1.65
" , Jesus Christus I. u. II. Bd. (Regensburg 92. 12.—) 6.25
Diendorfer, Die Aufhebung der Jesuitenordens im Bisthum Passau (Passau 91. —.70) —.40
Diessel, Der Tod der Sünde. Fastenpredigten (Regensburg 92. 1.20) —.65
Diessel, Die Rechenschaft nach dem Tode. Fastenpredigten (Regensburg 93. 1.40) —.80
Diessel, Die Erde, die Heimat des Kreuzes. Fastenpredigt (Regensburg 91. 1. —) —55
Dinspel, Papst Gregor I., der Große (Trier 90. —.80) —.45
Dirschke, Liturg. Choralgesänge (Regensburg 90. —.55) —.35
Dirschke, Die wechselnden Gesänge zum Hochamte an den Sonntagen (Regensburg 92. —.50) —.35
Dilgskron, Leben des sel. Peter Chanel (Mainz 91. 4.50) 2.35

Katholizismus und Wissenschaft.

Von

Prof. Ph. Kaiser, Religionslehrer.

Die von Freund und Feind zugegebene Thatsache, daß die deutschen Katholiken bei Besetzung der höheren Staatsämter, insbesondere auch der Lehrstühle an den Universitäten in verhältnismäßig sehr geringer Zahl vertreten sind, ist seit dem Bestehen einer katholischen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus der Gegenstand ernstlicher und oftwiederholter Beschwerde gewesen. Auch nach dem Kulturkampfe hat die katholische Centrumspartei es sofort als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben erkannt, bei jeder gegebenen Gelegenheit jene Beschwerde zu erneuern, und hat sie kein Bedenken getragen, in dem beregten Uebelstand die Wirkung einer systematischen Zurücksetzung zu sehen und das Mißwollen kirchenfeindlicher Regierungen dafür verantwortlich zu machen.

Seit der Rede, in welcher Freiherr Dr. v. Hertling auf der Jahresversammlung der Görres-Gesellschaft in Konstanz diesen Gegenstand behandelt hat, ist derselbe gewissermaßen in eine neue Beleuchtung gerückt worden. Weit entfernt, den Katholiken Deutschlands einen Vorwurf zu machen, hat v. H. gleichwohl den Nachweis versucht, daß thatsächlich das Angebot passender Kräfte für den höheren Staatsdienst und für die Gelehrtencarriere von katholischer Seite ein zu geringes sei, daß aber dieses Minus einen äußeren geschichtlichen Grund habe, indem seit der Säkularisirung der geistlichen Fürstentümer und der Einziehung der katholischen Kirchengüter zu Anfang dieses Jahrhunderts die Betheiligung der Katholiken an den höheren Studien erschwert sei und darum wesentlich abgenommen habe. Man dürfe also nicht ausschließ-

lich von einer planmäßigen Benachteiligung der Katholiken in der genannten Richtung sprechen.

Diesem Erklärungsversuch, der aus dem Munde eines ebenso der Kirche treu ergebenen, wie hochgelehrten Mannes kam, darf man ohne Bedenken zustimmen, wie es denn auch in dem größeren Teile der katholischen Presse ohne weiteres geschehen ist.

Leider hat man im protestantischen und liberalen Lager die Ausführungen des Münchener Gelehrten in gehässiger Weise als ein Zugeständnis „der geistigen und wissenschaftlichen Inferiorität der Katholiken" aufgefaßt und ausgebeutet. Man bezeichnet jenen Rückstand der Katholiken nicht bloß als einen thatsächlichen, aus äußeren geschichtlichen Verhältnissen zu erklärenden, sondern als einen prinzipiellen, und bürdet dem Katholizismus als solchem die Schuld daran auf. So belehrt uns die „Kölnische Zeitung" (II. Morgenausgabe v. 25. Aug.) in einem Leitartikel „Katholizismus und Wissenschaft": anstatt Scheingründe für das Zurückbleiben des Katholizismus hervorzusuchen, solle man der Wahrheit die Ehre geben und eingestehen, daß die Abhängigkeit von den starren Banden des Confessionalismus sich mit der wahren Wissenschaft nicht vereinbare; man solle insbesondere bekennen, daß der Ultramontanismus, wie er durch Cardinal v. Geißel eingeleitet und durch die jesuitischen Einflüsse groß geworden ist, sich mit wahrer Wissenschaft nur wie Feuer mit Wasser vertrage. In dieser Tonart setzen uns die Gegner von allen Seiten zu, und leider müssen wir die Thatsache verzeichnen, daß schwache katholische Gemüter hier und da durch das kecke Gerede sich beengt fühlen und nicht ohne eine gewisse Beklemmung und Verschämtheit jene behauptete Inferiorität einzuräumen geneigt sind.

Demgegenüber dürfte es angezeigt erscheinen, das prinzipielle Verhältnis von Kirche und Wissenschaft einer ausdrücklichen Besprechung zu unterziehen. Ein kurzer Ueberblick wird genügen, um zu zeigen, daß der Katholizismus den wissenschaftlichen Bestrebungen nicht abhold ist, daß nichts in ihm sich findet, was den Menschengeist hindert, seine Schwingen zu entfalten und sich der Erforschung der Dinge zu widmen; daß in ihm vielmehr die mächtigsten Antriebe zur Bethätigung auf allen Gebieten des Wissens enthalten sind. Es ergibt sich dann von selbst daraus, daß wo immer Katholiken in dieser Hinsicht hinter anderen zurückbleiben,

der Grund dafür nur in den Personen oder in der Ungunst der äußeren Verhältnisse, nicht aber in der Kirche und ihren Grundsätzen zu suchen ist.

I.

Schon beim ersten Blick bietet sich uns eine Thatsache dar, welche allein ausreicht, den günstigen Einfluß der Kirche auf die Wissenschaft zu erweisen. Die katholische Sittenlehre bezeichnet es nämlich als eine Pflicht des Menschen im Allgemeinen, daß er seine Vernunft, die Kräfte und Anlagen seines Geistes durch Unterricht, Studium und Wissenschaft, soweit die Gelegenheit dazu sich darbietet und die Verhältnisse es gestatten, entwickle und ausbilde. Gott ist es, der dem Menschen das Licht der Vernunft und ihre Fähigkeiten verliehen hat; sie bilden die Krone aller von Gott geschenkten natürlichen Güter und begründen in Verbindung mit dem freien Willen die Gottebenbildlichkeit des Menschen. Da Gott aber nichts umsonst und zwecklos thut, so will er auch, daß wir diese seine hohen Gaben nicht unbenutzt lassen, sondern sie anwenden zu seiner Ehre, zu unserm Heile und zum Heile unserer Mitmenschen; das kann aber in um so größerem Maße geschehen, je mehr die Intelligenz des Menschen, dieses Auge des Geistes, das allen anderen Fähigkeiten zum Führer dient, entwickelt ist. Bezeichnend für das Bewußtsein dieser Pflicht ist das Wort „Talent", das wir zur Bezeichnung der geistigen Anlagen gebrauchen. Dasselbe ist der Parabel entnommen, worin der Heiland uns belehrt, wie wir die göttlichen Gaben und Gnaden benutzen und damit wuchern sollen, und daß wir unnütze, strafbare Knechte sind, wenn wir es nicht thun, sondern „das Talent in die Erde vergraben." So drückt es schon unser Sprachgebrauch aus, daß wir es im Allgemeinen für eine strafbare Verletzung unserer Pflicht halten, die Anlagen unseres Geistes nicht nach Möglichkeit auszubilden, daß es aber ein des göttlichen Lohnes würdiges Werk, weil eine Erhöhung des Ebenbildes Gottes im Menschen ist, nach Maßgabe der Verhältnisse diese Ausbildung zu erstreben. Der Mensch besitzt von Natur einen Drang nach Erkenntnis; aber durch die katholische Lehre von der Pflichtmäßigkeit der geistigen Entwicklung wird dieser

Drang über den Kreis der Willkür erhoben und wesentlich verstärkt. Diese erste Erwägung allein schon müßte, wenn wir weiter auch nichts vorzubringen hätten, die Kirche gegen den Vorwurf schützen, als ob sie eine der geistigen Bildung feindliche Tendenz verfolge oder gar absichtlich die Geister zu knechten, die Völker im Banne der Unwissenheit zu erhalten suche, um desto leichter und sicherer über sie zu herrschen. Ja, wir irren gewiß nicht, wenn wir in der dargelegten Auffassung den eigentlichen tieferen Grund dafür erblicken, daß die Kirche zum ersten Male in der Welt das Banner „der Bildung für alle" aufgepflanzt hat, im Gegensatz zum Heidentum, das fast überall die große Masse der Sklaven und das weibliche Geschlecht, also den größten Teil der menschlichen Gesellschaft, prinzipiell von der Wohlthat des Unterrichtes und der höheren Geistesbildung ausgeschlossen hat.

Diese allgemeine Pflicht des Menschen wird nach der Lehre der katholischen Moral noch verschärft durch den Hinweis auf die speziellen Obliegenheiten des Berufs. Priester und Arzt, Lehrer und Richter, und wie die verschiedenen Stände heißen mögen, sie haben für die gedeihliche Ausübung ihres Berufes ein gewisses Maß von Kenntnissen notwendig, zu deren Aneignung sie vor Gott verpflichtet sind; und je besser und gründlicher sie ihr Fach verstehen, desto verdienstlicher ist in den Augen Gottes ihr Wirken.

II.

Ebensosehr muß nach katholischer Betrachtungsweise der Gegenstand des Wissens zum Forschen und Studiren antreiben. Was immer in Natur und Menschenwelt, im Himmel und auf Erden zum Objekt der Erkenntnis gemacht werden kann, ist von Gott geschaffen, es sind Werke seiner Allmacht, Weisheit und Güte, sie nehmen Teil an seinem Sein und seiner Schönheit; alle Dinge, sie mögen groß oder klein sein, von den Sonnen an, die im Weltenraum sich bewegen, bis herab zu den kleinsten Infusionsthierchen oder Stäubchen, die in der Luft schweben, werden von Gott in jedem Augenblick erhalten und getragen, ja sie sind in Gott und Gott in ihnen. „Domini est terra et omnis

plenitudo ejus — Coeli enarrant gloriam Dei et opera manuum ejus annuntiat firmamentum" — „In quo vivimus, movemur et sumus." [1]) Von diesem christlichen, katholischen Gesichtspunkt aus die Sache betrachtend, wie müssen wir uns angetrieben fühlen, die Werke Gottes zu erforschen, sie nach ihren Ursachen, ihren Eigenschaften, Einrichtungen und Beziehungen mehr und mehr zu ergründen! Wie wert sind sie alle, von uns nach Kräften erkannt und gewürdigt zu werden! Wo immer wir, sei es in der leblosen, oder sei es in der belebten Natur, in der vernunftlosen oder in der vernünftigen Welt, in die Dinge erkennend eindringen, überall begegnen wir Gott, seiner Weisheit, seiner Macht, seiner Herrlichkeit; überall denken wir nur die Gedanken Gottes nach. Selbst in der Geschichte der Menschen und Völker, in ihren Werken und Bestrebungen sehen wir die ordnende und leitende Hand Gottes, die alles fügt oder zuläßt; nichts überhaupt vermögen wir zu entdecken, was nicht in irgend einer Weise schon um Gottes willen unserer Betrachtung würdig wäre. Wie abschreckend für eine wissenschaftliche Erforschung der Welt ist im Gegensatz dazu die finstere Anschauung, wie wir sie bei den dualistischen heidnischen Religionssystemen Asiens, bei den Gnostikern und Manichäern und zum Teil auch bei den Waldensern und Albigensern mehr oder weniger finden. Danach ist alles Materielle und Körperliche, die ganze sichtbare Natur als ein Werk der bösen Gottheit, des Teufels, oder wenigstens als etwas an sich Böses anzusehen. Wer möchte sich aber mit der Erkenntnis von Dingen abgeben und plagen, die in den Augen Gottes so unwert und verwerflich sind! Wenn die Kirche weiter nichts geleistet hätte, als die Menschheit vor solchen schrecklichen Irrtümern zu bewahren, dann hätte sie schon dadurch sich ein unschätzbares Verdienst um die Wissenschaft erworben. Der moderne Pessimismus oder Nihilismus, der von der Welt und allem Bestehenden nur mit Verachtung redet, der darin ein Etwas sieht, das nur wert sei, zu Grunde zu gehen, kann nur als das Grab aller wissenschaftlichen Bestrebungen bezeichnet werden. Wenn man mit Arthur Schopenhauer von „einer Unvernunft der Welteristenz" redet

[1]) „Des Herrn ist die Erde und was sie erfüllt." — „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände." — „In ihm leben wir, regen wir uns und sind wir."

und behauptet, daß „nichts unseres Strebens und Ringens wert" sei, daß „alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt"; oder mit den modernen Darwinisten den Menschen als das erste Säugetier, als Emporkömmling aus der Tierwelt und Nachkommen der Affen betrachtet, dessen Denken nur das zufällige Ergebnis der so und so gelagerten Atome seines Gehirns ist; oder wenn man mit den Ungläubigen à la Johannes Scherr im Menschen nur „eine Eintagsfliege im unendlichen All", im Leben des Menschen nur „ein Spiel des blinden Zufalls und der blinden Notwendigkeit" sieht und in der Geschichte der Völker „ein wurstartiges Gemengsel", so kann das alles nur in den Sumpf der Verzweiflung an Welt und Wissenschaft führen, in dem alles höhere Streben erlöschen muß. Wie ganz anders steht der gläubige katholische Christ der Welt gegenüber! Wie muß alles ihn anziehen, es zu betrachten, zu durchforschen, zu bewundern. Mit dem Psalmisten spricht er: „Wie erhaben sind deine Werke, o Herr! alles hast Du mit Weisheit gemacht, voll ist die Erde Deiner Güter!" Indem er die Natur um sich her und den Himmel über sich betrachtet, kann er mit dem christlichen Dichter bewundernd ausrufen:

„Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!
Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an;
Denn Du
Namenloser, Du
Schufest sie!" (Klopstock, Frühlingsfeier).

Wie der hl. Gregor von Nazianz Himmel und Erde und Meer eine große herrliche Gottesschrift nennt, der hl. Augustinus in des Universums harmonischem Bau ein wundervolles Gedicht sieht, das von der Größe und Schönheit des Schöpfers erzählt, so haben alle Lehrer der Kirche, den großen Thomas v. Aquin an der Spitze, die Betrachtung der Geschöpfe als die Leiter bezeichnet, auf der wir zur Erkenntnis Gottes, seiner Weisheit und Liebe emporsteigen, als das Mittel, das „uns vor allem heidnischen Wahn, wie Astrologie, Fatalismus, Magie und Aberglaube bewahre." (Thom. c. gent. II 2. 3). Der Berliner Professor Dubois-Reymond verrät also eine höchst dürftige Kenntnis des katholischen Mittelalters, wenn er sagt, die Kirche habe ihre Bekenner damals gelehrt „mit Verachtung auf das irdische Dasein zu blicken und diese Erde mit aller ihrer Herrlichkeit als den ihrer Aufmerksamkeit unwürdigen

Aufenthalt anzusehen, wo die Seele für einen bessern Zustand sich vorbereiten solle." (Kulturgesch. u. Naturwiss. S. 22.)

III.

Die Kirche ist stets von der Ueberzeugung ausgegangen, *je mehr der menschliche Geist unterrichtet und entwickelt sei, desto fähiger sei er auch, einerseits die erhabenen Lehren des Christentums in sich aufzunehmen, sie zu verstehen und zu seinem geistigen Eigentum zu machen, andererseits sie gegen die Einsprüche der Gegner zu verteidigen, sie anderen mitzuteilen und in der Welt zu verbreiten.* Der Barbar, der rohe ungebildete Mensch ist wohl imstande, die zur Seligkeit notwendigen Heilswahrheiten zu fassen, aber ein tieferes Verständnis des christlichen Lehrinhaltes wird er nicht gewinnen. Deßhalb haben die Glaubensboten der Kirche unter barbarischen Völkern so vielfach sich bemüht, durch Schulunterricht die Geister zu kultivieren und so für die Aufnahme der christlichen Wahrheiten empfänglicher zu machen. Die Benediktinermönche haben sich nicht darauf beschränkt, den heidnischen Völkern, zu denen sie kamen, die Lehren des Evangeliums zu predigen; sondern wie sie den Boden von halb Europa urbar gemacht haben, so haben sie auch, soviel es anging, den geistigen Boden durch Unterricht anzubauen gesucht, um desto wirksamer den Samen der Religion auszustreuen. Jahrhunderte lang waren die zahlreichen Benediktinerschulen die einzigen Schulen des eben christlichgewordenen Europa; durch sie, sowie durch die wissenschaftliche Thätigkeit dieser eifrigen Mönche überhaupt, wurde in den schrecklichen Jahrhunderten, die auf die Stürme der Völkerwanderung folgten, die Fakel der Wissenschaft vor dem Erlöschen bewahrt und die Tradition der wissenschaftlichen Kultur aus dem Altertüm in die späteren Zeiten hinübergerettet. Wie bekannt, verdanken wir den Benediktinern die Erhaltung des größten Teiles der klassischen Schriftsteller des Altertums, welche sie für ihr eigenes Studium sowohl, als auch für ihre Schulen brauchten und deßhalb durch unermüdliches Abschreiben vervielfältigten. Kaiser Karl d. Gr. hat vorzugsweise aus christlichen Beweggründen, gestützt auf die

Mitwirkung der Kirche, überall in seinem Reiche, auch auf dem Lande, die Gründung von Volksschulen angeordnet. Der hl. Bruno, Bruder Otto's d. Gr., gab sich als Erzbischof von Köln und Kanzler des Reiches, alle Mühe, das durch die schlimmen Zeitverhältnisse wieder in Verfall geratene Schulwesen im Geiste Karl's d. Gr. von Neuem aufzubauen. Neben den Klosterschulen entwickelten sich im katholischen Mittelalter die Hochschulen als die großen Centren und Brennpunkte der Gelehrsamkeit, und zwar nicht im Gegensatz zur Kirche, sondern unter ihrer Aufsicht, mit ausdrücklicher Bestätigung der Päpste, mit materieller und geistiger Unterstützung der Bischöfe und des Klerus, teilweise in direkter Anlehnung an die Klöster. „Unzählig — sagt in seiner berühmten Geschichte des deutschen Volkes Joh. Janssen (I. Band S. 65) sind die Stiftungen, welche von der Geistlichkeit höheren und niederen Ranges, von Fürsten und Adeligen, von Bürgern und Bauern für diese höchsten Bildungsanstalten gemacht worden; zahlreich sind die Vermächtnisse für dürftige Studierende, denen man die Vorteile der Bildung ebenso gut wie den reichen zuwenden wollte. In keinem Zeitalter deutscher Geschichte sind jene Lehrstätten universalen Wissens mit einer solchen Begeisterung und opferfreudigen Energie gefördert worden, als in dem Halbjahrhundert von 1460—1510." Bis zum Ende des M. A. waren in Europa 66 Universitäten gegründet worden, wovon 16 auf unser deutsches Vaterland kommen. Eine der ersten war Bologna im Kirchenstaat; Papst Urban V. unterhielt tausend Studierende zu gleicher Zeit auf den verschiedenen Universitäten, Papst Hadrian VI. gründete das große Studienhaus zu Utrecht für arme Studenten. Die Kirche verhängte sogar Censuren über diejenigen, welche in den Universitätsstädten den großen Zusammenfluß von Studierenden benutzten, um die Lebensmittel zu vertheuern. Wir dürfen uns über diese Erscheinung nicht wundern; denn man brachte allenthalben den Wissenschaften die größte Achtung und Liebe entgegen. Man verglich die vier Fakultäten mit den vier Strömen des Paradieses, „die keine andere Bestimmung haben, als die Fülle der Fruchtbarkeit und des Segens über alle Länder der Erde auszubreiten, zur Freude aller Geschlechter und zum Preise des Höchsten." In der Stiftungsbulle für die Universität Basel sagt Papst Pius II.: „Unter den verschiedenen Glückseligkeiten, welche der sterbliche Mensch in diesem Leben durch Gottes Gnade erlangen kann, verdient nicht unter die letzten gezählt zu werden, daß er durch beharrliches

Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen vermag, welche den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weist". Darum, fährt er fort, habe der hl. Stuhl stets die Wissenschaften aufgemuntert, denselben Stätten bereitet und zu rechtzeitigem Gedeihen Hilfe gewährt, „auf daß die Menschen desto leichter dazu geführt werden, ein so erhabenes menschliches Glück zu erwerben." Wie komisch muthet es angesichts solcher Thatsachen an, wenn Prof. Helmholtz von Berlin meint: „Derselbe Sinn, welcher das Joch der römischen Kirche abwarf, hat auch die deutschen Universitäten organisirt."

Dieses überaus rege wissenschaftliche Streben hatte herrliche Früchte getragen. Insbesondere durch die Scholastik, deren größter Vertreter der geistesgewaltige hl. Thomas war, hatte der Menschengeist eine solche intellektuelle Ausbildung empfangen, daß er fähig war, sich an die höchsten Probleme der Wissenschaft zu wagen. Wenn man später auf dem Gebiete der Mathematik, der Astronomie und der übrigen Naturwissenschaften so große Fortschritte machte, so waren sie doch nur hervorgegangen aus der geistigen Schulung, die der christlich europäische Geist im katholischen M. A. empfangen hatte. Was die Philosophie, die Königin aller Wissenschaften, betrifft, so ist jenes Zeitalter darin bis heute nicht übertroffen worden; wohl aber wären der späteren deutschen Philosophie, insbesondere der durch Kant, Fichte, Hegel vertretenen, die beschämenden Verirrungen erspart geblieben, welche auf lange Zeit der gebildeten Welt allen Geschmack an dieser vornehmsten aller Wissenschaften verleidet haben, wenn man es verstanden hätte, auf dem gegebenen festen Fundamente weiterzubauen, anstatt ein von Grund auf neues Gebäude philosophischer Spekulation errichten zu wollen. Carteſius, der Begründer dieser neueren Philosophie, war übrigens ein treuer Sohn der katholischen Kirche. „Es ist eine unbestreitbare Thatsache — schreibt der Protestant Guizot im Hinblick auf diese Zeit — Europa's ganze intellektuelle und moralische Entwicklung ruht wesentlich auf seiner Theologie, welche die Geister beherrscht und leitet. — — Dieser Einfluß war höchst segensreich, denn er hat nicht nur die geistige Bewegung in Europa genährt und befruchtet, es war vielmehr eben dadurch ein System gegeben, das unendlich höher stand als alles, was die alte Welt gekannt hatte." Ueber die Scholastik urteilt der Philosoph Viktor Cousin: „Il est impossible, d'avoir plus d'esprit que les scolastiques, de

déployer plus de finesse, plus d'harmonie, plus de ressources dans l'argumentation, plus de cette analyse ingénieuse, qui divise et subdivise, plus de cette synthèse puissante, qui classe et ordonne[1])."

Auch die zahlreichen Entdeckungen (Seeweg nach Ostindien, Amerika) und Erfindungen (Kompaß, Schießpulver, Buchdruckerkunst u. s. w.) vor dem Ende des M.-A. beweisen, auf welch' hoher Stufe der Entwicklung der europäische Geist damals angelangt war; ebenso die hohe, teilweise später nicht wieder erreichte Blüthe aller Künste, deren Meisterwerke für uns die anregendsten Vorbilder künstlerischen Schaffens geworden sind.

IV.

Von einer ganz anderen Seite wiederum hat die Kirche der Wissenschaft, dem Triebe das Wahre in den Dingen zu erforschen, mächtigen Vorschub geleistet. Wie der göttliche Stifter unserer hl. Religion sich „die Wahrheit", ja „den König der Wahrheit" nannte und es als seine Aufgabe bezeichnete, die Menschheit zu lehren, wie sie Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten solle; wie er seine Apostel aussandte, der Welt die wahre Religion zu lehren und alle Völker auf seine Lehre als die allein wahre zu verpflichten; so hat auch die Kirche stets unter dem Beistande des verheißenen „Geistes der Wahrheit" die Lehre Jesu Christi als die allein wahre verkündet und es als eine unabweisbare Pflicht, von der das ewige Seelenheil abhänge, bezeichnet, diese Lehre ganz und ausschließlich anzunehmen und danach das ganze Leben einzurichten, ja lieber den Tod zu erleiden, als auch nur mit einem Worte die christliche Wahrheit zu verläugnen oder auch nur einen Satz derselben aufzugeben. So verpflichtet uns die katholische Moral überhaupt, in allen Dingen stets der Wahrheit die Ehre zu geben und eher zu sterben, als durch eine Lüge sein Leben zu retten, und zwar aus dem tieferen Grunde, weil Gott will, daß wir die Dinge

[1]) „Es ist nicht möglich, mehr Geist zu haben, feinere Kunstgriffe, mehr Harmonie, eine größere Fülle im Beweisverfahren, eine scharfsinnigere Analyse, die scheidet und unterscheidet, eine mächtigere Syntheſe, die classificirt und ordnet, zu entfalten als die Scholastiker."

so erkennen und aussprechen, wie sie nach seinem Willen, beziehungsweise durch seine Zulassung in Wirklichkeit sind. Auf diese Weise hat die Kirche gegenüber der heidnischen Verschwommenheit, die eigentlich keine bestimmte Lehre der Religion besaß und deßhalb alle, auch die widersprechendsten Götterkulte zu vereinigen vermochte, wie es im römischen Pantheon zum krassesten Ausdruck kam, einen Sinn für das Wahre überhaupt in die christlichen Seelen gepflanzt, eine Ehrfurcht vor und ein Bedürfnis nach dem Wahren in der christlichen Welt verbreitet, die auch für das Gedeihen der Wissenschaft von den heilsamsten Folgen sein mußten. „Aufrichtigkeit — sagt Börne — ist die Quelle aller Genialität, und wären wir sittlicher, so wären wir auch geistreicher". Und Goethe: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe." Selbst ein Dubois-Reymond, der sonst vielfach die schiefsten Ansichten von Christentum und Kirche hat, konnte nicht umhin, hier seine Anerkennung auszusprechen. In dem bereits citirten Vortrag sagt er: „Der Begriff einer absoluten Wahrheit gelangte eigentlich erst durch Judentum und Christentum (er nennt hier auch den Islam, obschon dieser seine Lehren jenen meistens entlehnt hat) in die Welt. Wie Griechen und Römer neben ihren angestammten Gottheiten gern beliebige andere Götter anerkannten, so kam es ihnen auch auf die wissenschaftliche Wahrheit so genau nicht an. Ihrem unentwickelten Causalitätstriebe genügte es, über die Ursache einer Erscheinung irgend welche hübsch ausgedachte Meinung hinzustellen; das Forschen nach den letzten Gründen bestand ihnen eigentlich nur in anmuthigem Hin- und Herreden über das augenblicklich annehmbar Dünkende. ‚Was ist Wahrheit?' spöttelte der vornehme Römer. ‚Ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll', sprach Jesus und ließ sich kreuzigen. Die Idee eines Gottes, der keine anderen Götter neben sich duldet, der nicht als menschliche, von unwürdigen Fabeln umwobene Erfindung, sondern als höchstes, unbedingtes Wesen erscheint, der alle ethischen Strebungen des Menschen auf sich bezieht und mit unfehlbarer Allwissenheit jede Uebertretung ahndet: diese Gottesidee, Jahrhunderte lang von Geschlecht um Geschlecht gehegt, gewöhnte auch in der Wissenschaft den menschlichen Geist an die Vorstellung, daß überall der Grund der Dinge nur einer sei, und entzündete in ihm den Wunsch, diesen Grund zu erkennen. Der furchtbare Ernst einer Religion, welche für sich allein alles Wissen beanspruchte, welche ihren Widersachern

mit ewiger Pein im Jenseits drohte, erteilte der Menschheit jenen schwermütigen (?), in die Tiefe gehenden Zug, der sie zu mühsamer Forscherarbeit freilich geschickter machte, als des Heidentums leichtsinnige Lebeluſt. Wo so viel Blutzeugen lehrten, wie man für seinen Glauben sterbe, konnte es auch an solchen nicht fehlen, die bereit waren, für ihr Wissen in entsagender Hingebung zu leben und, wenn es sein mußte, dafür in den Tod zu gehen. Indem es der Menschenbrust das heiße Streben nach unbedingter Erkenntnis einflößte, vergütete das Christentum der Naturwissenschaft, was es durch die Askese lange an ihr verschuldet (?) hatte."

Damit im Zusammenhang steht eine andere Thatsache, die nicht weniger schwer in die Wagschale fällt. Die Kirche übt nämlich ein allgemeines, öffentliches und regelmäßiges Lehramt aus, und so geschieht es, daß sie durch fortwährende Besprechung der höchsten und wichtigsten Fragen, die den denkenden Menschen beschäftigen, den Geist unaufhörlich zum Nachdenken über die Grundwahrheiten des Lebens anregt und nötigt. Ursprung der Welt, Ursprung unseres Geschlechtes, Bestimmung des Menschen in diesem und jenem Leben, Verhältnis des Menschen zu Gott und Seinesgleichen, Quelle und Zweck der irdischen Leiden, Tugend, Sünde u. s. w.: über alle diese Dinge empfängt der Christ schon von Kindheit an Belehrung; sein Geist wird dadurch „genötigt, sich zu sammeln, die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, zu unterscheiden, zu ordnen, zu beweisen — zu denken; er wird gewöhnt, sich auf dem Gebiete christlicher Metaphysik täglich und stündlich mit seinen Gedanken zu bewegen." (Hettinger, Apolog.) „Erst seit dem Erscheinen des Christentums — sagt Balmes (Kath. u. Prot.) — bestehen so zu sagen Lehrstühle der erhabensten Philosophie für alle Klassen des Volkes, für alle Zeiten und Orte; die höchsten Wahrheiten über Gott und den Menschen, die Gesetze der reinsten Sittenlehre werden jetzt nicht mehr blos einer auserlesenen Zahl von Schülern in dunkeln und geheimnisvollen Vorträgen mitgeteilt; die erhabene Philosophie des Christentums war kühner, sie wagte es, den Menschen die ganze und unverblümte Wahrheit zu sagen, und zwar öffentlich, laut, und mit jenem edlen Muthe, den nur die Wahrheit besitzt." Wie Döllinger von den heidnischen Griechen sagt, daß „der Priesterstand bei ihnen weder eine religiöse Lehre zu bewahren, noch eine vorzutragen hatte", so machte St. Augustinus es allen Heiden zum Vorwurf: „Wann

wurde in den Tempeln der Götter eine laute und mächtige Stimme vernommen, die für einen so edlen Zweck gesprochen hätte?" In diesem Lehramt der Kirche besitzen wir also eines der wirksamsten Mittel, den menschlichen Geist aus dem Bann der Trägheit, aus dumpfer Versunkenheit in's Irdische, die nur in den Tag hineinlebt und sich um die höheren, auch wissenschaftlichen Interessen nicht bekümmert, immer wieder von neuem aufzurütteln; es ist für den Menschen ein immerwährender Anstoß, anstatt in rohem materialistischem Genuß des irdischen Lebens zu versumpfen, seine Aufmerksamkeit und sein Forschen über die sinnliche Erscheinungswelt zu erheben und über die Räthsel des Daseins, die tieferen Ursachen des Lebens nachzusinnen. Wer dürfte verkennen, daß auf diese Weise nicht blos eine allgemeine Bildung verbreitet, sondern auch die begabteren Geister für die eigentlich wissenschaftliche Forschung höchst günstig disponirt und dieser letzteren selbst die Wege bereitet werden!

V.

Wer wüßte ferner nicht, wie sehr die Kirche allezeit die Würde und die Rechte der Vernunft hochgehalten und gegen ihre Widersacher vertheidigt, und in welchem Maße sie dadurch zugleich die Liebe zur geistigen Ausbildung, zur wissenschaftlichen Forschung erhalten und gefördert hat.

Wer die Vernunft verachtet, verachtet auch die edle Tochter der Vernunft, die Wissenschaft; wer letztere gefördert wissen will, darf erstere nicht geringschätzen. Wie edel spricht sich der hl. Gregor v. Nazianz (4. Jahrh.) darüber aus: „Die Vernunft gibt dem Menschen den Szepter in die Hand, setzt ihm die Krone auf's Haupt und weiht ihn zum König aller übrigen Geschöpfe auf der Erde. Durch die Vernunft üben wir, wenngleich schwächer an Körperkräften, über die Stärkeren Gewalt. Durch sie zähmen wir die wilden Tiere, gewöhnen das Dromedar, uns Lasten zu tragen, zwingen den Stier, die Erde zu pflügen, legen dem Rosse den Zügel an. Mit Hilfe der Vernunft setzen wir über unermeßliche Meere, indem der Anblick der Gestirne uns den rechten Weg

zeigt. Mit Hilfe der Vernunft messen wir die Breite, Länge, Höhe und Tiefe der Himmelskörper, kennen ihre verschiedenen Bewegungen und Kreisläufe; durch sie dringen wir ein in die Geheimnisse der Natur und ergründen die Heilkräfte der Kräuter und Pflanzen. Und was würden wir nicht zu sagen haben, wenn wir über die Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, Arzneikunde, Dichtkunst, Sprachkenntnis, kurz über alle Wissenschaften und freien Künste sprechen wollten, die in dem Bereiche des menschlichen Geistes liegen." (De opif. hom.) Das ist die Sprache aller Lehrer der Kirche bis auf unsern Papst Leo XIII. In dem Hirtenbrief, den der letztere als Cardinal-Erzbischof von Perugia schrieb, heißt es: „Wie schön und majestätisch erscheint durch seine Vernunft der Mensch, wenn er dem Blitze zuwinkt und ihn unschädlich vor seine Füße hinfallen läßt; wenn er den elektrischen Funken ruft und ihn als Boten seiner Aufträge hinausschickt durch die Abgründe des Ozeans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebenen entlang. Wie herrlich zeigt er sich, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm Flügel zu leihen und ihn mit Blitzesschnelle über Wasser und Land zu bringen. Ist in ihm nicht gleichsam ein Funke seines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft und es hinstellt, die Finsternis der Nacht zu erleuchten u. s. w.?" Wie verächtlich hat dagegen Luther die menschliche Vernunft behandelt. Sie ist ihm eine „Teufelshure", „eitel Finsternis"; „der Teufel ist es, der die römischen Pfaffen verführt, Gottes Wort mit der Vernunft zu messen; als Christ müsse man der Vernunft den Hals umdrehen, ihr die Augen ausstechen und die Bestie erwürgen." Er fordert, wenn die Vernunft lehre: 2+5=7, aber die Obrigkeit: 2+5=8, „so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen." Folgerichtig nannte er die Universitäten „Synagogen des Satans", „Molochtempel" und „Mördergruben" und fügt hinzu, „daß der Teufel von Anbeginn der Welt zu Unterdrückung des Glaubens und Evangelii in aller Welt nichts kräftigeres hätte erdenken können, denn die hohen Schulen." (Es war das ganz im Geist der hussitischen Taboriten. „Wer die freien Künste studiert, oder sich in denselben graduieren läßt — so erklären sie — ist eitel und heidnisch und sündigt gegen das Evangelium. Sämmtliche Wahrheiten der Philosophie und der freien Künste, wenn sie auch dem Gesetze Christi dienlich sind, muß man nicht studieren, sondern als heidnisch abthun und die Schulen zerstören." Höfler, Gesch. der Hus. Bewegung.) Und das alles sagte Luther nicht etwa blos in

Augenblicken polemischer Erregung, sondern in richtiger Folgerung aus seiner Grundlehre von der Erbsünde, wonach der Mensch das natürliche Ebenbild Gottes ganz verloren habe und ganz zum Bösen verkehrt sei. Es begreift sich leicht, was die Geschichte meldet, daß mit der Verbreitung des Luthertums ein so allgemeiner Verfall des Schulwesens, der niedern und höheren Studien erfolgte.

Erasmus, der Zeitgenosse Luthers, konstatirt mit Schmerz diesen Verfall: „Wo das Luthertum herrschend geworden, da ist Untergang der Wissenschaften.“ „Welch' ein Verfall der Wissenschaften — schrieb gleichzeitig der Humanist Nossen — ist über uns hereingebrochen. Niemand kann mit trockenen Augen sehen, wie hier aller Eifer für Wissenschaft und Tugend verschwunden ist. Ich fürchte nichts so sehr, als daß eine Barbarei eintreten wird, welche die geringen Ueberbleibsel von Religion und Wissenschaft vollständig vernichtet.“ „Alle wissenschaftlichen Studien — schreibt der Rektor der Hochschule zu Erfurt — liegen verachtet zu Boden, die akademischen Ehren sind verhaßt, unter der studierenden Jugend ist alle Zucht verschwunden.“

Als eine rettende That für Wissenschaft und Geistesbildung muß es uns daher erscheinen, wenn die Kirche solchen entsetzlichen Irrthümern die alte katholische Lehre entgegenstellte, daß die Vernunft des Menschen zwar durch die Erbsünde getrübt, aber nicht ausgelöscht ist, und wenn die Katholiken festhielten an der Anschauung, wonach die Vernunft ein Lichtstrahl der Gottheit, und gerade das Organ ist, womit der Mensch unter dem Beistand der Gnade die Wahrheit der göttlichen Offenbarung in sich aufnimmt. — Wenn später Kant und nach ihm fast die ganze protestantische deutsche Philosophie der Vernunft die Fähigkeit abspricht, eine objektive Erkenntnis der Wahrheit zu gewinnen, weil wir keine Gewißheit hätten von der objektiven Richtigkeit unserer Denkgesetze; wenn der Materialismus das Denken bezeichnet als eine zufällige Wirkung von der Zusammensetzung der Atome im menschlichen Gehirn, die geradesogut auch anders sein könnte, sodaß wir dann die Dinge anders erkennen würden — muß da nicht jede wissenschaftliche Forschung als Thorheit und Widersinn erscheinen? Müssen wir nicht mit Schiller (im Sinne Kant's) es als einen „Wahn“ bezeichnen, wenn wir glauben, daß „dem irdischen Verstand die Wahrheit je wird erscheinen?“

Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.

Wie manche bewundern als geistreich den Ausspruch Lessing's: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" Enthalten diese sophistischen Worte nicht einen wahren Hohn auf alles wissenschaftliche Streben? Müssen solche Ideen nicht jeden geistigen Aufschwung lähmen? Wenn der Mensch nicht berufen und nicht imstande wäre, die Wahrheit zu erkennen, welchen Sinn hätte es dann noch, danach zu forschen, die ganze Kraft eines Lebens an ihre Ergründung zu setzen? Dann gäbe es nur eine Weisheit, die der alten Epikuräer: Lasset uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben! Auch der bekannte Romantiker H. v. Kleist, ein genial beanlagter Schriftsteller und Dichter, hatte nach eifrigem Studium der Modephilosophie seiner Zeit die vermeintliche „Ueberzeugung" gewonnen, daß der menschliche Geist keine objektive Wahrheit zu erkennen vermöge. „Wir können — so schrieb er seinen Angehörigen vor seinem tragischen Ende — mit unserem Verstand nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist damit versunken." Er zerfiel mit sich, mit Gott und der Welt und zweifelte und verzweifelte an allem. Selbstmord war das Ende dieser vernunftfeindlichen Philosophie. War das nicht eigentlich consequent? Wir sehen, welchen Dienst die Kirche der Wissenschaft leistet, indem sie die Rechte der Vernunft unter ihre schützenden Fittige genommen hat.

VI.

Durchdrungen von dieser hohen Wertschätzung der menschlichen Vernunft hat die Kirche von jeher daran festgehalten, daß zwischen der Lehre der göttlichen Offenbarung und den gesicherten Ergebnissen der menschlichen Forschung kein Widerspruch eintreten könne, aus dem einfachen Grunde, weil auch die Vernunft eine Gabe, ja

eine Offenbarung Gottes ist und die Denkgesetze von Gott als ein Strahl von seinem Lichte in die Vernunft hineingesenkt sind, Gott sich aber selber nimmer widersprechen kann. Das Vatikanische Konzil hat daher in der Constit. dogm. de fid. cap. IV. erklärt: „Obgleich der Glaube über die Vernunft ist, so kann doch kein wirklicher Widerspruch jemals zwischen Glaube und Vernunft stattfinden: weil derselbe Gott, der die Geheimnisse offenbart und den Glauben eingießt, der menschlichen Seele das Licht der Vernunft gegeben hat; Gott aber kann sich nicht selbst verläugnen, noch kann das Wahre dem Wahren jemals widersprechen. Ein scheinbarer Widerspruch rührt vorzüglich daher, daß entweder die Lehren des Glaubens nicht nach dem Sinne der Kirche verstanden und erklärt sind oder irrige Meinungen für Aussprüche der Vernunft gehalten werden. — — Aber nicht blos können Glaube und Vernunft niemals sich widerstreiten, sondern sie unterstützen sich gegenseitig, da die richtige Vernunfterkenntnis die Grundlagen des Glaubens beweist und von seinem Lichte erleuchtet, die Kenntnis der göttlichen Dinge entwickelt; der Glaube aber die Vernunft vor Irrtümern bewahrt und sie mit vielfacher Erkenntnis ausrüstet. Daher ist die Kirche so weit entfernt, der Pflege menschlicher Künste und Wissenschaften ein Hindernis in den Weg zu legen, daß sie dieselbe auf vielerlei Weise unterstützt und fördert. Denn sie verkennt und verachtet keineswegs die Vorteile, welche von ihnen dem Leben der Menschen zufließen; sie bekennt vielmehr, daß dieselben, wie sie von Gott, dem Herrn der Wissenschaften, ausgegangen sind, so auch, wenn sie in rechter Weise betrieben werden, zu Gott, mit Hilfe seiner Gnade, hinführen. Auch verbietet sie nicht, daß die genannten Wissenschaften in ihrem Bereich sich der eignen Prinzipien und der eigenen Methode bedienen; sondern indem sie diese ihnen zukommende Freiheit anerkennt, will sie nur das verhüten, daß dieselben der göttlichen Lehre widersprechende Irrtümer in sich aufnehmen, oder ihre eignen Grenzen überschreitend, das, was Sache des Glaubens ist, für sich in Anspruch nehmen und verwirren.“ Klarer läßt es sich gewiß nicht ausdrücken, warum die Kirche niemals den Fortschritt der Wissenschaften gefürchtet, noch weniger ihn hintanzuhalten gesucht hat; ja warum sie vielmehr ihn, soviel in ihren Kräften lag und mit ihrer höheren, prinzipalen Sendung vereinbar war, stets gefördert hat. Wie wir oben gesehen, hat die Kirche, wo es noth that, Schulen, niedere und höhere, gegründet oder ihre Gründung unterstützt und gebilligt. Dabei hat

sie nur immer sich bemüht, alles was der Wahrheit der göttlichen Offenbarung widersprach, fern zu halten, und mit Recht betont, daß man über den profanen Wissenschaften die höchste und heiligste, die Wissenschaft des Heiles nicht vernachlässigen, sondern allen vorangehen lassen müsse. Im Namen aller wahrhaft katholischen Gelehrten durfte deshalb Frhr. v. Hertling auf dem Freiburger wissenschaftlichen Katholiken-Kongreß es aussprechen: „Der Grund, auf dem wir stehen, und das Prinzip, dem wir folgen, ist die Ueberzeugung, daß es keinen Widerspruch gebe zwischen Glauben und Wissen, zwischen dem Inhalte der Offenbarung, den die Kirche uns vorstellt, und den gesicherten Ergebnissen, welche menschliche Forschung zu gewinnen im Stande ist. Es gibt keine zweifache Wahrheit. Was der Glaube uns lehrt, was die Vernunft erkennt, es stammt zuletzt aus der gleichen Quelle, aus der einen, allumfassenden göttlichen Wahrheit." Von dieser Ueberzeugung beseelt darf der katholische Forscher kühn hinausfahren auf das Meer der wissenschaftlichen Untersuchungen; ohne Furcht darf er das Netz der Forschung auswerfen; er weiß ja, daß er mit seinem katholischen Glauben niemals in einen begründeten Widerspruch gerathen kann, und daß, wo immer ein scheinbarer Widerspruch sich herausstellt, eine gründlichere Erkenntnis denselben mit der Zeit schon heben wird.

VII.

Wir haben oben unter Nummer IV nachgewiesen, wie die Kirche Christi der Seele eine ganz besondere Liebe zur Wahrheit, einen ganz besondern Sinn für das Wahre bis zum Martyrium eingepflanzt und ihr dadurch eine überaus glückliche und günstige Disposition für die Erforschung auch der wissenschaftlichen Wahrheit mitgetheilt hat. Aber es gibt auch noch andere moralische Einflüsse, welche diese Disposition erhalten und verstärken, und auch sie hat die Kirche nicht ohne Erfolg zu allen Zeiten ausgeübt. Dahin gehört zunächst die Sammlung des Geistes, welche den Menschen befähigt, sich von allem Zerstreuenden zurückzuziehen und seine ganze Energie auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentriren. Das Geräusch des praktischen Lebens mit seinen mannig-

faltigen äußerlichen Hanthierungen stört und hindert am gründlichen Nachdenken, aber Zurückgezogenheit und Einsamkeit bieten Gelegenheit, von der Oberfläche sich in das Innere und in die Tiefe der Dinge zu versenken, wie es bei allem wissenschaftlichen Arbeiten ja nothwendig ist. „Ist es nicht — schreibt L. v. Stolberg — natürlich, daß die Kräfte des Geistes, gegen welche die Sinne sich so oft empören, freier werden, wenn die Sinne ruhen, wenn Schweigen und Einsamkeit, diese ernsten Schwestern, den befreundeten Denker in die Schatten ihrer stillen Halle, an den tieferen Born der Betrachtung führen?" Das weltliche Treiben verflacht den Geist und macht ihn unfähiger, sich zu abstrakten, höheren Dingen zu erheben. Wenn deshalb Dubois-Reymond sagt, daß „die geistige Produktion nur in weltvergessener Hingebung Unvergängliches schafft", so ertheilt er der Kirche, ohne es zu wollen, auch in dieser Beziehung ein nicht geringes Lob. Denn sie ist es, die niemals aufhört uns zu mahnen, daß wir uns nicht zu sehr in das Geräusch und den Taumel der Welt verlieren sollen, die uns anleitet, uns von Zeit zu Zeit, z. B. in der Fasten- und Adventszeit, durch die geistlichen Exerzitien von den geräuschvollen Zerstreuungen des Lebens zurückzuziehen. Namentlich nährt sie in ihren Klöstern und Ordensgesellschaften diesen Geist der Sammlung und Verinnerlichung und läßt ihn von da in die Welt ausströmen, weshalb in der friedlichen Zelle der Mönche Wissenschaften und Künste so oft willkommene Zuflucht und gedeihliche Pflege gefunden haben. Ebenso sehr und noch mehr ist es die sinnliche Genußsucht, welche den Menschen entnervt und verflacht und alle geistige Energie, alles höhere Geistesleben ertötet. „Nichts verödet mehr den Geist und vertrocknet mehr das Herz, als das fortwährende Haschen nach äußeren Vergnügen. Die beste Seele muß dabei oberflächlich und gesinnungslos werden." (L. Büchner). Darf die Kirche nicht den Ruhm beanspruchen, daß sie diese verderbliche Sucht auf alle mögliche Weise bekämpft und ihre Kinder anhält, den sinnlichen Genuß auf ein vernünftiges Maß zu beschränken? Und hält sie uns nicht wiederum in ihrem Ordensleben das strengste Vorbild der Selbstbeherrschung vor Augen? Ganz in ihrem Geiste schreibt deshalb Beda Weber: „Der wahre Charakter alles gründlichen Studirens ist die Abtötung, das Beschneiden aller eitlen, windigen Begierden und Neigungen der Seele, das Sammeln aller bessern Seelenkräfte zur keuschen Liebe der Arbeit." Die schlimmste Feindin der Wahrheit und somit auch der Wissenschaft

ist endlich Sünde und Laster. Sie verdunkeln das Auge des Geistes und machen ihn unfähig, der Wahrheit die Ehre zu geben, so oft die Befriedigung irgend einer ungeordneten Neigung, der Selbstsucht, des Hochmuts, des Ehrgeizes, der Sinnlichkeit und Unlauterkeit durch sie in Frage gestellt wird. Sie führen ihn dazu, in frivoler Weise sich zum Vertheidiger des Irrtums und der Lüge zu machen. Die Geschichte der menschlichen Verirrungen weist Beispiele genug auf, wie selbst hochbegabte Menschen durch ihre sittliche Verkommenheit dazu gekommen sind, die verderblichsten Irrtümer zu verbreiten. Man denke, um nur einige wenige Namen zu nennen, an Voltaire, Rousseau und Heine. Der Philosoph Plato forderte daher als Vorbereitung zur Philosophie an erster Stelle die praktische, von Kindheit an zu übende Tugend, dann erst die herkömmliche Vorbildung durch die Wissenschaft. Insbesondere von der religiösen Forschung sagt er: „Nichts steht der Erkenntnis der Gottheit mächtiger entgegen, als fleischliche Lust und brennende Begier." Der deutsche Philosoph Fichte äußert sich in demselben Sinne: „Unser Denksystem ist oft nur die Geschichte unseres Herzens. Alle meine Ueberzeugung kommt aus der Gesinnung, nicht aus dem Verstande, und die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit." Schiller schreibt: „Die Aufklärung des Verstandes geht gewissermaßen vom Charakter aus, weil der Weg zum Kopf durch das Herz muß geöffnet werden." Nach Döllinger sind „in dem Willen, der Selbstsucht, dem Stolze, der Eitelkeit, der Sinnlichkeit und der Trägheit die meisten Verstandesirrtümer zu suchen." Lacordaire sagt: „Es besteht zwischen der Wahrheit und der Pflicht, zwischen der metaphysischen und der moralischen Ordnung eine Verbindung, die da bewirkt, daß die Fragen des Geistes auch Fragen des Herzens sind." Börne kleidet deshalb die Forderung, nur mit reiner Seele nach dem hohen Gute der Erkenntnis und der Wissenschaft zu streben, in die treffende Allegorie ein: „Ein verrosteter Schild flehte zur Sonne: erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Reinige dich!" Nur unter diesem Gesichtspunkt läßt sich die Hartnäckigkeit begreifen, mit der z. B. eine wissenschaftlich so unhaltbare Doktrin, wie der darwinistische Unglaube, in vielen Gelehrtenkreisen festgehalten, ja in schwindelhafter Weise angepriesen wird. Im ganzen Umkreis der Natur ist kein einziges Beispiel bekannt, daß aus dem Reich des Unorganischen durch Zusammenwirken blos physikalischer und chemischer Kräfte der Keim auch nur des ärmlichsten Lebens auf niedrigster Stufe hervorgebracht wird —

und doch soll und muß, so will es der naturalistische Unglaube, aus der Materie sich das ganze reiche Leben der Natur von selbst entwickelt haben. Auf der ganzen Erde ist weder aus der historischen, noch der prähistorischen Zeit irgend ein Beispiel bekannt, daß aus einem Affen oder sonst einem Thier ein Mensch sich entwickelt habe: keine Zwischenform ist gefunden, welche die breitklaffende Lücke zwischen Thier und Mensch ausfüllt, und doch soll und muß der Mensch ein Abkömmling der Thierwelt sein. Nicht der geringste Versuch ist gelungen, die unübersteigliche Schranke zu entfernen, welche in den psychischen Thatsachen sich der ungläubig darwinistischen Naturerklärung in den Weg stellt: es gibt keine Brücke, die von den Schwingungen materieller Theile zu Empfindung, Gedanke, Selbstbewußtsein hinüberführt — aber dennoch soll aus der Materie alles animalische und geistige Leben entstanden sein. „Weder Anatomie noch Physiologie, weder vergleichende Zoologie noch Embryologie, und am allerwenigsten die Geschichte können zum Beweise der thierischen Abstammung des Menschen aufgerufen werden.“ (v. Hertling). Deßhalb sehen wir denn auch, daß Gelehrte ersten Ranges, wie Virchow und Ranke, die bedeutendsten Anthropologen Deutschlands, bei jeder Gelegenheit offen und nachdrücklich es aussprechen, daß für diese Abstammung keinerlei Beweis erbracht sei, wie es unter anderen ja auch der größte französische Anthropologe, A. de Quatrefages, auf's entschiedenste gethan hat. Wie soll man also den Fanatismus, womit trotzalledem von gewisser Seite die ungläubige Entwicklungslehre als „feststehendes Ergebnis der modernen Naturwissenschaft“ der halbgebildeten Welt oder gar dem urteilslosen großen Publikum gepredigt wird, anders erklären, als aus dem Wunsche, jeder höheren Verantwortung ledig zu werden und einen Deckmantel zu finden für gewisse Dinge, die vor einem allwissenden und allgerechten Gott nicht bestehen können. „Sie läugnen Gott den Schöpfer, weil sie Gott den Richter zu fürchten haben.“ (Schiller).

Wenn wir nun mit Recht behaupten dürfen, daß laut Zeugnis der Geschichte keine Macht der Welt einen so wohlthätigen Einfluß auf die Hebung der Sittlichkeit gehabt, als die Kirche; wenn es wahr ist, daß die guten Sitten der Völker und das Tugendstreben der einzelnen Menschen in demselben Maße zunehmen, als sie vom Geiste der Kirche durchdrungen sind: so darf es wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß die Kirche auch auf diesem Wege der

Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst geleistet hat und fortwährend leistet, indem sie die zur Erkenntnis des Wahren erforderliche sittliche Qualität schützt und vermehrt. Gewiß schwebte dem französischen Geschichtschreiber Guizot (Protestant) dieser Gedanke vor, als er (in seiner Geschichte der europäischen Civilisation) schrieb: „Ohne die christliche Kirche wäre die ganze Welt im Materialismus vollständig untergegangen. . . Die Kirche hat die Barbaren erobert, sie ist das Band, das Mittel, das Civilisationsprinzip zwischen der christlichen und heidnischen Welt."

VIII.

Endlich dürfen wir noch auf einen Punkt hinweisen, der freilich nur in den Augen des gläubigen Katholiken seine volle Würdigung findet: es ist das unfehlbare Lehramt der Kirche. Wir glauben fest und unerschütterlich an diese Unfehlbarkeit, auf Grund der feierlichen Verheißung des Herrn: „Ich will den Vater bitten und Er wird euch einen andern Tröster senden, den Geist der Wahrheit — — der wird euch alles lehren, euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe, euch in alle Wahrheit einführen." Was Kompaß und Leuchtthurm für den Schiffer auf dem Meere sind, das ist für Denjenigen, der auf das Meer der Forschung hinaussegelt, das Lehramt der Kirche. Obgleich die göttlichen Offenbarungswahrheiten, deren untrügliche Verkünderin und Auslegerin die Kirche Christi ist, mit verschiedenen Disziplinen der Wissenschaft z. B. mit der Mathematik, keine nothwendigen Berührungspunkte haben, so stehen sie doch vielfach mit anderen Gegenständen der wissenschaftlichen Forschung in Verbindung, man denke nur an den Ursprung der Welt und des Menschen, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, die Einheit des Menschengeschlechtes, die historische Grundlage des Christentums u. s. w. Es ergibt sich daraus, daß die Kirche darum nicht selten in der Lage ist, den forschenden Geist nicht nur vor vielen und folgenschweren Irrthümern zu bewahren, sondern ihm auch in mancher Beziehung den Weg zu weisen und das Gebiet der Wahrheit zu erschließen. An vielen Klippen, an zahlreichen Abgründen führt der oft dunkle Weg der Forschung vorüber, und schwer, ja fast

unmöglich ist es dem sich selbst überlassenen Menschengeist, glücklich zum Ziele zu gelangen. Welche Wohlthat für ihn, auf diesem „nächtlichen Weg", wo „des Zweifels unsterbliche Hydra" lauert, auf dem „Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur" (Schiller), einen sicheren Führer zu besitzen. Wenn man es ganz verstehen und würdigen will, welch' ein Segen darin für die nach Erkenntnis ringende Menschheit beschlossen liegt, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, in welchen Morast des Irrtums so viele Vertreter der modernen Wissenschaft, die „außerhalb des Schattens der Kirche zu leben" sich freuen, gerathen sind. Die Welt ohne Gott — die Welt aus der ewigen Materie von selbst entstanden — der Mensch ein Abkömmling des Affengeschlechts — die Seele ein Produkt der materiellen Atome — keine Unsterblichkeit der Seele, keine Freiheit des Willens, keine objektiv wahre Erkenntnis — das Gewissen ein Pfaffentrug — das Leben ein Spiel des blinden Zufalls und der eisernen Naturnothwendigkeit — die Tugend eine Chimäre — der Staat die einzige, stets wechselnde Quelle alles Rechtes: alle diese brutalen Irrtümer und schändlichen Thorheiten, welche jede Ordnung und jede Sittlichkeit untergraben, den Menschen zu einem Sklaven und erbärmlichen Wicht, ja sein Leben schließlich zu einem unerträglichen Unsinn machen, wären gewiß nicht in so beschämendem Uebermaße unter einem so bedeutenden Bruchtheile der gelehrten und gebildeten Welt herrschend geworden, wenn man sich nicht von der Führung des kirchlichen Lehramtes emanzipirt hätte, wenn die Lehrstühle der Wissenschaft, die hohen Schulen des Geistes noch wie im Mittelalter unter der Leitung der Kirche ständen. Wohl begrüßen wir mit Freuden die großen und glänzenden Fortschritte, welche in der neueren Zeit die Naturwissenschaft — wohlgemerkt unter Mitwirkung vieler gläubiger Forscher! — auf ihrem eigentlichen Gebiete gemacht hat. Gleichwohl muß es uns mit dem schmerzlichsten Bedauern erfüllen, diese edle Wissenschaft im Dienste einer ungläubigen, philosophisch meist ganz ungebildeten Zeitrichtung so sehr mißbraucht, so tief erniedrigt zu sehen. Nur mit ernster Trauer können wir gewahren, wie sie mit allen niedrigen Leidenschaften buhlend, gerade von jenen am meisten gepriesen und verherrlicht wird, deren Kirche die Kneipe, deren Sonntagsevangelium der Kladderadatsch geworden ist und denen „Sekt und Weiber" die Höhepunkte des irdischen Lebensgenusses bilden. Wem könnte es unbekannt sein, daß diese herabgewürdigte Wissenschaft in den Händen ihrer falschen Jünger zum

Taumelkelch geworden ist, aus dem eine leichtfertige Jugend Tod und Verderben schlürft, zur reichbesetzten Rüstkammer, welcher eine verwegene Umsturzpartei ihre schärfsten Waffen entnimmt? „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt!“ — diese in allem Ernst ausgesprochene Wahnidee des modernen Naturphilosophen Nietzsche enthüllt uns den Abgrund, dem die tolle Jagd dieser sogenannten „modernen Wissenschaft“ zusteuert, in dem sie ein jämmerliches Ende finden wird, wenn man nicht bei Zeiten zu den gesunden Prinzipien der christlichen Natur- und Weltanschauung, zu jener von Gott gegründeten Autorität zurückkehrt, welche nach des großen Apostels Wort „die Säule nnd Grundfeste der Wahrheit“ ist.

Wenn wir das Gesagte kurz zusammenfassen, so dürfen wir wohl mit allem Recht die Behauptung aussprechen: Prinzipiell steht die Kirche oder der Katholizismus zur Wissenschaft in einem so freundlichen und günstigen Verhältnis, daß diese von jener nur die heilsamsten Anregungen, die kräftigsten Impulse empfangen kann. Wenn also trotzdem irgendwo oder irgendwann die Katholiken thatsächlich in wissenschaftlicher Beziehung zurückbleiben und sich überflügeln lassen, so kann das offenbar nur der Ungunst der äußeren Verhältnisse, vielleicht auch einem persönlichen Verschulden der Katholiken, nimmermehr aber der Kirche selbst auf die Rechnung gesetzt werden. „Nein, die Kirche ist — um mit Balmes zu reden — keine Feindin des Lichtes. Sie, die aus dem Schooße des ewigen Lichtes hervorgegangen, kann nicht Finsternisse hervorbringen; sie, das Werk der Wahrheit selbst, hat nicht nöthig, die Strahlen der Sonne zu meiden, sich in dem Schooße der Erde zu verbergen; sie kann unter dem hellen Lichte des Tages wandeln, kann zu Erörterungen herausfordern, kann alle Geister und alle Wissenschaften um sich versammeln, in der Gewißheit, daß sie von ihnen um so reiner, schöner und herrlicher erfunden werden wird, je näher sie sich ihrer Prüfung darbietet“ (Prot. u. Kath. II. Bd. S. 452).

Christliche Bauernvereine

und die berufsgenossenschaftliche

Organisation des Bauernstandes.

Von

Dr. jur. Freiherr Dael von Köth-Wanscheid,

Präsident des Hessischen Bauernvereins.

I.

In weitesten Kreisen erkennt man immer mehr das Bedürfniß nach einer berufsgenossenschaftlichen Organisation des Bauernstandes, d. h. das Bedürfniß nach einem aufs Engste mit einander verbundenen Gesammt-Bauernstand — Groß-, Mittel- und Kleinbesitz — eines größeren Ländergebietes zur Wahrnehmung der bäuerlichen Interessen durch seine mit öffentlicher Autorität ausgerüstete und auf einen gesetzlich bestimmten Wirkungskreis angewiesenen Organe. Freilich ist auch die Zahl jener groß, welche eine solche Organisation für unthunlich oder für überflüssig oder für verspätet halten.

Für unthunlich wird sie gehalten, weil der Bauernstand sich nicht in eine Organisation hineinzwängen lasse. Denn ohne Zwang sei eine solche nicht durchführbar und der Zwang sei ebenso wohl unberechtigt, als unausführbar.

Für überflüssig wird sie gehalten, weil der Staat die Pflicht habe und hinreichend erfülle, den Bauernstand nach Kräften zu unterstützen.

Für verspätet endlich wird sie gehalten, weil man behauptet, unser Bauernstand sei wirthschaftlich schon so tief gesunken, daß ihm doch nicht mehr zu helfen sei.

Alle diese Einwürfe sind unbegründet.

1. Es ist ja richtig, daß die Organisation, wenn sie Erfolg haben soll, obligatorisch sein muß, daß also jeder Grundbesitzer, sein Besitz sei groß oder klein, derselben angehören muß. Dieser Zwang ist aber weder unberechtigt, noch undurchführbar.

Wenn der Bauernstand nur durch Organisation gerettet werden kann und wir werden das im weiteren Verlauf dieser Abhandlung nachweisen — so muß der Einzelne im Interesse der Gesammtheit gezwungen werden dürfen, sich in die Organisation zu fügen und ein Glied derselben zu werden.

Eine jede Expropriation, die Steuerpflicht, die Schöffen- und Geschworenenpflicht und so vieles Andere — alles das sind Pflichten, die der Einzelne zu Gunsten der Gesammtheit zu erfüllen hat. Und — um vom landwirthschaftlichen Gewerbe selbst zu reden — ist es etwa nicht Zwang, daß die Unternehmer landwirthschaftlicher Betriebe Mitglieder einer Berufsgenossenschaft für die Unfallversicherung ihrer Arbeiter sein müssen, also Mitglieder einer berufsgenossenschaftlich und territorial organisirten Einrichtung? Und doch handelt es sich bei allen diesen Beispielen eines Zwangsbeitritts nicht um so weittragende Interessen, wie bei der zum Besten des ganzen Bauernstandes nöthigen Zwangsbetheiligung an einer Organisation dieses Standes. Der Zwangsbeitritt zu derselben ist deßhalb durchaus berechtigt.

Der Zwangsbeitritt ist aber auch nicht undurchführbar. Sobald feststeht, daß die Organisation zur Erhaltung des Bauernstandes nothwendig ist und daß in Folge dessen der Beitritt zu derselben obligatorisch sein muß, kann die Frage der Undurchführbarkeit nicht mehr entstehen — das Nothwendige muß durchgeführt werden, nöthigenfalls mit Zwang, und es kommt nur noch in Frage, wann der Zeitpunkt gekommen ist, diesen Zwang anzuwenden.

2. Nicht blos die Kreise, die mit dem landwirthschaftlichen Gewerbe keine directe Berührung haben, wozu wir kurzweg die städtischen Kreise rechnen wollen, sondern auch viele Grundbesitzer, namentlich, wenn sie der „liberalen" Richtung angehören, halten die staatliche Fürsorge für den Bauernstand für völlig genügend. Die Mehrzahl der norddeutschen Großgrundbesitzer nehmen bereitwilligst die vom Staat ihnen als Großgrundbesitzern zugebilligten Bevorzugungen an und suchen im Uebrigen sich selbst zu helfen; daß aber dem Mittel- und dem Kleingrundbesitzer mit den bestehenden landwirthschaftlichen Vereinen ganz ungenügend

gedient ist, daß dieselben vielmehr dringend auf Selbsthilfe angewiesen sind, wenn sie nicht zu Grund gehen wollen — davon haben jene Großgrundbesitzer keine Ahnung.

Gewiß, die einzelnen Regierungen, keine ausgenommen, haben längst die hohe Bedeutung des Bauernstandes erkannt und haben Vieles, sehr Vieles im Weg der Gesetzgebung und Verwaltung und durch ihre landwirthschaftlichen Vereine, Lehranstalten u. s. w. dem Bauernstand genützt. Und doch ist derselbe immer mehr zurückgegangen; doch spricht man mit immer größerem Recht von der „nothleidenden Landwirthschaft".

Fürsten und Staatsmänner, gesetzgebende Körperschaften und Sozialpolitiker haben unzählige Male sich dahin ausgesprochen, daß die Staatshilfe allein nicht ausreiche, sondern daß der Bauer selbst mithelfen müsse, wenn er nicht zu Grund gehen will. Diejenigen also sind in großem Irrthum, welche da meinen: Selbsthilfe und gar Selbsthilfe in der Form engen, organisirten Zusammenschlusses des ganzen Bauernstandes sei ganz überflüssig, letztere sei sogar die „Vorschule des Zukunftsstaates".

3. So wie dem Handwerkerstand, so spricht man auch vielfach dem heutigen Bauernstand die Existenzfähigkeit ab. Alle Mühe, die man auf letzteren verwendet, hält man für verloren; man betrachtet ihn als dem Untergang geweiht. Getreidezölle, Ein- und Verkaufsgenossenschaften, landwirthschaftliche- und Bauern-Vereine, Molkereigenossenschaften u. s. w., alles das hält man für Flickwerk, welches vielleicht noch für einige Jahre den Bauernstand über Wasser halten, aber seinen endlichen Untergang nicht abhalten könne. Das ist in dieser Allgemeinheit jedenfalls falsch. Die genannten und so viele anderen Einrichtungen zum Wohl des Bauernstandes bringen demselben allerdings nicht radicale Hilfe. Allein je mehr sie ausgedehnt und verbessert werden, desto mehr halten sie den Rückgang des Bauernstandes hintenan und desto besser bereiten sie den Bauernstand vor auf das einzige Radicalmittel, welches ja auch wir in der berufsgenossenschaftlichen Organisation allein erblicken. Diese ist ja gewiß angesichts der heutigen traurigen Lage des Bauernstandes absolut nothwendig. Allein trotz dieser schlimmen Lage und trotzdem — wie wir später ausführen werden — unser Bauernstand noch nicht reif ist für die Organisation, dürfen wir nicht fürchten, daß sie verspätet sei, wenn nur immer eifriger daran gearbeitet wird, sie vorzubereiten. Man hat von sehr competenter Seite die derzeitigen

Organisationen der Landwirthe: landwirthschaftliche Vereine, Bund der Landwirthe, Bauernbund, Bauernverein, die Produktionsgenossenschaften für Obstbau, Viehzucht, Molkerei, Bienenzucht ꝛc. als „Strohhalme" bezeichnet, „an die sich der Bauer erfolglos klammere".

Wir möchten aber diese Hilfsmittel und vor Allem die Bauernvereine im Verein mit Raiffeisen'schen Creditkassen, wenn sie immer allgemeiner und intensiver wirken, nicht mit „Strohhalmen", sondern mit tief und fest haftenden Nothankern vergleichen, die den Bauernstand vorm Wegtreiben in den Strudel des Verderbens bewahren, bis daß er als festgefügtes und mit Mannschaft, Steuer und Ruder wohlversehenes Fahrzeug allen Wogen und Stürmen zu widerstehen vermag, die ihn umbranden. Also vertrauensvoll immer tiefer den Nothanker eingesenkt, dann kommt die Organisation sicher nicht zu spät!

Wenn auch über die Frage, ob eine berufsgenossenschaftliche Organisation des Bauernstandes nothwendig sei, in weitesten Kreisen kein Zweifel herrscht, so sind doch die Ansichten darüber, wie dieselbe ins Werk zu setzen sei, sehr getheilt. Gar Viele haben sich's noch gar nicht klar gemacht, wie denn eigentlich diese Organisation bewerkstelligt werden solle. Vorträge werden gehalten, Abhandlungen werden geschrieben, die die Nothwendigkeit einer derartigen Organisation mit Evidenz darthun und die verderblichen Folgen mit düstern Farben ausmalen, welche eintreten müßten, wenn die Organisation nicht baldigst durchgeführt würde; allein vergebens sucht man vielfach noch Aufschluß darüber, wie sich denn die Redner und Verfasser diese Organisation in der Ausführung denken. Da fehlt aber die Hauptsache. Was kann eine Idee nützen und wäre sie noch so gut, wenn man nicht weiß, wie sie ausführen? Und wenn nun das als nothwendig Empfohlene ganz unausführbar wäre? Wäre es nicht möglich, daß die Organisation überhaupt gar nicht ausgeführt werden könnte? Wir haben ja schon zu Anfang dieser Abhandlung hervorgehoben, daß man vielfach dieselbe nicht für ausführbar hält, wenn auch blos aus dem Grund, weil man den Bauernstand nicht zu derselben zwingen könne.

Allein nicht in diesem Zwang scheint uns die Hauptschwierigkeit zu liegen, sondern vielmehr in der richtigen Erkenntniß, welches die Aufgaben der Organisation sind und in welcher Weise die Organisation ins Werk zu setzen ist. Ehe wir diese zwei Cardinalfragen beantworten (s. VIII), müssen

wir zum richtigen Verständniß dieser Antwort verschiedene wichtige Punkte zunächst besprechen.

II.

Das tiefe Darniederliegen des deutschen Bauernstandes (und, nebenbei bemerkt, des Bauernstandes wohl des ganzen Erdkreises) ist eine allgemein anerkannte Thatsache, an der die thörichte Ansicht mancher städtischer Kreise nichts zu ändern vermag, daß es dem Bauer gar nicht so schlecht gehen könne, da er ja doch so viel Geld für Wirthshausbesuch, Turner-, Schützen-, Sänger- und Kriegerfeste, für weiblichen Putz und sonstiges Unnöthige ausgebe.

Auch die Champagnersuiten, der Renn- und Jagdsport einzelner Großgrundbesitzer und das Protzenthum der sog. „Manschettenbauern" vermag an dem Faktum nichts zu ändern, daß der deutsche Bauernstand: Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitzer tief darniederliegt. Und wollte man im Hinblick auf jene, welche ja auch dem Bauernstand im weitesten Sinne angehören, und in der Lage sind, ein sogar luxuriöses Leben zu führen, wie z. B. ein Theil der vielverschrieenen „ostelbischen Junker", dieses Faktum in Abrede stellen, nun wohl, so wird wenigstens das nicht in Abrede gestellt werden können, daß der Bauernberuf an sich wohl der wenigstlohnende von allen Berufsarten ist und immer weniger zur Lebenshaltung derjenigen ausreicht, die diesen Beruf ausüben.

Nur zwei sehr bedeutsame Erscheinungen möchten wir anführen, welche dieses Darniederliegen des Bauernstandes aufs Deutlichste beweisen:

1. Der deutsche Grundbesitz ist in allen deutschen Ländern zu einem hohen Prozentsatz verschuldet. Wenn auch für kein Land eine zuverlässige Verschuldungsstatistik vorliegt, so darf man doch auf Grund des vorhandenen statistischen Materials annehmen, daß die Verschuldungshöhe zwischen 50—72 Prozent liegt.

Diese Verschuldung wächst von Jahr zu Jahr in erschreckendem Maß; so wächst in Preußen die bäuerliche eingetragene Schuldenlast jährlich um 125 Millionen Mark. Man darf annehmen, daß die jährlich eingetragenen Schulden des gesammten deutschen Grundbesitzes 250 Millionen Mark betragen — nach Abzug der jährlichen Löschungen! —

In ganz Deutschland — auch das steht ziffermäßig fest — nehmen die Hypothekelöschungen immermehr ab, die Hypotheke-

einträge dagegen immer mehr zu. Die Höhe der Personalschulden des Bauern bei Privaten und den zahllosen Creditinstituten entzieht sich aller Berechnung, wird aber schwerlich niedriger sein, wie die Höhe der hypothekarischen Schulden.

Der bekannte Sozialpolitiker Dr. E. Jäger berechnet die deutsche landwirthschaftliche Grundschuld auf etwa 20 Milliarden Mark, was bei einer Verzinsung mit 4% alljährlich eine Zinsenlast von 800 Millionen betragen würde, welche der deutsche Bauernstand allein für Verzinsung seiner Grundverschuldung aufzubringen hat! Das ergäbe bei einer Bevölkerungsziffer von 20 Millionen Angehörigen des Bauernstandes eine jährliche Zinsenlast von 40 Mk. pro Kopf der bäuerlichen Bevölkerung, also bei der gebräuchlichen Annahme von fünf Köpfen pro Bauernfamilie eine jährliche Zinsenlast von 200 Mk. für die einzelne Bauernfamilie! Und wir bitten wohl zu beachten, daß wir nur von Hypothekschulden geredet haben. Rechnen wir noch die Personalschulden hinzu und nehmen wir an, daß diese sowie die Hypothekschulden nur je zehn Milliarden betrügen, so würden wir doch wieder zu dem nämlichen trostlosen Resultat kommen, daß jede deutsche Bauernfamilie jährlich 200 Mk. Schuldzinsen aufzubringen hat. Diese Zahlen reden für sich; ein Commentar hierzu ist wahrlich überflüssig. —

2. Ein weiteres höchst bedeutsames Zeichen für das Darniederliegen des deutschen Bauernstandes ist die sog. „Landflucht" d. h. der immer stärker werdende Wegzug der ländlichen Bevölkerung in die Stadt. Die statistischen Erhebungen, welche in dieser Hinsicht angestellt wurden, haben u. A. ergeben, daß die Landbevölkerung im Jahr 1871 noch 63%, die Stadtbevölkerung dagegen nur 37% der Gesammtbevölkerung betrug.

Im Jahr 1896, also im verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 25 Jahren, hat sich das Verhältniß umgekehrt, indem nunmehr die Stadtbevölkerung die Mehrheit bildet und mit 51% erscheint gegenüber einer Landbevölkerung von nur 49%!

Wenn aber in dieser Weise die „Landflucht" anhält oder wenn sie gar noch zunimmt, so ist die bange Frage wohl berechtigt: „wohin soll das führen? wer soll schon nach wenigen Jahrzehnten das Vaterland vertheidigen? wer die heimathliche Scholle bebauen, wenn der Jungbrunnen des Volkes, der Bauernstand, immer mehr ausgepumpt wird, indem er sich fort und fort in die Stadt

entleert, wo dann unsere kräftigen Bauernsöhne körperlich und gar oft auch sittlich zu Grund gehen?"

Eine Statistik darüber, wie viele seiner Söhne der Bauernstand hergeben muß, um die militäruntauglichen Stadtkinder bei der Aushebung zu ergänzen, wäre von hohem Interesse. Die Möglichkeit, diese Ergänzung zu bieten, schwindet bei der geschilderten Sachlage immer mehr. In richtiger Erkenntniß des Ernstes dieser Sachlage hat der Abgeordnete Landgerichtsrath Lerno im bayerischen Landtag vor nunmehr bereits zwei Jahren den Antrag gestellt, der Herr Kriegsminister möge eine Rekrutirungsstatistik vorlegen, aus welcher sich ergebe, wie viele Rekruten der Bauernstand im Verhältniß zu der aushebungspflichtigen Stadtbevölkerung stelle. Trotz bereitwilligster Zusage wurde diese Statistik bis jetzt nicht vorgelegt. Sollte man deren Veröffentlichung wegen ihres zweifellos recht traurigen Ausfalls scheuen! Das scheint uns sehr wahrscheinlich.

III.

Wenn nun aber der Bauernstand so tief darniederliegt und zweifellos fort und fort immer weiter zurückgeht, so liegt nichts näher, als die Frage: was ist der Grund dieser tiefbedauerlichen, schwer verhängnißvollen Erscheinung? Der Gründe gibt es gar vielerlei und es ist sehr verkehrt, wenn man, wie dies vielfach geschehen ist, den Rückgang auf Einen Grund — wie die allzugroße Parzellirung im Westen und die Latifundienwirthschaft im Osten, oder die allzu kostspielige Lebensweise („Festwuth" ꝛc.) der heutigen Bauersleute, oder die Mangelhaftigkeit der heutigen Agrargesetzung u. s. w. — zurückführt, oder wenn man auch nur Einen Grund als den Hauptgrund des Rückgangs bezeichnet.

Nein; zahlreich sind diese Gründe, und wenn auch der eine Grund verderblicher sein mag, wie ein anderer, so konnte doch nur durch das Zusammenwirken so vieler Ursachen ein solcher Rückgang herbeigeführt werden.

Freilich, das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Bauernstand sittlich zurückgegangen ist. Würde derselbe noch so einfach sein in seinen Sitten, wie vor etwa 50 Jahren; würde er nicht das schlechte Beispiel der städtischen Bevölkerung in Beziehung auf Vergnügungssucht („Festmeierei") und der damit innig zusammenhängenden Sonntagsentheiligung,

Trunksucht, Unsittlichkeit so extensiv und so intensiv nachgeahmt haben; würde er — wie früher — bei der Erziehung, der Berufswahl und der Verehelichung seiner Kinder sich mehr von der Liebe zur heimathlichen Scholle und von dem erfahrenen Rath wohlmeinender Männer (Geistliche, Lehrer, Gutsherrn) leiten lassen, als von seiner unseligen Großmannssucht, kurz, würde der Bauernstand nicht zweifellos in seinem sittlichen Werth zurückgegangen sein, so hätten die zahlreichen anderen Gründe seines Rückgangs ihm nicht so viel anhaben können.

Der sittliche Rückgang mußte mit Naturnothwendigkeit den geistigen und den wirthschaftlichen Rückgang im Gefolge haben und deßhalb sind alle Vorschläge im Interesse der Hebung und Reorganisation des Bauernstandes werthlos und alle Anstrengungen zur Verbesserung seiner Lage erfolglos, wenn nicht der Bauernstand in seiner Allgemeinheit wieder sittlicher wird im weitesten Sinne des Wortes.

Es kann nicht oft und laut genug betont werden, daß die Vergnügungssucht eines der Grundübel des Bauernstandes ist. Fahnenweihen und Stiftungsfeste bilden die Hauptgelegenheiten für Tausende, um ihrer Trunksucht, Händelsucht, Rauflust und sonstiger Unsittlichkeit die Zügel schießen zu lassen, sie vom sonntäglichen Gottesdienst abzuhalten und den ohnedem schon so schmächtigen Geldbeutel um die letzte Mark zu erleichtern. Während früher vor Ablauf von 25 Jahren Niemand an ein Stiftungsfest dachte, wird heute bereits das zehnte oder gar fünfte Jahr der Gründung feierlich, selbstverständlich unter Einladung von so und so vielen Nachbarvereinen (die sich natürlich möglichst bald revanchiren!) gefeiert. Das Köstlichste lasen wir vor Kurzem. Ein Radfahrerverein in einem ganz unbedeutenden Dorf Rheinhessens veranstaltete, unter Einladung aller Radfahrer Rheinhessens, die feierliche Begehung ihres ersten Stiftungsfestes! Ist das nicht der helle Blödsinn?

Nicht unverschwiegen darf hier bleiben, daß auch Vereine, welche recht löbliche Tendenzen verfolgen, sehr viel zur Förderung dieser unseligen Vergnügungssucht beitragen und namentlich mit Fahnenweihen und Stiftungsfesten nichts weniger wie sparsam umgehen.

Es zeigt so recht deutlich die Vollwerthigkeit der Bauernvereine, das nüchterne, gediegene Streben dieser Vereine, daß

nirgends von denselben die Festmeierei begünstigt wird. Kein Verein weist weniger Festlichkeiten auf, wie der Bauernverein; denn als erstes Ziel hat er sich die sittliche Hebung seiner Mitglieder gesteckt. Wenn im Ort eine religiöse oder patriotische Feier veranstaltet wird, dann betheiligt sich der Bauernverein, und mit vollem Recht; auch zur Weihnachtszeit begeht in vielen Lokalbauernvereinen der Verein in würdiger und dabei doch heiterster Weise die Feier der heiligen Nacht; aber von Fahnenweihen, Stiftungsfesten oder sonstwelchen Feiern hört man bei den Bauernvereinen nur sehr selten.

Wer speculirt mehr auf den Verfall des Bauernstandes, als die Sozialdemokratie? Weil aber die Vergnügungssucht zum immer rascheren Verfall mächtig beiträgt, deßhalb beschönigt die Sozialdemokratie dieselbe, verhöhnt und beschimpft jeden, der gegen diese Vergnügungssucht ankämpft, und sucht dieselbe auf jede Weise zu fördern. Welchen anderen Zweck kann z. B. der jüngsthin von der sozialdemokratischen Partei des hessischen Landtags an die II. Kammer gerichtete Antrag haben: die Kammer möge die Großherzogliche Regierung ersuchen um Abschaffung der Feierabendstunde? Unter dem unwahren Vorgeben, man wolle das Volk von unwürdiger Bevormundung befreien, sucht man durch derartige Anträge nur dessen Lüderlichkeit zu fördern, um dasselbe schneller für den socialistischen Staat reif zu machen.

IV.

Wir sagten oben, daß das Zusammentreffen einer Reihe von Gründen die Schuld trage an dem stetig fortschreitenden Verfall des Bauernstandes, und daß der in weitesten Kreisen dieses Standes erfolgte Rückgang seines sittlichen Werthes die Hauptschuld hieran trage.

Diese manigfaltigen Gründe des bäuerlichen Nothstandes nun lassen sich in zwei Hauptkategorien eintheilen: in selbstverschuldete und in nicht selbstverschuldete, oder, wenn man diese Gründe nach ihrer Entstehungsursache benennt, in sittliche, geistige und wirthschaftliche.

Sittliche, geistige und wirthschaftliche Feinde sind es, die den Bauernstand fort und fort bedrängen und die deßhalb bekämpft und besiegt werden müssen, wenn er nicht untergehen soll.

Drei Faktoren müssen diesen Kampf gegen die Feinde des Bauernstandes aufnehmen; fehlt nur Einer derselben, so müssen die Feinde die Oberhand behalten. Diese Faktoren sind: Der Einzelbauer, der Staat, die Gesammtbauernschaft. Weil nun aber der christliche Bauernverein:

1. die sittliche, geistige und wirthschaftliche Hebung des Bauernstandes — also die Bekämpfung eines jeden seiner Feinde — sich zur Aufgabe gemacht hat, und weil er

2. Einzelbauer, Staat und Gesammtbauernschaft zu vereintem Kampf gegen diese Feinde zusammenfaßt und befähigt — darum ist der christliche Bauernverein ein so überaus segensreicher Verein, und darum macht derselbe so außerordentlich große Fortschritte an Ausdehnung wie Mitgliederzahl.

V.

Betrachten wir kurz, in welcher Weise der Bauernverein in dieser dreifachen Hinsicht wirken soll und kann. Der christliche B.-V. sucht

1. in sittlicher Hinsicht fort und fort auf den Bauernstand einzuwirken. Deßhalb bekämpft er durch Wort und Schrift die Prozeß-, Händel- und Trunksucht, sowie jede andere Art von Unsittlichkeit; er sucht seinen Mitgliedern Gottvertrauen, Menschenvertrauen und Selbstvertrauen einzuflößen und zu erhalten; das einträchtige, solidarische Zusammenwirken von Hoch und Nieder, des altangesessenen großen Gutsherrn mit dem kleinen „Kuhbäuerchen" wirkt auf Alle veredelnd ein; der Verein sucht wohlthätigen Einfluß zu erringen auf den Heranwuchs einer sittlichen, leistungsfähigen und strebsamen Generation und ist deßhalb mit Rath und That bei allen erziehlichen Fragen zur Hilfe bereit, sowie bei der schwer wiegenden Frage der Berufswahl und der Verehelichung. Mit innigster Freude kann der Verfasser aus langjähriger Erfahrung bestätigen, daß ein gutgeleiteter B.-V., an dessen Spitze der Pfarrer des Orts steht — das ist durchaus nöthig — ganz vortrefflich auf die Sittlichkeit und Religiosität, namentlich auf die Friedensliebe der Mitglieder, und hierdurch auch auf die Moralität in der Gemeinde selbst, einzuwirken vermag.

Der christliche B.-V. erstrebt ferner

2. geistige Hebung des Bauernstandes. In den Vereinsversammlungen, in den Vorträgen, im Vereinsblatt findet

er Belehrung über alle Fragen des Ackerbaus, Weinbaus, der Viehzucht, der Düngung, Fütterung, des Maschinenwesens u. s. w. Der Bauersmann bedarf heutzutage tüchtiger und umfassender Kenntnisse, sonst kann er nicht mehr mit Erfolg mit den andern concurriren. Das Sprichwort: „Der dümmste Bauer hat die dicksten Kartoffeln" war niemals ein „Wahrwort"; aber nun gar heutzutage ist es grundfalsch. Aber nicht blos auf das ganze große Gebiet der praktischen Landwirthschaft erstreckt sich und muß sich die geistige Hebung des Bauernstandes erstrecken, sondern auch auf die zahllosen Gesetze und Verordnungen in Betreff des landwirthschaftlichen Berufes, deren Kenntniß für den Bauern unumgänglich nothwendig ist: Wildschaden-, Währschafts-, Versicherungsgesetze, Steuergesetze ꝛc. ꝛc.

Nicht blos bewahrt die Kenntniß dieser Gesetze und Verordnungen den Bauern vor vielen Nachtheilen (Nichtigkeit oder Anfechtbarkeit von Verträgen, Geldstrafen ꝛc.), sondern sie ist auch unumgänglich nöthig, damit derselbe auf Besserung in der Gesetzgebung hindrängt. Im hessischen Bauernverein ist beispielsweise das bezüglich der ländlichen Dienstbarkeiten geltende Recht in Folge der Belehrungen des Rechtsbeistandes so gründlich bekannt, daß wiederholt Anträge auf Verbesserung dieser Bestimmungen an den Vorstand gelangt sind; deßgleichen bezüglich des Gesetzes über Währschaft bei Viehhändeln, über Wildschaden, über die einzuhaltenden Entfernungen bei Baumanpflanzungen, über Steuerfragen u. s. w. Wie überaus wichtig wird inskünftige dem Bauern die Kenntniß so zahlreicher Bestimmungen des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs sein! Schon jetzt wird das Mitglied des hessischen Bauernvereins durch fortlaufende Artikel im Vereinsorgan und durch Vorträge des Rechtsbeistandes über die speciell für den Bauernstand wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzbuchs unterwiesen. So ist also auch die geistige Hebung ein außerordentlich großes, wichtiges und dankbares Feld der bauernvereinlichen Thätigkeit. —

Der christliche Bauernverein erstrebt endlich

3. die wirthschaftliche Hebung des Bauernstandes.

Die Kenntniß aller der unzähligen Fortschritte, welche das landwirthschaftliche Gewerbe im Verlauf der letzten Jahrzehnte in jedem einzelnen seiner Zweige gemacht hat und selbst die rationellste Verwerthung dieser Kenntniß durch den Einzelnen ist wohl recht vortheilhaft für diesen Einzelnen,

ersetzt aber bei Weitem nicht den Nutzen vereinter Thätigkeit im B.-V. Auch die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Vereine, oder, was das Nämliche bedeutet, die staatliche Mithilfe bei dem Ringen des Bauernstandes um seine wirthschaftliche Existenz und die vielfältigen und reichlichen Mittel, die der Staat der Landwirthschaft zuwendet, sei es an Geld, sei es durch Errichtung und Erhaltung landwirthschaftlicher Lehranstalten, sei es durch Beiträge an landwirthschaftliche Fachvereine, sei es wie sonst immer — kurz, auch der Staat allein kann trotz aller Fürsorge und trotz aller Zuwendungen den Bauernstand nicht vor dem Rückgang bewahren. Gewiß, die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Vereine in den einzelnen Staaten und besonders auch im Großherzogthum Hessen ist nicht genug anzuerkennen und wurde auch stets und überall seitens der Bauernvereine in dem vollen Maß, das ihnen gebührt, anerkannt. So wurden in dem Voranschlage für ein Jahr der Finanzperiode 1897—1900 in dem kleinen Großh. Hessen Mk. 556,970 für Zwecke der Landwirthschaft vorgesehen, d. h. für Ein Jahr dieser Finanzperiode ein Mehr von Mk. 259,870 gegen ein Jahr der vorigen Periode!

Nicht weniger als 1,670,910 Mk. sind in dem Voranschlag für die gedachte dreijährige Periode zu landwirthschaftlichen Zwecken vorgesehen! Das ist gewiß eine große, eine außerordentlich große Summe für ein so verhältnißmäßig kleines Land.

Und trotzdem der Staat in gleicher Weise in allen deutschen Staaten nicht blos freigebig, sondern auch mit Sachkenntniß und wohlbedacht und nach reiflicher Erwägung durch die Landstände schon seit Jahrzehnten der Landwirthschaft seine mächtige Hilfe leiht, — überall ist sie fort und fort zurückgegangen, und Niemand kann bestreiten, daß sich der deutsche Bauernstand in schwerer Nothlage befindet.

Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß die staatliche Hilfe allein zur wirthschaftlichen Hebung des Bauernstandes nicht ausreicht. Langjährige Erfahrung hat es bewiesen! „Selbst ist der Mann!“ Dieses Sprichwort gilt von Jedem, der mit Ehren vorankommen oder sich aus schlimmer Lage befreien will. Wer darnieder liegt, muß vor Allem seiner eigenen Kraft sich bewußt sein und alles an geistiger und körperlicher Kraft aufbieten, was ihm zur Verfügung steht.

Selbsthilfe muß seine Losung sein! Selbsthilfe muß darum auch die Losung des darniederliegenden Bauern-

standes sein. Sowie sich der Bauer — wie wir gesehen haben — sittlich und geistig selbst emporraffen, also sich selbsthelfen muß, so muß er auch wirthschaftlich vor Allem Selbsthilfe üben.

Der Bauernverein ist nun aber gar nichts Anderes, als ein Verein zum Zweck der Selbsthilfe; seine ganze Thätigkeit sind lauter Akte der Selbsthilfe, und wie vortrefflich er geeignet ist, den Bauernstand nicht blos sittlich und geistig, sondern auch wirthschaftlich durch die vereinten Bestrebungen aller Fachgenossen zu heben, darüber wolle man nicht blos die Führer, sondern namentlich auch die Mitglieder gut geleiteter und bereits längere Jahre bestehender Bauernvereine befragen. In einem richtig geleiteten B.-V. werden die materiellen Interessen der Bauern in jeder Richtung aufs Beste gefördert; er bietet die nothwendige und ausreichende Ergänzung der Thätigkeit des Einzelnen und des Staats im Interesse des Bauernstandes. Aber diese Ergänzung ist so eminent nothwendig und wirkungsvoll, daß wir nicht anstehen, von den drei Faktoren, die wir oben als diejenigen bezeichneten, welche bestimmt sind, die Feinde des Bauernstandes zu bekämpfen, nämlich: Einzelbauer, Staat und Gesammtbauernschaft — den Bauernverein, als Repräsentanten der Gesammtbauernschaft als den wichtigsten Faktor zu bezeichnen.

Eine Besprechung der wirthschaftlichen Thätigkeit der Bauernvereine würde uns zu weit führen; es genügt, ist aber auch erforderlich, in großen Umrissen diese Thätigkeit zu bezeichnen. Doch soll hier nur von der unmittelbar wirthschaftlichen Thätigkeit die Rede sein, nicht von dem mittelbar wirthschaftlichen Nutzen, welchen der Bauer ja ebenfalls — wie oben hervorgehoben — dem Bauernverein zu verdanken hat durch die sittliche und geistige Hebung seiner Mitglieder.

Die wirthschaftliche Thätigkeit des B.-V. läßt sich auf folgende Richtungen zurückführen:

1. Vermehrung der Einnahmen.
2. Verminderung der Ausgaben.
3. Erleichterung des Credits.
4. Sicherung vor Verlusten.

Hierüber kurz das Folgende:

1. Zur Vermehrung der Einnahmen dienen insbesondere die durch den B.-V. ins Leben gerufenen Verkaufs-

genossenschaften für die verschiedenen landwirthschaftlichen Producte: Frucht, Hopfen, Milchproducte; ferner die Winzergenossenschaften u. ä.

2. Zur Verminderung der Ausgaben dienen die Consumvereine und die Verträge zwischen dem Verein und den Lieferanten von Kraftfutter, künstlichem Dünger, Sämereien, landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthschaften und sonstigen landwirthschaftlichen Bedarfsgegenständen.

3. Der Bauer braucht zum Betrieb seiner Wirthschaft und zur Nutzbarmachung aller vom Bauernverein ihm gebotenen Hilfsmittel stets baares Geld. Daß der zu dessen Beschaffung nöthige Personalcredit ihm am Besten durch Vermittelung einer Raiffeisenschen Creditkasse gewährt wird, ist bekannt. Die verschiedenen christlichen Bauernvereine stehen deßhalb mit Darlehenkassen Raffeisen'scher Organisation in engster Fühlung; vielfach sind derartige Darlehenskassen sogar wahre Bestandtheile des betreffenden Bauernvereins. Diese enge Beziehung zu den Raiffeisenschen Darlehenskassen hat namentlich auch den eminenten Vortheil, daß diese Kassen nicht blos die Mittel liefern zur Benutzung von Consumvereinen und sonstigen Genossenschaften, sondern selbst zugleich die Organe derartiger Genossenschaften sind.

4. Der B.-V. sucht seine Mitglieder vor Verlusten thunlichst zu sichern durch Verträge mit Lebens-, Aussteuer-, Militär-, Haftpflicht-, Feuer- und Hagelversicherungsgesellschaften, ferner durch Gründung von Viehversicherungs-Vereinen oder Abschluß von Verträgen mit erprobt soliden derartigen Versicherungsgesellschaften.

VI.

Wir haben ausgeführt, daß dem Bauernstand nur zu helfen ist, wenn die drei Faktoren: Einzelbauer, Staat und Gesammtbauernschaft mithelfen. Weiter haben wir in kurzen Umrissen gezeigt, in welcher Weise der Bauernverein diese Selbsthilfe bethätigt. Der B.-V. verdient in vollem Maß, daß man ihn als den Inbegriff eines vollendeten Berufsvereins bezeichnet. Zu seinem Lobe möchten wir hier auch noch beifügen, daß er wohl ein christlicher Verein ist, allein confessionelle dogmatische Erörterungen, kurz alle specifisch confessionellen Fragen, sowie alle ausgesprochen politischen — sagen wir, im Gegensatz zu agrarischen oder socialpolitischen Fragen: staatspolitische Fragen aus

seinen Erörterungen in Schrift und Rede und aus den Vereinsversammlungen aufs strengste fernhält. Was liegt nun bei einem so überaus hohen Werth der B.-V. näher, als daß jeder, der es mit dem Bauernstand wohlmeint, sich angeeifert fühlen muß, diese Vereine nach allen Kräften zu fördern? Und Gott Lob, nicht umsonst ist der Ruf der Freunde des Bauernstandes gewesen: Gründet Bauernvereine! Nicht umsonst haben riesige Versammlungen Gründung von B.-V. als eine der wichtigsten socialen Aufgaben der heutigen Zeit erklärt. Haben doch u. A. die illustersten Versammlungen, die es wohl geben kann, die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, in Würzburg, München, Köln, Dortmund und Landshut aufs Eindringlichste zur Gründung von Bauernvereinen aufgefordert. Möchten diese unausgesetzten, eindringlichen Mahnungen die seither Säumigen aufrütteln und die seither bereits Thätigen zu verdoppelter Anstrengung anspornen!

VII.

Und doch ist mit Bauernvereinen — und sollten sie noch so musterhaft geleitet und noch so ausgezeichnet organisirt sein — bei Weitem noch nicht das Maß dessen erfüllt, was geschehen muß, um den Bauernstand vor dem Untergang zu bewahren. Wir haben oben Bauernvereine im Verein mit Raiffeisenschen Creditkassen mit Nothankern verglichen, die den Bauernstand vorm Wegtreiben in den Strudel des Verderbens bewahren, und haben aufgefordert, diesen Nothanker immer tiefer einzusenken. Allein, ist ein Schiff „flott" zu nennen, so lange es noch von einem Nothanker, und wäre dieser noch so tief versenkt, gehalten werden muß? Gewiß nicht! Ununterbrochene und immer heftiger werdende Stürme werden endlich auch den festesten Nothanker aus dem Meeresgrund herausreißen und das Schiff dem Untergang zuführen.

Nein; der Bauernstand muß berufsgenossenschaftlich organisirt sein, sonst geht er zu Grund trotz aller Bauernvereine, landwirthschaftlichen Vereine, Creditkassen u. s. w., und wer das zu leugnen wagt, weil er in den Dörfern noch nicht lauter zerlumpte Gestalten, ja sogar ab und zu behäbige „Oeconomen" sieht, oder indem er darauf hinweist, wie „pläsirlich" der Bauer ist, daß die Fruchtpreise wieder hinaufgehen u. s. w., den verweisen wir nochmals auf die oben besprochene fortwährende Zunahme der

Verschuldung und der „Landflucht". Diese beiden traurigen Zeichen der Zeit allein schon strafen alle Vertuschungsversuche Lügen.

Dem immer lauter und immer allgemeiner seitens der gewiegtesten Socialpolitiker, der erfahrensten Führer der Bauernvereine, der erprobtesten Parlamentarier geäußerten Verlangen nach berufsgenossenschaftlicher Organisation mußten schließlich auch die Regierungen nachgeben und so legte die österreichische, die preußische und die bayerische Regierung den gesetzgebenden Körperschaften Gesetze betreffend die Berufsgenossenschaften der Landwirthe vor, von denen das preußische „Gesetz über Landwirthschaftskammern" vom Jahr 1894 bereits in mehreren Provinzen des Königsreichs Preußen zur Einführung gelangt ist. Auf eine eingehende Kritik dieser verschiedenen Gesetze wollen wir uns nicht einlassen, da dies uns zu weit führen würde und auch nur theoretischen Werth hätte, weil selbst da, wo die Organisation bereits zur Einführung gelangt ist — in einem Theil Preußens — noch keine erheblicheren Erfahrungen vorliegen. Doch möchten wir auf die sehr beachtenswerthe Denkschrift verweisen, welche der rühmlichst bekannte Dr. E. Jäger für den VI. (Wirthschafts)-Ausschuß der Kammer der bayer. Abgeordneten im Juni 1894 über die Landwirthschaft und die Organisation des Bauernstandes verfaßt hat. Wir entnehmen dieser Denkschrift folgende sehr beachtenswerthe Stelle über die seitens der preußischen Regierung zu der Gesetzesvorlage gegebene Motivirung.

Die Regierung gibt zunächst dem hohen Werth Ausdruck, den sie auf die gegenwärtige schwer gedrückte Lage der Landwirthschaft und auf die hieraus resultirende Nothwendigkeit legt, umfassendere Maßregeln zu deren Gesundung zu ergreifen. Sie weist ferner hin auf die Wichtigkeit einer möglichst hohen landwirthschaftlichen Produktion zur ausgiebigen Ernährung der eigenen Bevölkerung und damit zur Unabhängigmachung vom Auslande, auf die bedenkliche Zunahme der landwirthschaftlichen Grundschuld, deren Druck um so härter sei, als diese Verschuldung zu dem bei Weitem größten Theil in der Form der kündbaren Hypothek auftrete, während der ländliche Grundbesitz seiner Natur nach Rentenquelle sei und deßhalb nur mit unkündbaren Amortisationsrenten belastet werden sollte. Sodann sagt die Regierung wörtlich:

„Diesen schwerwiegenden Uebelständen gegenüber kann die Staatsregierung nicht eine zuwartende Stellung einnehmen, sie hat vielmehr die Verpflichtung, Maßregeln der Gesetzgebung und

Verwaltung vorzubereiten und durchzuführen, welche auf die Verbesserung des Kreditwesens und die Beseitigung der Uebelstände gerichtet sind, die auf der übermäßigen Verschuldung des Grundbesitzes und den ungeeigneten Formen derselben beruhen. Auch wird in Betracht zu ziehen sein, durch ein den ländlichen Verhältnissen anzupassendes Erbrecht eine der Hauptursachen der Verschuldung zu verhüten. Die großen Schwierigkeiten dieser Aufgaben können nur unter der Mitarbeit selbstständiger, auf öffentlich-rechtlicher Grundlage ruhender Organe der Berufsgenossen überwunden werden. Denn auf die vorhandenen Organe allein gestützt, würde es der Staatsregierung schwer fallen, den bestehenden Zustand überall mit der erforderlichen Sicherheit festzustellen und solche Mittel zur Abhilfe zu finden, welche nicht nur theoretisch richtig, sondern auch nach Lage der Verhältnisse und der Ansichten in den Kreisen der Betheiligten selbst praktisch durchführbar sind. Die Herstellung einer allgemeinen korporativen Vertretung der Landwirthe ist daher der erste nothwendige Schritt zu dem bezeichneten Ziele."

Hier haben wir also eine rückhaltlose offizielle Bestätigung dessen, was wir seither ausgeführt haben, seitens der preußischen Regierung, nämlich: schwere Nothlage des Bauernstandes, Unzulänglichkeit der seitherigen Organe (also insbesondere der landwirthschaftlichen Vereine), Nothwendigkeit der Selbsthilfe durch die Herstellung einer allgemeinen korporativen Vertretung der Landwirthe, d. h. also durch berufsgenossenschaftliche Organisation derselben.

Es ist diese offizielle Bestätigung bei dem Widerstreben der landwirthschaftlichen Vereine gegen Einführung der Landwirthschaftskammern von nicht geringem Interesse. Die landwirthschaftlichen Vereine befinden sich in dieser wichtigen Angelegenheit in völligem Widerspruch mit der preußischen Regierung und nur dem energischen Willen der Regierung ist es zu verdanken, daß ungeachtet dieses Widerspruchs und ungeachtet der Schwierigkeiten, welche die liberalen Parteien dem Gesetz bereiteten, dasselbe zur Annahme gelangte. Freilich erfolgte diese Annahme nicht sofort auf Grund der ursprünglichen Fassung, sondern nur nach langwierigen Verhandlungen und nach vielfachen Abänderungen kam es in seiner dermaligen Fassung durch einen Kompromiß der nationalliberalen Partei einerseits und der konservativen und freikonservativen Partei andererseits zu Stand, indem die Konservativen ein allzugroßes Uebergewicht des großen und größeren Besitzes

wünschten -- was nun einigermaßen weggefallen ist — während die Nationalliberalen überhaupt keine korporative Organisation wünschten und insofern nachgaben, als nunmehr facultativ derartige Kammern eingerichtet werden können, wodurch indeß die ganze Organisation rein in die Willkür der Staatsregierung gestellt ist. Ein uneingeschränktes Lob vermögen wir deßhalb diesem Gesetz, trotz seiner guten Absicht und seiner großen Vorzüge, nicht zu spenden. —

In Oesterreich, wo das Genossenschaftswesen im Vergleich zu Deutschland noch eine geringe Ausdehnung hat, sprach man sich bei Vorlage des Gesetzes über die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirthe mit großer Einmüthigkeit für solche aus und zwar für obligatorische, indem man dem Gedanken überall Ausdruck gab: die Organisation des Berufsstandes der Landwirthe ist ein unabweisbares Bedürfniß; da nun dieselbe allen Landwirthen zu Gute kommt, so müssen sich auch alle Landwirthe an derselben und an den durch sie verursachten Opfern und Lasten betheiligen. In diesem Sinn sprachen sich Bauernschaft und deren Vertreter, sowie die offiziellen Kreise aus in Böhmen, Tirol, Vorarlberg, Steiermark, Niederösterreich, Mähren und anderen Kronländern. Ganz besonders bedeutungsvoll erscheint die Resolution des fünften österreichischen Agrartags. An der Abstimmung über die Resolutionen betheiligten sich 23 landwirthschaftliche große Körperschaften, welche u. A. in ihrer Mehrzahl sich für folgende Resolution aussprachen:

1. Die Organisation des Grundbesitzes und der Landwirthschaft durch Berufsgenossenschaften wird aus socialen, wirthschaftlich-finanziellen, ökonomischen und auch aus politischen Gründen für eine Nothwendigkeit erklärt.

2. Der Grundsatz, landwirthschaftliche Bezirks- und Landesberufsgenossenschaften zu errichten und den Beitritt zu denselben von Seiten der Besitzer landwirthschaftlicher Liegenschaften obligatorisch zu gestalten, ist aufrecht zu erhalten und durch ein Reichsgesetz auszusprechen.

Auf dem am 13. October 1895 in Aussig abgehaltenen deutschen Bauerntage, welcher von mehr als 4000 Bauern besucht war, wurde die Organisation der Landwirthe durch obligatorische Berufsgenossenschaften als erste und wichtigste Voraussetzung der weiteren Reformen an die Spitze des beschlossenen Agrarprogrammes gestellt.

VIII.

Nachdem wir in Vorstehendem ausgeführt haben, daß die Schaffung einer obligatorischen berufsgenossenschaftlichen Organisation der Landwirthe nicht blos in den Kreisen der Landwirthe und ihrer Führer — alle deutschen Bauernvereine, allen voran der Rheinische Bauernverein haben sich für dieselbe ausgesprochen — sondern auch in den Regierungskreisen von Oesterreich, Preußen und Bayern als absolute Nothwendigkeit erkannt und zum Theil sogar bereits ins Werk gesetzt worden ist, haben wir uns mit der Frage zu befassen, welche Aufgaben dieser Organisation zufallen und in welcher Weise diese Organisation ins Werk zu setzen sei. (s. oben I a. E.)

1. Die Bauernvereine sind ohne Zweifel eine Organisation der bäuerlichen Berufsgenossen. Das Gleiche gilt von den landwirthschaftlichen Vereinen.

Die zahlreichen Einzelgenossenschaften: Darlehenskassenvereine, Ein- und Verkaufs-, Molkerei-, Winzergenossenschaften u. s. w. sind gleichfalls wohl organisirte Genossenschaften von Landwirthen.

Weßhalb also, könnte man fragen — und wird vielfach gefragt — noch eine besondere berufsgenossenschaftliche Organisation? Wer so fragt, hat nicht den richtigen Begriff davon, was die berufsgenossenschaftliche Organisation des Bauernstandes bedeutet. Alle Genossenschaften, die Bauernvereine, die landwirthschaftlichen Vereine bestehen aus Mitgliedern des Gesammtbauernstandes, welche sich völlig freiwillig zusammenthun, welche in privatrechtlicher Hinsicht selbstständig durch ihre Organe ihre Interessen wahren und sogar — wenigstens was die Erwerbsgenossenschaften betrifft — als selbstständige Rechtssubjekte auftreten.

Allein a) alle derartigen Vereine umfassen nur einen sehr kleinen Bruchtheil der landwirthschaftlichen Bevölkerung, trotz der großen Zahl von Mitgliedern, welche namentlich die deutschen Genossenschaften aufweisen, und b) jede Genossenschaft verfolgt nur ganz einseitige Ziele und zudem nur wirthschaftliche (privatrechtliche), c) eine noch so große Anzahl der verschiedensten Genossenschaften ist doch immer nur eine Mehrzahl von Genossenschaften, welche verschiedene Zwecke verfolgen, nicht einen einheitlichen Zweck.

Was trotz aller dieser Vereine und Genossenschaften zu schaffen noch übrig bleibt, das ist die der *christlichen Socialpolitik* entsprechende *gesetzliche* Standesorganisation des Bauernstandes (und ebenso des Handwerker- und Arbeiterstandes). Alle jene einzelnen Genossenschaften können ja Aufnahme finden in dem Rahmen des christlichen *Bauernvereins*; und deßhalb betrachten wir den Bauernverein als die Vorstufe der bäuerlichen Gesammtorganisation. Allein der Bauernverein selbst ist nur eine *freie* Vereinigung Einzelner ohne *staatsrechtliche* Pflichten und Rechte; der Bauernstand wird durch ihn zwar *gefördert*, aber *nicht vertreten*. Eine eigentliche *Berufsvertretung*, wie solche die *Handelskammern* und die *Gewerbekammern* sind, *fehlt dem Bauernstand und diese ist es, welche geschaffen werden soll*. Was von uns erstrebt wird, das ist eine *selbstständige Berufsvertretung der Landwirthschaft im Rahmen der Staatsverwaltung*.

Eine wirkliche Berufsvertretung der landwirthschaftlichen Interessen ist es, welche die christlichen Socialpolitiker und welche die Bauernvereine wünschen und welche der Bauernstand *ein Recht hat, zu fordern*. Handel und Gewerbe haben längst in ihren Handels- und Gewerbekammern eine solche Berufsvertretung, warum sollte dem wichtigsten aller Stände, dem Bauernstand, eine solche vorenthalten bleiben? Die Agrar-Commission des Rheinischen Bauernvereins hat dies in folgende durchaus zutreffende und erschöpfende Worte gekleidet: „Der Rheinische Bauernverein geht von der Ansicht aus, daß die landwirthschaftliche Interessenvertretung die gesammten landwirthschaftlichen Verhältnisse der Monarchie umfassen soll, damit in Wahrheit die Bedürfnisse, Wünsche und Nöthen dieser Bevölkerung zum vollen *adäquaten* Ausdruck kommen können".

Und an anderer Stelle präcisirt die genannte Agrar-Commission die Aufgaben der zu schaffenden *Landwirthschaftskammern* in folgender Weise: „Die Zuständigkeit der Landwirthschaftskammern ergibt sich aus ihrer Eigenschaft als *Beirath der Staatsregierung* in allen landwirthschaftlichen Angelegenheiten, seien diese rein technisch-landwirthschaftlicher oder öffentlich-rechtlicher: gesetzgeberischer, finanzieller, zollpolitischer und socialpolitischer Art. (Hätten wir diese Landwirthschaftskammern bereits gehabt, so wäre wohl die übereilte Ausdehnung der Alters- und Invalidenversicherung auf die Landwirthschaft dieser erspart geblieben.") —

Mit Einführung der von uns gewünschten Organisation würden keineswegs die bestehenden landwirthschaftlichen Vereine, Bauernvereine und Erwerbsgenossenschaften lahm gelegt. Die landwirthschaftlichen Vereine Preußens scheinen das gefürchtet zu haben, denn die von der Regierung zur Berichterstattung über die beabsichtigten Landwirthschaftskammern aufgeforderten Provinzialvereine sprechen sich mit recht schwachen Gründen gegen die Schaffung solcher Kammern aus. Die Bauernvereine dagegen befürchten so wenig eine Lahmlegung ihrer Thätigkeit, daß sie sich sämmtlich für die Organisation in dem oben besprochenen Sinn aussprechen. Die Erwerbsgenossenschaften jeder Art können trotz der Organisation ihre seitherige Thätigkeit fortsetzen. Ja sogar die Organisation wird die Macht und die Pflicht haben, sie nachdrücklichst in allen Schwierigkeiten, welche ihnen namentlich die Gesetzgebung bereiten könnte, zu schützen.

Eine ganz besonders wichtige Aufgabe wird den Landwirthschaftskammern in der Frage der Grundverschuldung und der Grundentlastung zufallen. Nur die berufsgenossenschaftliche Organisation des Grundbesitzes vermag den Bodencredit so umzugestalten, daß — ohne Benachtheiligung des Kapitals das Rentenprincip hinsichtlich der Grundverschuldung zur Geltung gelangt, wonach bekanntlich der landwirthschaftliche Grundbesitz als ein immerwährender Rentenfonds behandelt wird, aus welchem „in regelmäßig wiederkehrenden Terminen eine bestimmte Geldsumme aus dem Grundstück zu zahlen ist (Rentenschuld)." Das am 1. Januar 1900 zur Einführung gelangende neue bürgerliche Gesetzbuch hat ja ausdrücklich bestimmt, daß eine Grundschuld in dieser Weise bestellt werden kann (§ 1199 ff.). Das preußische Gesetz über die Landwirthschaftskammern weist diesen Kammern u. A. auch die Mitwirkung bei allen Maßnahmen zu, welche die Organisation des ländlichen Credits betreffen.

Auch auf die Preise der landwirthschaftlichen Produkte, auf die Verwaltung und die Preisnotirungen der Produktenbörsen, sowie der Märkte, insbesondere der Viehmärkte (preuß. Gesetz § 2 Al. 4) wird die Organisation allein einen entscheidenden Einfluß üben können. Nur von der Organisation — zumal wenn sie für das ganze Reich eine Centrale besitzt — ist zu erhoffen, daß die Frucht wieder dauernd einen lohnenden Preis erreicht.

Auch landwirthschaftliche Gerichte (Agrargerichte)

können und müssen sich aus der Organisation herausbilden. Die Agrar-Commission des Rheinischen Bauernvereins sagt in dieser Beziehung: „Die Gerichte der verschiedenen Instanzen würden sich bei landwirthschaftlichen Streitfragen, deren Begriff im Gesetz noch näher gegeben werden müßte (das preußische Gesetz war damals noch nicht publicirt), Beisitzer aus der Zahl der Wahlmänner für die Landwirthschaftskammern erholen. Diese Wahlmänner besitzen ja das Vertrauen ihrer Berufsgenossen und dürften als solche geeignet sein, dem Gerichte als Sachverständige in landwirthschaftlichen Fragen zur Seite zu stehen und zwar sowohl für bürgerliche Streitigkeiten, als für Straf- und Schiedsgerichte". Einer späteren Zeit muß es wohl vorbehalten bleiben, daß unter wesentlicher Mithilfe der Organisation ein deutsches Agrarrecht codificirt wird. Der Handel besitzt ein Handelsgesetzbuch; warum sollte nicht auch ein Agrargesetzbuch geschaffen werden?

Nachdem wir in großen Umrissen die Aufgaben der Organisation geschildert haben, verweisen wir noch auf das am Schluß dieser Abhandlung abgedruckte preußische Gesetz über Landwirthschaftskammern, in dessen § 2 in klarer (wenn auch wohl nicht erschöpfender) Weise die Aufgaben der Landwirthschaftskammern aufgeführt sind. —

2. Es frägt sich noch, in welcher Weise die Organisation ins Werk zu setzen ist.

a) Die berufsgenossenschaftliche Organisation des Bauernstandes muß, ihrer Bestimmung gemäß, den ganzen Bauernstand umfassen, also Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitz. Der „kleine Bauer" hat ein eben so begründetes Recht in der Organisation und durch dieselbe vertreten zu sein, wie der Großgrundbesitzer, der Quadratmeilen sein eigen nennt. Der gleiche Grundsatz gilt auch bei den Bauernvereinen, die ja, wie wir immer wieder betonen, die Vorstufe der Organisation sind. Deßhalb entspricht es allein der Gerechtigkeit, daß die Organe dieser Gesammtberufs-Genossenschaft aus Angehörigen von Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitz zusammengesetzt werden. Es entspricht weiter dem Wesen der Organisation, daß nicht blos die fungirenden Organe, sondern auch diejenigen Elemente, welche diese Organe wählen, dem Bauernstand angehören und zwar gleichfalls wieder dem ganzen Bauernstand angehören. Dem ganzen Bauernstand gebührt somit das aktive und das passive Wahlrecht. Wir können es deßhalb nur für principwidrig erklären, daß das preußische Gesetz über die

Landwirthschaftskammern das aktive Wahlrecht den Kreistagen, also einer nicht bäuerlichen, einer politischen Körperschaft überträgt. Uebrigens bietet das Gesetz selbst in § 9 die Möglichkeit eines besseren Wahlverfahrens, indem es gestattet, daß auch das aktive Wahlrecht nur Eigenthümern, Nutznießern und Pächtern eines zum passiven Wahlrecht berechtigenden ländlichen Grundbesitzes (welche wenigstens 25 Jahre alt sind) zustehe.

b) Actives und passives Wahlrecht muß jedem zustehen, der als Eigenthümer, Nutznießer oder Pächter land- oder forstwirthschaftlich genutzter, im Bezirk der Landwirthschaftskammer belegener Grundstücke an dem Ertrag dieser Grundstücke betheiligt ist. Ob auch den Gutsverwaltern dieses doppelte Wahlrecht zu geben sei, kann zweifelhaft sein. Die Agrarcommission des Rheinischen Bauernvereins möchte ihnen blos das aktive Wahlrecht zuerkennen, nicht aber die Wählbarkeit. Nach dem preußischen Gesetz können „Bevollmächtigte" gewählt werden, worunter wohl auch die „Gutsverwalter" begriffen sind. — Darüber, wie groß mindestens das Areal des Einzelnen sein müsse, damit er berechtigt ist, an der Organisation sich zu betheiligen, lassen sich keine allgemeine Normen aufstellen; das muß sich ganz nach den örtlichen Verhältnissen richten. Im preußischen Gesetz ist bestimmt, daß der Grund- oder Pachtbesitz „wenigstens den Umfang einer selbstständigen Ackernahrung haben muß oder für den Fall rein forstwirthschaftlicher Benutzung zu einem jährlichen Grundsteuerreinertrage von mindestens 150 Mark veranlagt ist". Nach § 4 pos 2 müssen die Satzungen Bestimmungen enthalten über das nach dem Grundsteuerreinertrag anzugebende Mindestmaß des zum passiven Wahlrecht berechtigenden Grundbesitzes. Nach dem österreichischen Gesetzentwurf von 1896 sind die Eigenthümer (Pächter, Fruchtnießer) der in dem betreffenden Bezirk gelegenen, dem Betrieb der Land- oder Forstwirthschaft oder eines Zweiges derselben gewidmeten Liegenschaften Mitglieder der betreffenden Berufsgenossenschaft. Dieselben sind aktiv und passiv wahlberechtigt. Die Landesgesetzgebung hat das Recht, von einem bestimmten Mindestausmaß und Maximalausmaß der Fläche oder des Ertrags die Mitgliedschaft abhängig zu machen. (§§ 3. 6. 9).

c) Auch darüber, wie groß der Bezirk einer Berufsgenossenschaft zu sein habe, lassen sich keine allgemeinen Grundsätze aufstellen. Nach dem preußischen Gesetz (§ 1) soll eine Landwirthschaftskammer in der Regel das Gebiet einer Provinz um-

fassen. In kleineren Staaten, wie z. B. im Großherzogthum Hessen dürfte mithin eine Berufsgenossenschaft genügen.

d) Im preußischen Gesetz ist jede Landwirthschaftskammer hinsichtlich der passiven Wahl in Wahlbezirke eingetheilt und Wahlbezirke für die Wahl der Mitglieder der Kammern sind in der Regel die Landkreise. In jedem Wahlbezirk sind in der Regel zwei Mitglieder zu wählen (§ 7).

Im österreichischen Gesetzentwurf sind alle näheren Bestimmungen über die Zusammensetzung, die Wahl und die Functionen der Genossenschaftsorgane der Landesgesetzgebung vorbehalten geblieben mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse und Bedürfnisse in den einzelnen Königreichen und Ländern.

e) Durch die in einem Lande einzuführende Organisation sollen alle Landwirthe vertreten sein. Da aber deren Gesammtheit wohl an der Wahl der Organe Theil nehmen kann und soll, nicht aber selbst Organ sein kann, so muß sich dieselbe die Organe wählen, die sie vertreten sollen.

Wir kommen nun zu einer der schwierigsten Fragen in der ganzen Angelegenheit. Sollen die Organe gleichmäßig aus der Mitte der Groß-, der Mittel- und der Kleingrundbesitzer herausgenommen werden? oder sollen die Großgrundbesitzer oder sollen die Mittel- oder sollen endlich die Kleingrundbesitzer die größere Zahl von Vertretern wählen dürfen? Für jede Art der Vertheilung lassen sich gute Gründe anführen. Uns möchte die ganz gleichmäßige Vertheilung auf die drei Besitzgrößen als die gerechteste erscheinen.

In der Praxis dürfte sich übrigens die Sache folgendermaßen gestalten, und würde hierdurch dem Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitz gleichmäßig Gerechtigkeit widerfahren:

a) Die Centrale der Organisation — bezeichnen wir sie als „Landwirthschaftskammer" — setzt sich zusammen aus den Vertretern aller politischen Kreise, die zu der Landwirthschaftskammer gehören; also z. B. das Großherzogthum Hessen besäße eine Landwirthschaftskammer. Zu dieser würden die Vertreter aus sämmtlichen Kreisämtern des Großherzogthums gehören.

b) In jedem Kreis werden 3 Mitglieder gewählt.

c) Diese so gebildete vielköpfige Kammer hat dann u. A. einen Vorsitzenden und einen Vorstand zu wählen.

d) Wer wird voraussichtlich in jedem Kreis gewählt werden? Die Großgrundbesitzer werden thunlichst gleichfalls einen

größeren Grundbesitzer, die Mittelgrundbesitzer einen Mittelgrundbesitzer wählen und die Kleingrundbesitzer einen besonders tüchtigen Bauern-Vereinsvorsteher oder sonstigen befähigten Kleinbauern.

Die Wahl in den Vorstand der Kammer dürfte sich in ähnlicher Weise vollziehen. — Ueber die Zeitdauer, für welche die verschiedenen Wahlen erfolgen; über das Wahlverfahren; über die Zulässigkeit von Cooptationen von Sachverständigen und um die Landwirthschaft besonders verdienter Personen; über die Bildung von Ausschüssen; über den Geschäftsgang der Kammern; über die Aufbringung und Vertheilung der entstehenden Kosten wollen wir uns nicht näher verbreiten. Das muß der Landesgesetzgebung überlassen bleiben. Doch scheint uns das preußische Gesetz in allen diesen Beziehungen recht nachahmungswerthe Bestimmungen zu enthalten.

Nur das möchten wir noch besonders hervorheben, daß man die im österreichischen Entwurf (§ 9 b) enthaltene Bestimmung gleichfalls treffen sollte, nämlich:

> daß den im Land bestehenden landwirthschaftlichen Genossenschaften, Verbänden oder Vereinen ein Vertretungsrecht in den Berufsgenossenschaften bezw. deren Ausschüssen eingeräumt würde.

Auch das preußische Gesetz bestimmt in § 6 pos. 2 e) daß zu Mitgliedern der Landwirthschaftskammern auch wählbar sind:

> im Bezirk der Landwirthschaftskammer wohnende Personen, welche „mindestens 10 Jahre als Vorstandsmitglieder oder Beamte von landwirthschaftlichen und zweckverwandten Vereinen, landwirthschaftlichen Genossenschaften und Creditinstituten thätig sind."

f) Der Staat muß, in sofern er privatrechtlich als Grundbesitzer, namentlich auch als Waldeigenthümer, erscheint, gleichfalls als Mitglied der Berufsgenossenschaft erscheinen und als solches das Recht haben, in der Person eines seiner Beamten activ und passiv bei den Wahlen in die Landwirthschaftskammer sich zu betheiligen. Aber auch in seiner politischen Stellung gebührt dem Staat das Recht, daß er sich durch seine Vertreter in den Sitzungen der Landwirthschaftskammer vertreten lasse. (Preuß. Gesetz § 17: „Die Vertreter der Staatsregierung sind jederzeit zum Wort zu verstatten"). Der österreich. Entwurf § 19 verleiht den Vertretern der Regierung Stimmrecht in den Ausschüssen.

IX.

Nach unseren seitherigen Ausführungen ist die berufsgenossenschaftliche Organisation des Bauernstandes absolut nothwendig, wenn derselbe nicht innerhalb kürzerer oder längerer Zeit zu Grund gehen soll. Allein bei dem gar nicht langsamen Tempo, in welchem derselbe zurückgeht, einem Tempo, welches von 10 zu 10 Jahren einen ganz erheblichen Schritt weiter abwärts auf der abschüssigen Bahn deutlich erkennen läßt, darf keine Zeit versäumt werden. Nun ist ja allerdings, wie wir bereits oben gesagt haben, unser Bauernstand noch nicht reif zur berufsgenossenschaftlichen Organisation; es fehlt ihm im großen Ganzen der sittliche Gehalt und der Gemeingeist, welche unentbehrlich sind, damit die Organisation nicht wie eine leblose Maschine, sondern wie ein freudig und zielbewußt schaffendes Wesen wirke. Deßhalb sprechen sich bedeutende Sozialpolitiker für langsames Vorgehen, für Vorbereitung des Bauernstandes auf die Organisation und gegen sofortige Einführung derselben mit aller Entschiedenheit aus. Buchenberger („Agrarwesen und Agrarpolitik, Leipzig, Winter, 1893) sagt: „Zu dem Endziel der Agrarpolitik, der korporativen Zusammenfassung des gesammten Grundbesitzes mit möglichst autonomer Verwaltung aller wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten z. B. im Gebiet des Credit- und Versicherungswesens, des Unterrichts- und Bildungswesens muß die Landbevölkerung erst langsam erzogen werden". An anderer Stelle sagt Buchenberger: „Zur korporativen Zusammenfassung des gesammten Grundbesitzes mit möglichst selbstständiger Verwaltung — muß der Grundbesitzerstand erst durch die Schule der Genossenschaft langsam reif werden." Dr. Jäger sagt in der wiederholt citirten Denkschrift: „Was nun speciell die korporative Organisation der Landwirthschaft als Berufsgenossenschaft betrifft, so dürfte es sich empfehlen, an die bestehenden halbamtlichen landwirthschaftlichen Vereine sich anzuschließen, dieselben aus einer fakultativen zu einer obligatorischen Organisation zu machen und sie zugleich in enge Verbindung zu bringen mit den anderen landwirthschaftlichen Vereinigungen, wie sie schon zahlreich für Credit, Consum, Produktion u. s. w., sowie als Bauernverein bestehen. Diese Vereinigungen selbst sind nach Möglichkeit auszudehnen und zu unterstützen. Sie bilden die Selbsthilfe in der Vereinigung und würden allmählig, jedoch

nicht plötzlich in der Gesammtorganisation des Bauernstandes aufgehen".

An anderer Stelle der citirten Denkschrift spricht Dr. Jäger noch entschiedener einem langsamen Vorangehen das Wort, indem er schreibt:

„Allerdings ist das Landvolk zu einer solchen korporativen Organisation mit all den vielen und weittragenden Aufgaben derselben einstweilen noch nicht reif. Man kann aber kaum daran zweifeln, daß sich bei langsamem und schrittweisem Vorgehen doch die Verhältnisse ändern werden. Unser deutscher Bauernstand birgt eine solche Masse intelligenter, wirthschaftlich nnd sittlich tüchtiger Persönlichkeiten in sich, die neben der Sorge für das eigene Haus wohl befähigt sind, in höherer Auffassung ihrer Stellung auch die Interessen des Gesammtstandes in objektiver Weise zu vertreten und wieder erzieherisch auf ihre Standesgenossen zurückzuwirken. Nur darf man nicht Alles auf einmal verlangen und nicht zu viel auf einmal einführen. Die Gesetzgebung muß langsam und vorsichtig zu Werk gehen, sich mitunter von der Entwicklung der Dinge etwas treiben lassen, im Allgemeinen aber doch die Grundzüge legen, auf welchen dieser Neubau unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse in gesunder Weise langsam und stufengemäß, aber stetig sich vollziehen kann. Eine gute Vorschule hierzu sind die bereits bestehenden landwirthschaftlichen Genossenschaften und Bauernvereine."

Dr. Jäger hat u. E. mit den beiden citirten Ausführungen ganz das Richtige getroffen.

Der Bauernstand ist ja allerdings noch nicht reif zur Schaffung einer Organisation, in melcher jeder Angehörige des landwirthschaftlichen Berufs sich als vollberechtigtes Glied fühlt und bethätigt und berechtigt ist, sich als solches zu fühlen und zu bethätigen. Wäre er wirklich so reif, so müßten die Bauernvereine in ganz Deutschland weit allgemeiner verbreitet sein und müßten die bestehenden Bauernvereine überall gleich opferwillige und vom Geist der Solidarität durchdrungene Mitglieder besitzen.

Soll aber zugewartet werden, bis daß der deutsche Bauernstand oder auch nur derjenige eines einzelnen deutschen Staates in seiner Gesammtheit oder auch nur zum größeren Theil den sittlich und intellectuell erforderlichen Reifegrad erworben hat, welchen die Innungen der Handwerker zur Zeit ihrer höchsten Blüte

besaßen? *Wollten wir so lange zuwarten, dann käme die Organisation zu spät!*

Nein, schaffe man so bald als möglich die Organisation im Vertrauen darauf, daß, wie Dr. Jäger, Gott Lob mit großem Recht sagt, „unser deutscher Bauernstand eine solche Masse intelligenter, wirthschaftlich und sittlich tüchtiger Persönlichkeiten in sich birgt, die neben der Sorge für das eigene Haus wohl befähigt sind, *in höherer Auffassung ihrer Stellung auch die Interessen des Gesammtstandes in objektiver Weise zu vertreten und wieder erzieherisch auf ihre Standesgenossen zurückzuwirken.*“

Und indem man sich anschickt, diese Organisation zu schaffen, frage man nicht ängstlich: was soll aber dann mit den landwirthschaftlichen und Bauernvereinen und mit den zahlreichen Genossenschaften der mannigfaltigsten Art geschehen? Lasse man dieselben ruhig fortbestehen, pflege sie und vermehre ihre Zahl und überlasse es der Zukunft, ob sie fortbestehen oder allmählig in der Organisation aufgehen. Alle diese Vereine und Genossenschaften, in so weit sie wirklich dem landwirthschaftlichen Bedürfniß entsprechen, *sind gut* und was gut ist, verdient *entweder fortzubestehen* oder in dem Besseren — der Gesammtorganisation — *aufzugehen*.

Die *Bauernvereine* freilich werden wohl stets fortbestehen. Denn sie sind, nach den Aussprüchen der letzten Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands und der hervorragendsten Socialpolitiker die unentbehrliche Grundlage der berufsgenossenschaftlichen Organisation. *Wenn* selbst die ganze *wirthschaftliche* Thätigkeit der Bauernvereine auf die Organisation übergehen sollte, so würden die Bauernvereine immer noch ihre eminent wichtige Bedeutung für die *sittliche* und *geistige* Hebung des Bauernstandes behalten und hierdurch sowohl für den Einzelnen von segensreichster Wirksamkeit als eine vortreffliche Vorschule sein für jene Männer, welche durch das Vertrauen ihrer Standesgenossen zu Vertretern ihrer Interessen in die Organisation berufen werden.

X.

Drei Staaten haben sich bis jetzt ernsthaft mit der berufsgenossenschaftlichen Organisation befaßt: *Bayern*, *Oesterreich* und *Preußen*. Von diesen ist Bayern vorerst auf halbem Wege

stehen geblieben, indem es vor etwa drei Jahren eine Reform der landwirthschaftlichen Vereine vornahm im Sinn einflußreicherer Thätigkeit der Selbsthilfe, und im Dezember 1896 die bayerische Landwirthschaftbank errichtete, durch welche eine landwirthschaftliche Credit-Anstalt auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage geschaffen wurde, deren Verwaltung in der Hand der Landwirthe selbst liegt. Das sind immerhin schon bedeutende Fortschritte, allein zu einer Gesetzesvorlage, durch welche die Organisation von Grund aus durchgeführt würde, ist es bis heute in Bayern noch nicht gekommen.

In Oesterreich dagegen wurde bereits im Oktober 1893 ein Gesetzentwurf betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirthe vorgelegt im Verein mit einem Gesetzentwurf betreffend die Errichtung von Rentengütern. Mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der in den einzelnen Königreichen und Ländern der österreichischen Monarchie bestehenden Verhältnisse der landwirthschaftlichen Bevölkerung sah sich indeß die österreichische Regierung veranlaßt, die Gesetzesvorlage betr. Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirthe einer Umarbeitung zu unterziehen und im Jahre 1896 einen neuen derartigen Gesetzentwurf zur verfassungsmäßigen Behandlung vorzulegen. Dieser Gesetzentwurf führt in der Form der Zwangsgenossenschaft eine obligatorische Organisation der Landwirthschaft ein und ist für österreichische Verhältnisse als geradezu mustergiltig zu betrachten. Für unsere wesentlich verschiedenen deutschen Verhältnisse dagegen möchten wir die Einführung der Landwirthschaftskammern empfehlen, wie solche in Preußen nach Maßgabe des Gesetzes über Landwirthschaftskammern seit etwa drei Jahren in verschiedenen Provinzen eingeführt sind. Wir lassen das Gesetz in der Anlage folgen. Welche Mängel den dermaligen preußischen Landwirthschaftskammern noch anhaften, haben wir schon oben an verschiedenen Stellen hervorgehoben. Wenn diese Mängel beseitigt sind; wenn insbesondere die Errichtung von Landwirthschaftskammern nicht, wie im preußischen Gesetz, in das Belieben der Regierung gestellt ist und wenn ferner die in dem einzelnen Lande einzuführenden Landwirthschaftskammern Satzungen zulassen, welche den besonderen Eigenthümlichkeiten des Landes Rechnung tragen, dann können unbedenklich die preußischen Landwirthschaftskammern nebst den zu denselben erlassenen „Satzungen", welche wir gleichfalls in der Anlage veröffentlichen, als die beste Organisation betrachtet werden,

welche dermalen für Deutschland erreicht werden kann und deßhalb erstrebt werden soll. Ganz in diesem Sinn sprach in der Gen.-Vers. des Rheinischen Bauern-Vereins am 11. Dez. 1894 der hochverdiente Präsident dieses Vereins Frh. von Loe: „Keiner, der auf christlich-konservativem Boden steht, kann konsequenter Weise im Princip gegen die Errichtung von Landwirthschaftskammern und gegen den Zweck des Gesetzes sein, wenn auch an der Form desselben Manches entschieden mißfällt. Das thut es uns auch; aber da es einmal in Kraft getreten ist, so ist es unsere Aufgabe, dahin mitzuwirken, daß dasselbe nach Möglichkeit verbessert und möglichst segensreich für die Landwirthschaft gestaltet werde."

XI.

Wenn wir auch eine baldige allseitige Inangriffnahme der berufsgenossenschaftlichen Organisation des Bauernstandes für nothwendig halten, so möchten wir doch vor Ueberstürzung warnen. Warte man noch eine kurze Weile, um zu erproben, wie sich die preußischen Landwirthschaftskammern bewähren. Gar Manches wird an denselben verbessert werden müssen, während vielleicht umgekehrt Manches sich bewähren wird, was jetzt noch als fehlerhaft erscheint. Warum sollen wir uns nicht unliebsame und möglicherweise sogar nachtheilige Erfahrungen ersparen, wenn wir sie uns ersparen können, während unser größter deutscher Staat, nachdem er einmal die Kammern eingeführt hat, genöthigt ist, uns vor solchen Erfahrungen zu bewahren? Je eifriger mittlerweile in den anderen Staaten mit der Gründung und dem weiteren Ausbau von Bauernvereinen und ländlichen Genossenschaften jeglicher Art vorgegangen wird, desto geringer ist der Nachtheil einer kurzen Verzögerung der Einführung der Organisation in diesen Staaten und desto reifer wird unser Bauernstand für das Endziel der Agrarpolitik: die berufsgenossenschaftliche Organisation des Bauernstandes!

I. Gesetz über Landwirthschaftskammern

vom 30. Juni 1894.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. verordnen unter Zustimmung der beiden Häuser des Landtages Unserer Monarchie, was folgt:

§ 1.

Zum Zwecke der korporativen Organisation des landwirthschaftlichen Berufsstandes können durch Königliche Verordnung nach Anhörung des Provinzial-Landtages Landwirthschaftskammern errichtet werden, welche in der Regel das Gebiet einer Provinz umfassen. Im Bedürfnißfalle können für eine Provinz mehrere Landwirthschaftskammern errichtet werden.

§ 2.

Die Landwirthschaftskammern haben die Bestimmung, die Gesammtinteressen der Land- und Forstwirthschaft ihres Bezirkes wahrzunehmen, zu diesem Behufe alle auf die Hebung der Lage des ländlichen Grundbesitzes abzielenden Einrichtungen, insbesondere die weitere korporative Organisation des Berufsstandes der Landwirthe zu fördern. Auch haben sie das Recht, selbständige Anträge zu stellen.

Die Landwirthschaftskammern haben ferner die Verwaltungsbehörden bei allen die Land- und Forstwirthschaft betreffenden Fragen durch thatsächliche Mittheilungen und Erstattung von Gutachten zu unterstützen. Sie haben nicht nur über solche Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung sich zu äußern, welche die allgemeinen Interessen der Landwirthschaft oder die besonderen landwirthschaftlichen Interessen der betheiligten Bezirke berühren, sondern auch bei allen Maßnahmen mitzuwirken, welche die Organisation des ländlichen Credits und sonstige gemeinsame Aufgaben betreffen.

Die Landwirthschaftskammern haben außerdem den technischen Fortschritt der Landwirthschaft durch zweckentsprechende Einrichtungen zu fördern. Zu diesem Zwecke sind sie namentlich befugt, die Anstalten, das gesammte Vermögen, sowie die Rechte und Pflichten der bestehenden landwirthschaftlichen Centralvereine auf deren Anträge zur bestimmungsmäßigen Verwendung und Verwaltung zu übernehmen und mit deren bisherigen lokalen Gliederungen ihrerseits in organischen Verband zu treten, sowie sonstige Vereine und Genossenschaften, welche die Förderung der landwirthschaftlichen Verhältnisse zum Zwecke haben, in der Ausführung ihrer Aufgaben zu unterstützen.

Den Landwirthschaftskammern wird nach Maßgabe der für die Börsen und Märkte zu erlassenden Bestimmungen eine Mitwirkung bei der

Verwaltung und den Preisnotirungen der Produktenbörsen, sowie der Märkte insbesondere der Viehmärkte, übertragen.

§ 3.

Die Errichtung einer Landwirthschaftskammer erfolgt durch Königliche Verordnung auf Grund von Satzungen, welche den Vorschriften dieses Gesetzes entsprechen. Aenderungen der Satzungen bedürfen, soweit die Königliche Verordnung nicht etwas anderes bestimmt, der Königlichen Genehmigung. Die Satzungen, sowie Aenderungen derselben sind durch den Staatsanzeiger zu veröffentlichen.

Die Landwirthschaftskammer hat als ersten Gegenstand ihrer sachlichen Verhandlungen die Satzungen durchzuberathen.

§ 4.

Die Satzungen müssen innerhalb der durch dieses Gesetz gegebenen Vorschriften Bestimmungen enthalten über:

1. Den Sitz der Landwirthschaftskammer;
2. Das nach dem Grundsteuerreinertrage anzugebende Mindestmaß des zum passiven Wahlrecht berechtigenden Grundbesitzes;
3. Die Zahl der Mitglieder und ihre Vertheilung auf die Wahlkreise;
4. Die Reihenfolge des Ausscheidens der Mitglieder;
5. Die für die Beschlußfähigkeit erforderliche Zahl der Mitglieder;
6. Die Wahl und die Zusammensetzung des Vorstandes, die Befugnisse des Vorstandes und des Vorsitzenden;
7. Die Form für die Legitimation des Vorstandes und seiner Mitglieder;
8. Die Voraussetzungen und die Form für die Zusammenberufung der Landwirthschaftskammer;
9. Die Bezeichnung der Gegenstände, welche der Beschlußfassung der Landwirthschaftskammer vorbehalten bleiben;
10. Die Form der Bekanntmachungen;
11. Das Verfahren bei Aenderungen der Satzungen.

§ 5.

Die Mitglieder der Landwirthschaftskammer werden gewählt. Voraussetzung des passiven Wahlrechts ist die Angehörigkeit zu einem deutschen Bundesstaate und ein Alter von mindestens 30 Jahren.

Vom Wahlrecht sind ausgeschlossen:

1. Personen, welche nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sind;
2. Personen, über deren Vermögen der Konkurs eröffnet ist, oder deren Grundstücke der Zwangsversteigerung oder Zwangsverwaltung unterliegen.

§ 6.

Wählbar zu Mitgliedern der Landwirtsschaftskammern sind unter den im § 5 bezeichneten Voraussetzungen:

1. Die Eigenthümer, Nutznießer und Pächter land- oder forstwirthschaftlich genutzter Grundstücke, deren Grundbesitz oder Pachtung im Bezirke der Landwirthschaftskammer wenigstens den Umfang einer selbstständigen Ackernahrung hat oder für den Fall rein forstwirthschaftlicher Benutzung zu einem jährlichen Grundsteuer-

reinertrage von mindestens 150 Mark veranlagt ist, so wie deren gesetzliche Vertreter und Bevollmächtigte;

2. im Bezirke der Landwirthschaftskammer wohnende Personen, welche
   a) nach No. 1 als Eigenthümer, Nutznießer oder Pächter wählbar gewesen sind, oder
   b) mindestens 10 Jahre als Vorstandsmitglieder oder Beamte von landwirthschaftlichen Genossenschaften und Creditinstituten thätig sind, oder welchen
   c) wegen ihrer Verdienste um die Landwirthschaft von der Landwirthschaftskammer die Wählbarkeit beigelegt ist.

§ 7.

Wahlbezirke sind in der Regel die Landkreise; durch die Satzungen können mehrere Kreise zu einem Wahlbezirke vereinigt werden. Ebenso können Stadtkreise behufs der Wahl mit benachbarten Landkreisen zu einem Wahlbezirke vereinigt werden. In jedem Wahlbezirke sind in der Regel zwei Mitglieder zu wählen.

§ 8.

Die Wahl erfolgt durch die Kreistage. Die Kreistagsmitglieder aus dem Wahlverbande der Städte nehmen nur insoweit an der Wahl Theil, als sie nach § 6 wählbar sind; Ausnahmen von dieser Beschränkung können durch die Satzungen bezüglich solcher Städte zugelassen werden, deren Einwohner überwiegend Landwirthschaft treiben.

Falls Stadtkreise mit Landkreisen zu einem Wahlbezirk vereinigt werden, wird die Zahl der den Stadtkreisen zukommenden Wahlmänner nach Verhältniß des Grundsteuerreinertrages der Stadt- und Landkreise des Wahlbezirks durch die Satzungen bestimmt. Die Wahlmänner der Stadtkreise werden von der Gemeindevertretung aus der Zahl der nach § 6 wählbaren Einwohner der Stadtkreise gewählt.

Die Wahl geschieht unter Leitung des Landraths nach absoluter Stimmenmehrheit; bei Stimmengleichheit entscheidet das durch den Vorsitzenden zu ziehende Loos. Ergiebt ein Wahlgang nicht die absolute Mehrheit, so findet eine Stichwahl zwischen denjenigen Beiden statt, welche die meisten Stimmen erhalten haben. Das Nähere bestimmt eine von dem Minister zu erlassende Wahlordnung.

§ 9.

Die Landwirthschaftskammern können eine Aenderung des Wahlverfahrens (§ 8) auf folgender Grundlage beschließen:

1. Das aktive Wahlrecht steht Eigenthümern, Nutznießern und Pächtern eines zum passiven Wahlrecht berechtigenden ländlichen Grundbesitzes unter den Voraussetzungen des § 5 mit der Maßgabe zu, daß das erforderliche Alter 25 Jahre beträgt.
2. Das Wahlrecht stuft sich nach dem Grundsteuerreinertrage ab.
3. Die Wahl ist indirekt.
4. Das Wahlrecht kann auch an Eigenthümer und Pächter von kleinerem als dem nach Ziffer 1 angegebenen Grundbesitz verliehen werden. Die auf Grund dieses Paragraphen beschlossenen Satzungs-Aenderungen bedürfen der Königlichen Genehmigung.

§ 10.

Das Ergebniß der Mitgliederwahl ist von dem Wahlvorstande der Landwirthschaftskammer unter Beifügung des Wahlprotokolls mitzutheilen. Einsprüche gegen die Wahl werden von der Landwirthschaftskammer endgültig entschieden.

§ 11.

Die Mitglieder der Landwirthschaftskammern werden auf sechs Jahre gewählt. Alle drei Jahre scheiden die Vertreter der Hälfte der Wahlbezirke nach einer durch die Satzungen festzusetzenden Reihenfolge aus. Ist die Zahl der Wahlbezirke eine ungerade, so scheidet das erste Mal die größere Zahl aus. Die ausscheidenden Mitglieder sind wieder wählbar und bleiben so lange in ihrer Stellung, bis eine Neuwahl stattgefunden hat.

Scheidet ein Mitglied durch den Tod oder aus sonstigen Gründen aus, so hat eine Ersatzwahl für den Rest der Wahlperiode stattzufinden, sofern dieser Rest mindestens ein volles Jahr beträgt.

§ 12.

Jeder in der Person eines Mitgliedes eintretende Umstand, welcher dasselbe, wenn er vor der Wahl vorhanden gewesen wäre, von der Wählbarkeit ausgeschlossen haben würde, hat das Erlöschen der Mitgliedschaft zur Folge.

Die Landwirthschaftskammer kann ein Mitglied, gegen welches ein gerichtliches Strafverfahren eröffnet wird, bis nach Abschluß desselben von seiner Stellung vorläufig entheben. Für diesen Beschluß sind wenigstens zwei Drittheile der Stimmen erforderlich.

Gegen die Beschlüsse der Landwirthschaftskammer steht den Betroffenen die Beschwerde an den Provinzialrath zu, dessen Entscheidung endgültig ist. Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 13.

Alle drei Jahre wählt die Landwirthschaftskammer einen Vorsitzenden und dessen Stellvertreter. Diese bilden mit mindestens drei weiteren Mitgliedern den Vorstand. Für diese weitern Mitglieder werden für Fälle ihrer dauernden Verhinderung Stellvertreter gewählt. Ihre Zahl und die Reihenfolge der Einberufung im Vertretungsfalle ist durch die Satzungen festzusetzen.

§ 14.

Die Landwirthschaftskammern sind berechtigt, sich bis zu einem Zehntel ihrer Mitgliederzahl durch Zuwahl von Sachverständigen und um die Landwirthschaft verdienter Personen zu ergänzen. Denselben steht das Recht zu, an den Sitzungen mit berathender Stimme theilzunehmen.

§ 15.

Die Landwirthschaftskammer ist berechtigt, einzelne Ausschüsse aus ihrer Mitte zu bilden und mit besonderen, regelmäßigen oder vorübergehenden Aufgaben zu betrauen. Diese Ausschüsse haben ihrerseits das Recht, sich bis zu einer von der Landwirthschaftskammer festzusetzenden Zahl durch Nichtmitglieder der Kammer zu ergänzen. Sie fassen ihre Beschlüsse selbstständig, dieselben sind aber, soweit die Landwirthschaftskammer den Ausschüssen nicht bestimmte selbstständige Aufgaben zugewiesen hat, der Landwirthschaftskammer oder dem Vorstande zur Bestätigung vorzulegen.

§ 16.

Die Mitglieder versehen ihr Amt unentgeltlich. Doch kann ihnen eine den baaren Auslagen für die Theilnahme an den Sitzungen entsprechende Entschädigung durch Beschluß der Landwirthschaftskammer gewährt werden, auch ist bei Ausführung besonderer Anträge die Gewährung einer Entschädigung zulässig.

§ 17.

Der Geschäftsgang der Landwirthschaftskammer wird in einer von ihr festzusetzenden und zu veröffentlichenden Geschäftsordnung geregelt.

Die Sitzungen der Landwirthschaftskammer sind öffentlich. Gegenstände, welche sich nach Bestimmung der Landwirthschaftskammer zur öffentlichen Berathung nicht eignen, sowie diejenigen, welche von der Staatsregierung unter Beding der Geheimhaltung mitgetheilt werden, sind in geheimer Sitzung zu behandeln.

Ueber die Verhandlungen werden Protokolle geführt, welche innerhalb vier Wochen dem Minister abschriftlich einzusenden sind.

Die Tage der Sitzungen der Landwirthschaftskammer und des Vorstandes sind rechtzeitig dem Minister und dem Oberpräsidenten mitzutheilen. Die Vertreter der Staatsregierung sind jederzeit zum Wort zu verstatten.

§ 18.

Die der Landwirthschaftskammer für ihren gesammten Geschäftsumfang entstehenden Kosten werden von ihr, soweit sie nicht durch anderweitige Einnahmen, insbesondere durch Staatszuschüsse, gedeckt werden, auf diejenigen Besitzungen, welche den im § 6 Ziffer 1 enthaltenen Bedingungen entsprechen, nach dem Maßstabe ihres mit Wegfall der Thalerbruchtheile abzurundenden Grundsteuerreinertrages vertheilt, von den Gemeinden und Gutsbezirken auf Anweisung des Regierungspräsidenten erhoben und durch Vermittelung der Kreis- (Steuer-) Kassen an die Landwirthschaftskammern abgeführt.

Sofern es sich um die Kosten solcher Einrichtungen oder Maßnahmen handelt, welche in besonders hervorragendem oder in besonders geringem Maße einzelnen Wahlbezirken zu Gute kommen, kann die Landwirthschaftskammer auf Antrag der Mehrheit der Vertreter der betreffenden Bezirke eine Mehr- oder Minderbelastung dieser Bezirke eintreten lassen. Derartige Beschlüsse bedürfen der Genehmigung des Ministers.

Die Berufspflicht für die Landwirthschaftskammer ist den gemeinen öffentlichen Lasten gleichzuachten. Rückständige Beiträge werden in derselben Weise wie Gemeindeabgaben eingezogen.

Die Beschwerde gegen die eingeforderten Beiträge ist innerhalb zwei Wochen nach der Zahlungsaufforderung an den Vorstand der Landwirthschaftskammer zu richten, der über dieselbe beschließt. Gegen den Beschluß findet innerhalb zwei Wochen nach Zustellung die Klage, in dem Bezirke der Landwirthschaftskammer für die Provinz Brandenburg beim Bezirksausschusse zu Potsdam, in den Bezirken der übrigen Landwirthschaftskammern bei dem Bezirksausschusse desjenigen Bezirkes statt, in dem die Landwirthschafts-

kammer ihren Sitz hat. Gegen das Endurtheil des Bezirksausschusses ist nur das Rechtsmittel der Revision zulässig. Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

Wird auf Grund des § 9 Ziffer 4 das Wahlrecht auch an Eigenthümer und Pächter von kleinerem als dem nach Ziffer 1 angegebenen Grundbesitze verliehen, so muß dementsprechend gleichzeitig auch die Beitragspflicht auf die betreffenden Besitzungen ausgedehnt werden.

§ 19.

Die Landwirthschaftskammer hat jährlich einen Etat aufzustellen, öffentlich bekannt zu machen und dem Minister vorzulegen. Die Umlagen dürfen ein halb Prozent des Grundsteuerreinertrages in der Regel nicht übersteigen. Nur in außerordentlichen Fällen kann mit Genehmigung des Ministers eine Erhöhung vorgenommen werden. Ihr Kassen- und Rechnungswesen ordnen die Landwirthschaftskammern selbstständig.

§ 20.

Die Landwirthschaftskammer hat die rechtliche Stellung einer Korporation. Sie wird nach außen vertreten durch ihren Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter. Alle Urkunden, welche die Landwirthschaftskammer vermögensrechtlich verpflichten sollen, sind unter deren Namen von dem Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter und noch einem Mitgliede des Vorstandes zu vollziehen.

Die Landwirthschaftskammer führt als Siegel den Preußischen Adler mit der Umschrift:

„Landwirthschaftskammer für. . . .“

Das staatliche Aufsichtsrecht über die Landwirthschaftskammern wird durch den Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten ausgeübt.

§ 21.

Alljährlich einmal, und zwar bis zum 1. Mai, haben die Landwirthschaftskammern dem Minister über die Lage der Landwirthschaft ihres Bezirkes zu berichten.

Von fünf zu fünf Jahren haben sie einen umfassenden Bericht über die gesammten landwirthschaftlichen Zustände ihres Bezirks an den Minister zu erstatten. Alle Berichte an die Centralbehörden sind durch den Ober-Präsidenten vorzulegen.

§ 22.

Auf den Antrag des Staatsministeriums kann eine Landwirthschaftskammer durch Königliche Verordnung aufgelöst werden. Es sind sodann Neuwahlen anzuordnen, welche innerhalb 3 Monaten, vom Tage der Auflösung an, erfolgen müssen. Die neugewählte Landwirthschaftskammer ist innerhalb sechs Monaten nach erfolgter Auflösung zu berufen.

Ueber die zwischenzeitliche Geschäftsführung und Vermögensverwaltung der Landwirthschaftskammer trifft der Minister die erforderlichen Anordnungen.

§ 23.

Bei der ersten Einrichtung werden bis zur Konstituirung die Obliegenheiten der Landwirthschaftskammer durch den Oberpräsidenten wahrgenommen.

§ 24.

Für die Hohenzollernschen Lande tritt überall, wo in diesem Gesetze von Grundsteuerreinertrag die Rede ist, an dessen Stelle das Grundsteuerkapital nach näherer Bestimmung des Ministers. Desgleichen tritt an Stelle des Oberpräsidenten der Regierungspräsident, des Provinzialraths der Bezirksausschuß, des Kreises der Oberamtsbezirk, des Kreistages die Amtsversammlung und an Stelle des Landrathes der Oberamtmann.

§ 25.

Mit der Ausführung dieses Gesetzes ist der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten beauftragt.

II. Entwurf von Satzungen

für die

Landwirthschaftskammer

für die

Provinz .....

---

§ 1.

Die Landwirthschaftskammer für die Provinz .... hat ihren Sitz zu ....

§ 2.

Die Landwirthschaftskammer hat die gesetzliche Bestimmung, die Gesammt-Interessen der Land- und Forstwirthschaft ihres Bezirkes wahrzunehmen und zu diesem Behufe alle auf die Hebung der Lage des ländlichen Grundbesitzes abzielenden Einrichtungen, insbesondere die weitere korporative Organisation des Berufsstandes der Landwirthe und den technischen Fortschritt der Landwirthschaft zu fördern. Die näheren Obliegenheiten und Befugnisse der Landwirthschaftskammer ergeben sich aus § 2 Abs. 1 des Gesetzes bis 3 über die Landwirthschaftskammer vom 30. Juni 1894 (Ges.-S. S. 126 u. ff.); die Regelung der im § 2 Abs. 4 daselbst vorgesehenen Mitwirkung bei der Verwaltung der Produktenbörse und Märkte bleibt vorbehalten.

§ 3.

Wählbar zu ordentlichen (stimmberechtigten) Mitgliedern der Landwirthschaftskammer sind unter den in § 5 des Gesetzes bezeichneten Voraussetzungen:

1. Die Eigenthümer, Nutznieser und Pächter land- oder forstwirthschaftlich genutzter Grundstücke, deren Grundbesitz oder Pachtung im Bezirke der Landwirthschaftskammer zu einem Grundsteuerreinertrage von ..... Thalern oder mehr, im Falle von forstwirthschaftlicher Benutzung aber zu einem gleichen Ertrage von 50 Thalern oder mehr veranlagt ist.
2. Die im § 6 Ziffer 2 des Gesetzes bezeichneten Personen.

§ 4.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Landwirthschaftskammer beträgt ..... Wahlbezirke sind die Landkreise. (Jedoch werden die Kreise A und B. C und D u. s. w. zu je einem Wahlbezirke vereinigt). Ebenso wird der Stadtkreis E mit dem Kreise F, der Stadtkreis G mit dem Kreise H u. s. w. zu einem gemeinschaftlichen Wahlbezirke verbunden, und zwar kommen hierbei dem Stadtkreise E... Wahlmänner[1]), dem Stadtkreise G.. Wahlmänner u. s. w zu.

In jedem Wahlbezirke sind 2 Mitglieder zu wählen.[2])

Die im § 8 Abs. 1 des Gesetzes vorgesehene Beschränkung des Wahlrechtes der Kreistagsmitglieder aus dem Wahlverbande der Städte findet für die Städte A, B, C, (oder auf die Städte mit weniger als 10 000 Einwohnern) keine Anwendung.

§ 5.

Von den ordentlichen Mitgliedern scheiden 3 Jahre nach der ersten Wahl die Vertreter der Hälfte der Bezirke, nämlich der Wahlbezirke A, B (in alphabetischer Reihenfolge, oder auch durch das Loos zu bestimmen) aus.[3]) Die Vertreter der übrigen Wahlbezirke scheiden nach 6 Jahren aus, so daß von der zweiten Wahl an für die Vertreter aller Bezirke ein regelmäßiger 6jähriger Wechsel stattfindet.

§ 6.

Die durch Zuwahl der Landwirthschaftskammer berufenenen außerordentlichen Mitglieder (§ 14 des Gesetzes) scheiden nach 3 Jahren aus ihrer Stellung aus, soweit sie nicht von vornherein auf eine kürzere Zeit einberufen sind.

§ 7.

Die Landwirthschaftskammer hält jährlich mindestens eine Sitzung ab. Sie ist, abgesehen vom Falle des § 12 Abs. 2 des Gesetzes, beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte ihrer ordentlichen Mitglieder anwesend sind. Ueber einen Gegensatz der Tagesordnung, über welchen wegen Beschlußunfähigkeit ein Beschluß nicht gefaßt werden konnte, kann mit Ausnahme von Satzungsänderungen in der folgenden Sitzung der Landwirthschaftskammer ohne Rücksicht auf die Zahl der anwesenden Mitglieder Beschluß gefaßt werden, wenn bei der Bekanntgebung der Tagesordnung für die zweite Sitzung hierauf ausdrücklich hingewiesen worden ist. Die Vor-

1) Nach Verhältniß des Grundsteuer-Reinertrages zu ermitteln.

2) Anderweite Festsetzung ist zulässig.

3) Ist die Zahl der Wahlbezirke ungerade, so scheidet das erste Mal die größere Hälfte aus.

ſtandswahlen erfolgen durch Stimmzettel. Wahl durch Zuruf iſt nur zuläſſig, wenn Niemand widerſpricht.

§ 8.

Der Landwirthſchaftskammer bleibt ausſchließlich vorbehalten die Beſchlußfaſſung über:

1. Die Wahl des Vorſitzenden und des Vorſtandes, ſowie ihrer Stellvertreter;
2. Die jährliche Feſtſtellung des Etats und der auszuſchreibenden Umlagen;
3. Die beſondere Verleihung der Wählbarkeit zur Landwirthſchaftskammer nach § 6 2c des Geſetzes;
4. Die vorläufige Enthebung von Mitgliedern, § 12 Abſ. 2 des Geſetzes;
5. Die Zuwahl von außerordentlichen Mitgliedern, § 14 des Geſetzes;
6. Die Bildung von Ausſchüſſen nach § 15 des Geſetzes und die Beſtimmung über die Aufgaben dieſer Ausſchüſſe;
7. Die etwaige Gewährung einer Entſchädigung an die Mitglieder für baare Auslagen, § 16 des Geſetzes;
8. Die Feſtſetzung der Geſchäftsordnung und der allgemeinen Beſtimmungen über das Kaſſen- und Rechnungsweſen;
9. Die Aenderung der Satzungen;
10. Die im § 2 Abſ. 3 des Geſetzes vorgeſehenen Abmachungen mit landwirthſchaftlichen und zweckverwandten Vereinen.

§ 9.

Der Vorſtand der Landwirthſchaftskammer beſteht aus dem Vorſitzenden, deſſen Stellvertreter und .... Mitgliedern. Für dieſe weiteren Mitglieder werden Stellvertreter gewählt. Der Vorſtand iſt beſchlußfähig, wenn mit Einſchluß des Vorſitzenden oder ſeines Stellvertreters mindeſtens die Hälfte des Vorſtandes anweſend iſt. Die Einberufung der Stellvertreter für die verhinderten Mitglieder erfolgt nach der Reihenfolge ihres Lebenalters.

§ 10.

Der Vorſitzende oder deſſen Stellvertreter vertritt die Landwirthſchaftskammer nach Außen. Alle Urkunden, welche die Landwirthſchaftskammer vermögensrechtlich verpflichten ſollen, ſind unter deren Namen von dem Vorſitzenden oder deſſen Stellvertreter und noch einem Mitgliede des Vorſtandes zu vollziehen. Der Vorſitzende und in deſſen Behinderung ſein Stellvertreter leitet die Geſchäfte und iſt der Dienſtvorgeſetzte der Beamten der Landwirthſchaftskammer. Er muß ſolche Sitzungen berufen, wenn mindeſtens (die Hälfte) $^1/_3$ der Mitglieder des Vorſtandes oder der Landwirthſchaftskammer dies verlangen. Die Berufungen erfolgen durch öffentliche Bekanntmachung in dem hierzu beſtimmten Blatte (§ 11) und durch beſondere Einladung, in beiden Fällen unter Mittheilung der Tagesordnung. Zur Rechtsgiltigkeit der Einberufung genügt die öffentliche Bekanntmachung. Ueber Gegenſtände, welche nicht auf der Tagesordnung geſtanden haben, kann ein Beſchluß nur gefaßt werden, wenn Niemand widerſpricht.

Der Vorstand ist in allen Angelegenheiten zuständig, welche der Landwirthschaftskammer nicht vorstehend ausdrücklich vorbehalten sind, oder welche sie sich nicht durch besonderen Beschluß vorbehalten hat. Anträge und Gutachten, welche von dem Vorstande ausgegangen sind, müssen der Landwirthschaftskammer zur Kenntnißnahme vorgelegt werden.

Der Vorstand der Landwirthschaftskammer führt seine Legitimationen durch eine Bescheinigung des Oberpräsidenten.

§ 11.

Die von der Landwirthschaftskammer ausgehenden Bekanntmachungen sind unter deren Namen zu erlassen und vom Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter zu unterzeichnen.

Die Bekanntmachungen erfolgen durch die . . . . . Zeitung.

§ 12.

Aenderungen der Satzungen müssen vom Vorstande oder von mindestens $^1/_4$ der Mitglieder beantragt und von mindestens der Hälfte der Mitglieder angenommen sein.

§ 13.

Die nicht auf Kündigung angestellten Beamten der Landwirthschaftskammer haben im Falle ihrer Dienstunfähigkeit einen Anspruch auf Pension nach Maßgabe der für die unmittelbaren Staatsbeamten geltenden Pensionsgesetze. Ueber die Berechnung der Dienstzeit ist im Anstellungsvertrage Bestimmung zu treffen.

In Betreff der Dienstvergehen der Beamten finden die Vorschriften des Gesetzes vom 21. Juli 1852 (Ges. S. S. 465) Anwendung.

Die kath. Studentenkorporationen.

Bedeutung u. Aufgaben derselben in der Gegenwart.

Von einem deutschen Katholiken.

Als am 30. August vorigen Jahres die 44. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Landshut zusammentrat, berührte der Präsident, Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. Julius Bachem, in seiner Begrüßungsrede auch die gegenwärtig so aktuelle Frage der Betheiligung der Katholiken Deutschlands an den wissenschaftlichen Studien. Mit warmen Worten wandte er sich an die studierende Jugend: „Unsere Studenten sind unsere Zukunftshoffnung. Vor die Front mit Euch! (Bravo!) Das Volk ist bereit dem Gelehrtenstand zu folgen, wenn es nur sicher ist, daß der Gelehrte festhält an dem, was für es das Wichtigste ist, am Bekenntniß der Religion. (Beifall!) Gebt durch Euer Verhalten die Gewähr, daß Ihr auf dem Boden des Christentums steht, und dann führt unser Volk an auf wissenschaftlichem Gebiet."

In den Worten des verehrten Sprechers der deutschen Katholikenversammlung liegt die Berechtigung dieser Broschüre.

Bachem stellt dem kath. Studenten ein Programm, wo aber kann derselbe befähigt werden dem Programm nachzukommen? Auf den Universitäten einzig und allein in den kath. Studentenkorporationen.

Dann heißt aber das Wort: „Vor die Front mit Euch"! ein Doppeltes:

1) Ihr einzelnen Studenten vor in die Korporationen!

2) Ihr Studenten-Korporationen vor an Eure Aufgabe!

Vor zwei Jahren erließ die mittelrheinische Philistervereinigung katholischer Studentenvereine Deutschlands ein Preisausschreiben: „Warum tritt man heutzutage einem katholischen Studentenvereine bei"? Die Worte Bachem's, der Erlaß dieses Preisausschreibens beweisen, daß unser Thema ein zeitgemäßes ist. Vielleicht kann unsere Darlegung als eine nachträgliche Bearbeitung erscheinen, doch erweitert sie den Begriff „Verein" zu „Vereinigung", daß er gleichmäßig umspanne Vereine wie Verbindungen.

I.

Eine großartige Zeit, in der wir leben! Ein vielmaschiges Netz von religiösen, politischen und sozialen Verbänden, von wissenschaftlichen und geselligen Vereinen umspannt alle Schichten der Bevölkerung. Was man noch vor 2, 3 Dezennien für unmöglich gehalten hätte, vollzieht sich vor unseren Augen: wir erhalten wie im Mittelalter eine ständische Gliederung, alle Berufszweige organisieren sich, und was außerhalb der Organisation steht, sinkt zu Bedeutungslosigkeit herab, wird zerrieben. Dieser korporative Drang wurzelt in der Natur des Menschen und wird wach gerufen durch die großen Fragen der Zeit. Homo animal politicum. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen. Dieser Ausspruch des Aristoteles, der Ausgangspunkt der scholastischen Staatslehre, wird wieder befruchtendes Prinzip auch der neuzeitlichen Gesellschaftsentwickelung.

Und Du allein wolltest dastehen in individualistischer Selbstgenügsamkeit, vereinzelt und vereinsamt, Du, ein deutscher Student, einer Nation angehörend, welcher der korporative Gestaltungsdrang so recht eigentümlich ist, Du, Angehöriger eines Standes, des studentischen, der seine reich gegliederte Organisation am längsten und entschiedensten aus dem gestaltungsfrohen Mittelalter hinübergerettet in die neuzeitliche Renässance?

Und in welchem Lebensalter? In der Jugend, in der man mehr wie in jeder anderen Lebensepoche das Bedürfniß nach Selbstergänzung, nach persönlichem Gefühls- und Gedankenaustausch empfindet, in der man so leicht sich anschließt und Blüthen der Freundschaft bindet, die das ganze Leben verschönern.

Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.
Wallenstein V. 3.

Bedauernswerth genug der Arme, dem harte Lebensverhältnisse eine einsame freudlose Jugend auferlegen; er kann durch rastlos ringende Arbeit im späteren Leben eine angesehene Stellung einnehmen, er kann in geistiger und seelischer Abhärtung innere Ruhe sich erarbeiten, das frohe Schwelgen in der Erinnerung einer freudig mit den Freudigen verbrachten Jugend aber ist ihm zeitlebens versagt, und diese Leere wird stets unausgefüllt bleiben und seinem ganzen Wesen frühzeitige Herbe aufdrücken; und was brauchen wir nötiger in unserem eisernen Zeitalter, in diesem ruhelosen Räderkampf des Maschinengetriebs auch auf geistigem Gebiet, als Erholung und Abspannung, und wo gelingt sie nächst dem Familienheim besser und schöner als im Kreise der Jugendfreunde?

Du willst Freundschaft schließen? Wie denn, mit wem? Wie es der Zufall bringt! Das Wichtigste dem Zufall anheimstellen! Und gesetzt, er sei ein verhältnißmäßig glücklicher, den Schöpfungen des Zufalls haftet gern das Zufällige an, Verkehr ist noch keine Freundschaft, und warum warten bis der Zufall bietet, was man im Vereine vorfindet? Das ist das Eigentümliche eines Vereines, daß er neue Knospen der Freundschaft treibt, ohne die alten verwelken zu lassen, das geschieht aber nur aus einer gemeinsamen Grundlage und im Schutz einer gemeinsamen Verfassung oder Form.

„Das Vereinsleben ist zu theuer"! Auf eine allgemein gehaltene Behauptung eine allgemein gehaltene Erwiederung: Das Bedürfnis nach Zerstreuung und Lebensfreude, das keinem Lebensalter so innewohnt wie der Jugend, keinem Stand so eigentümlich wie dem Studenten, wird am kostspieligsten und teuersten befriedigt — einsam und allein. In gleichgestimmter Gesellschaft erheitert ein einfacher Spaziergang auch in reizloser Gegend, den einsamen Wanderer ziehen auf die Dauer kaum die großartigsten Naturschönheiten von der Umklammerung trüber Gedankenmassen ab. Allerdings verdient der Kostenpunkt bei der Wahl eines Vereines in Betracht gezogen zu werden, und da läßt sich ganz allgemein die Regel aufstellen: Je idealer die Ziele einer Vereinigung, je weniger das Vergnügen Selbstzweck, um so billiger das Vereinsleben.

Wo derber Sinnengenuß die einzige gemeinsame Grundlage, da wird die Freundschaft teuer bezahlt, und es ist doch nur ein Surrogat, was man eintauscht. Die Grundbedingungen wahrer

Freundschaft liegen wo anders, eine Fachautorität auf diesem Gebiet, der den Gegenstand in ebenso angenehmer wie umfassender Weise behandelt, möge es uns verrathen: Cicero de amicitia cap. 6, § 20: „Est enim amicitia nihil aliud nisi omnium divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et caritate consensio.“ „Denn Freundschaft ist nichts anderes als Uebereinstimmung der Anschauungen über Gott und Welt, gepaart mit Wohlwollen und Liebe.“ Getroffen, wie porträtiert stehen sie vor uns, die katholischen Studentenkorporationen: Consensio divinarum humanarumque rerum! In der That, wahre und echte Freundschaft kann nur gedeihen auf der Grundlage einer gemeinsamen Weltanschauung. Sie allein erleichtert eine Versöhnung bei ausbrechenden Differenzen, sie ermuntert zu gegenseitiger Aussprache, sie erzeugt Vertrauen und Liebe. Gerade wir Katholiken vermissen im späteren Leben mitunter schwer den Anschluß an Gleichgesinnte. Versäumen wir wenigstens nicht in der Jugend, wo wir noch frei und unabhängig dastehen, dieses Glück zu genießen, und vergessen wir nicht, daß wir vielleicht unser Leben lang davon zehren müssen.

Unsere Anschauung ist nicht so eng umschrieben, daß ein Auseinandergehen der Ansichten in Nebensachen, für die geistige Anregung so vorteilhaft, damit ausgeschlossen wäre; gerade das Bewußtsein der Einheit im wesentlichen ermöglicht einen Austausch und Widerstreit der Ansichten, weil man weiß, daß man bei allem Auseinandergehen auf gemeinsamer Grundlage sich wiederfindet. Die Vertretung der Katholiken im Parlament zeigt das gleiche Bild. Wie oft wurde das Auseinanderfallen des Centrums mit Sicherheit vorhergesagt! Demokraten und Conservative, Adelige und Bürgerliche, widerstrebende Elemente, die auseinandergehen müßten, und sie gingen auch auseinander, aber sie fanden und finden sich immer wieder! Denn sie stehen auf dem festen Fundament der consensio omnium divinarum humanarumque rerum cum caritate et benevolentia!

Der Student bedarf der Korporation zur Erholung und zur Reife des Charakters. Viele Worte hierüber zu verlieren erscheint nicht nötig. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Wir brauchen beides, die Stille des Studiums wie den Verkehr mit den Mitmenschen. „Inwendig lernt niemand sich selbst kennen, er dünket sich bald zu klein und leider auch öfters zu groß.“

Als kürzlich in Darmstadt sich eine kath. Verbindung bildete, veranstalteten angeblich an tausend Studierende eine Protestversammlung hiergegen: eine konfessionelle Verbindung sei unberechtigt und störe den Frieden. Der Senat verwies den Herren ihr Vorgehen und erteilte der neuen Verbindung die Genehmigung. Nach unseren Ausführungen bildet gerade die Konfessionalität die Grundlage wahrer Freundschaft. Nun knüpft sich an das Wort konfessionell eine ganz merkwürdige Begriffsverwirrung, so daß es geboten erscheint, des näheren auf seine Bedeutung einzugehen. Sprachlich leitet es sich her von „confiteri, bekennen". Was denn bekennen? Seine Weltanschauung, bestimmte religiös-philosophische Ideen, die man für wahr hält, und nach denen man sein Leben einzurichten strebt. Zwei Konfessionen gab es von Alters her in Deutschland, die gesetzlich anerkannt und geschützt waren, Katholiken und Juden. Durch den Augsburger Religionsfrieden 1555 wurde auch die Augsburger Konfession öffentlich anerkannt, und im Westfälischen Frieden wurde diese offizielle Anerkennung und der gesetzliche Schutz auch auf die Kalviniſten ausgedehnt. Durch die Macht der Gewohnheit blieb das Wort Konfession an diesen Religionsparteien haften. Thatsächlich bildeten sich aber noch andere Konfessionen. Indifferentismus, Atheismus sind auch Konfessionen, sind bestimmte Anschauungen über Gott und Welt, über Gut und Bös, und ihre Anhänger gestalten auch ihr Leben nach ihrem Bekenntnis.

Am interessantesten ist der Nachweis hierfür bei den Sozialdemokraten. Sie bekennen sich religiös, ich meine natürlich die zielbewußten nicht die bloßen Mitläufer, zum Atheismus, dieses Bekenntnis suchen sie theoretisch zu entwickeln und zu verteidigen, sie entfalten eine großartige Propaganda dafür und streben mit aller Macht das Leben des Einzelnen wie der ganzen Gesellschaft nach diesem Bekenntniß zu gestalten, und sie organisieren ihre Gläubigen in fest geschlossenen Gemeinden und Korporationen. Wir haben hier alle Momente und Kennzeichen einer Konfession genau wie beim Christentum: Glaubenslehre (Theorie), Apologie, Mission, Organisation des privaten und öffentlichen Lebens. Das Wort Konfession perhorreszieren sie, dem Wesen nach sind sie durch und durch konfessionell. Und an konfessioneller Rührigkeit übertreffen sie schier die alten Konfessionen und reichen heran an die der ersten Christen, eine Parallele, die sie ja selbst nicht ablehnen. Und diese modernste aller Konfessionen hat nicht nur ihre eigenen Gesangs- und Studentenvereine, sondern sogar Ruder- und Radfahrer-Vereine.

Sogar die Liebhaber des Sports sind nach ihrer Weltanschauung, das heißt doch wohl konfessionell organisiert. So mächtig ist der Trieb zur Vereinigung nach gemeinsamer Lebensanschauung, und da will man uns Katholiken verargen, wenn wir diesem Trieb gleichfalls folgen und auch dementsprechend uns korporativ verbinden. Die Heuchler! Nicht das Wesen konfessioneller Vereinigung perhorreszieren unsere Gegner, sondern die Thatsache nur, daß wir das gleiche Recht wie sie beanspruchen, daß wir uns ebenfalls organisieren, das heißt geachtet, stark und widerstandsfähig machen, das ist's wogegen man eifert!

Der Indifferentismus ist gleicherweise eine Konfession wie der Atheismus. Sein Bekenntniß ist, daß die alten Religionen gleich gut, gleich schlecht seien, und daß man aus jeder nehme, so viel einem gut scheine; und wie sehr er nach diesem Bekenntniß das öffentliche Leben und die staatlichen Einrichtungen gestaltet hat, ist unschwer zu erkennen. Und wenn er ausruft: keine konfessionellen Vereine, so ist das eben Heuchelei, er meint nur „keine Vereinigung auf Grundlage einer anderen Anschauung, als der unsrigen, als der des Indifferentismus."

Er ist eben hierin intoleranter wie wir; wir wehren keiner Anschauung, ihre Bekenner zu vereinen, wir fordern nur das gleiche Recht auch für uns. Als die ersten kath. Gesellenvereine auftauchten, wurden sie ebenfalls als konfessionelle Vereine angegriffen, und was sehen wir heute? Die evangelische Kirche kopiert genau das kath. Korporationswesen, wo eine evangelische Gemeinde sich bildet, schafft sie genau wie die katholische sich Jungfrauen-, Jünglings-, Gesellen- und Männer-Vereine; und die Juden haben von jeher sogar konfessionelle Wirthshäuser!

So hat man auch das Centrum bei seinem Entstehen als konfessionell angegriffen, als ob nicht auch die anderen Konfessionen auf Gestaltung des öffentlichen Lebens ihren Einfluß geltend machten! Nicht Katholizismus allein, auch Judentum, Protestantismus, Indifferentismus und Atheismus haben ihre politische Parteivertretung. Die freie Forschung des Protestantismus, seine verschiedenen Richtungen finden in der Gespaltenheit der politischen Parteien ihr deutliches Wiederspiel. Lessing sagt einmal, daß jeder protest. Pastor gern ein römisches Päpstlein sein möchte, in der Politik möchte jeder gleich Parteiführer sein, daher die rasche Aufeinanderfolge von christlich-sozial, deutsch-sozial, national-sozial und die Gespaltenheit

in konservativ, deutsch-konservativ, frei-konservativ: Freie Forschung und keine Autorität, viele Führer und keine Soldaten!

Auch in den Studentenkorporationen finden die verschiedenen Konfessionen ihren Reflex. Nicht die katholischen Verbände, nicht der Wingolf und nicht die neueren Reformverbindungen allein, auch die Korps und Burschenschaften vertreten bestimmte Weltanschauungen. Und wenn sie keine mehr vertreten, um so schlimmer für sie, dann vertreten sie etwas viel Engherzigeres: die Steuerklassen ihrer Eltern!

Nun erwidere man nicht, daß diese Verbände, Korps, Burschenschaft, auch gute Katholiken aufnehmen. Ganz richtig, sie haben nichts dagegen, wenn diese ihre Reihen verstärken, aber stille Voraussetzung dabei ist, daß sie ihre Anschauungen nicht geltend machen, zurücktreten lassen; auch sind tüchtige, angesehene Katholiken aus den Korps hervorgegangen, aber sie sind tüchtige Katholiken nicht geworden durch die Korps, sondern trotz derselben, gehalten vielleicht durch feste Familien- und Standestraditionen.

Man kann im allgemeinen sagen: Je eng begrenzter der Zweck eines Vereins, desto mehr kann er der einheitlichen Weltanschauung seiner Mitglieder entraten; und umgekehrt: je umfassender seine Ziele und je inniger er seine Mitglieder zu Lebensgemeinschaften zusammenzuschließen strebt, um so notwendiger wird als Grundlage: Gleichheit der Lebensanschauung. Bei einem „Verein gegen das Trinkgelderunwesen" wird niemand fragen, ob Katholik oder Protestant; bei einem Verein, dessen Zweck „Förderung der Humanität" ist, werden die Geister sich schon scheiden. Turn-, Schlittschuh-, Ruder- und Radfahr-Vereine u. s. w. sind an und für sich interkonfessionell; je mehr sie aber ihren speziellen Zweck hintenansetzen und denjenigen allgemeiner Geselligkeit hervorkehren, desto mehr wird sich ein etwaiger Aspirant die Mitglieder derselben auf ihre Gesinnung hin ansehen.

Die Studentenvereine umspannen das ganze Leben des Studenten, und auch als „alter Herr" bleibt man mit dem Vereine in Verbindung. Sie verlangen also ein festes Bekenntnis, und je klarer und offener ihre Stellungnahme, desto einflußreicher und bedeutungsvoller waren sie, Beispiel: die deutsche Burschenschaft; und je mehr sie auf eine einheitliche religiöse, soziale und politische Anschauung verzichten, desto mehr sinken sie zu bloßen Biergemeinschaften herab: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben."

Die Konfessionalität ist also kein Makel der kath. Korporationen, sondern ein Vorzug, sie bewahrt dieselben vom Herabsinken ins Gemeine und giebt ihnen einen idealen Schwung; den Berechtigungsschein hat, wie gesagt, ihnen schon Cicero ausgestellt, indem er als Wesen der Freundschaft, der wahren und echten, bezeichnet „die Uebereinstimmung der Anschauungen über Gott und Welt."

Diese Korporationen sind also *berechtigt*, sie sind aber auch *notwendig*. Uns deutschen Katholiken liegen besondere Aufgaben ob: 1. der Gesamtkirche, 2. der deutschen Nation gegenüber, und zur Lösung der ersteren sind wir berufen durch unsere nationale Eigentümlichkeit, zur Lösung der letzteren durch unsere religiöse; ein wechselseitiges Ineinandergreifen, Durchdringen und Fördern!

Als besondere Aufgaben des deutschen Katholizismus bezeichnet Prof. *Schell* in seiner bekannten Broschüre: Wahrung vor Ueberschwänglichkeit, Leichtgläubigkeit und Veräußerlichung, anderseits wissenschaftliche Durchdringung und Vertiefung unserer Religion; kraft der deutschen Gemütstiefe und dem grübelnden Drang nach Ergründung seien wir hierzu besonders geeignet. Man wird diesen Ausführungen beipflichten können — auch wir sind ja nationalem Stolz und Selbstgefühl nicht unzugänglich — ohne die damit in der Broschüre verbundenen Angriffe auf die Jesuiten zu billigen, und muß hinzufügen, daß in der Vaughan-Affaire in der That die deutschen Katholiken diesen ihren Beruf der Gesamtkirche gegenüber glänzend bewährt haben. Schwieriger aber und bedeutungsvoller vielleicht sind die Aufgaben, die uns unserer Nation gegenüber obliegen. Die Reformation brach mit der Vergangenheit. Mit der dem Sieger eigenen Selbstüberhebung wurde auf die Unterlegenen Schmutz und Schande gehäuft. In einem anderen Zusammenhang sagt Montesquieu: [1]) „Les places que la postérité donne sont sujettes, comme les autres aux caprices de la fortune. Malheur à la réputation de tout prince qui est opprimé par un parti qui devient le dominant." Die Behandlung Tilly's, Karl's V., Philipp's II. u. a. durch die siegende protestantische Geschichtschreibung giebt eine treffende Illustration zu den Worten Montesquieu's. Immer ruft sie mir diese Stelle, die sich dem Gymnasiasten schon einprägte, ins Gedächtniß zurück. Das gesamte kath. Mittelalter wurde aus der Kulturgeschichte gestrichen und zu einer Zeit der Finsterniß und Barbarei gestempelt. Charakteristisch für

[1]) Considérations chap. I bei der Vertreibung des Tarquinius Superbus.

die Scheu, mit der die Protestanten noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem Mittelalter aus dem Wege gingen, erschien mir immer die litterarische Thätigkeit Klopstocks. Er will sein deutsches Volk verherrlichen, sucht nach nationalen Stoffen, will über die Zeit des Rationalismus und der Wasserdichterei hinweg auf die Quellen der Poesie, Religion und Vaterlandsliebe, zurückgreifen; was hätte näher gelegen als wiederanzuknüpfen an die Blütezeit deutscher Volkskraft und Volksdichtung unter den Ottonen und Hohenstaufen? In instinktiver Scheu umging er die Zeit des katholischen Mittelalters. Um einen Anschluß an seine nationale Geschichte wiederzufinden, greift der deutsche Protestant zurück in das düstere Dunkel seiner Urwälder und kramt in einem sagenhaften Bardentum.

Eine 1000 jährige Kulturperiode des deutschen Volkes wird verleugnet, weil sie vor der Geburtsstunde der eigenen Konfession liegt; das ist die Macht des Parteifanatismus! Dieses 1000 jährige Geistesleben unseres Volkes von dem auf es gehäuften Schmutz wieder zu reinigen und als nationales Besitzthum zu restituieren, das ist patriotisch, und obliegt in erster Linie uns deutschen Katholiken. Und daß sie diese Aufgabe zu würdigen wissen, zeigen die Geschichtswerke von Janssen und Michael. Freilich hat Engherzigkeit diese Ehrenrettuug unserer deutschen Vergangenheit zunächst als einen Angriff auf sich selbst empfunden, und ohne einen solchen läßt sie sich ja auch nicht bewerkstelligen; das ist unsere schwierige Position. Schiller, Maria Stuart:

„Womit soll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich stellen, daß sie Euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen?
Kann ich doch für mich selbst nicht sprechen, ohne Euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht. III. 4.

Doch fangen auch die Protestanten an das Nationale des Unternehmens zu würdigen. Die glühende Begeisterung für Luther hielt den Verfasser der Sensationsschrift „Rembrandt als Erzieher" nicht ab, über Janssen und sein Werk das anerkennende Urtheil zu sprechen: „Es ist bezeichnend für die jetzige deutsche „Wissenschaftlichkeit", daß man einen Forscher wie Johannes Janssen, den gründlicher Fleiß, Wahrheitsliebe und eine durch seinen besonderen Standpunkt bedingte subjektive Geschichtsauffassung kennzeichnen, in ehrenrühriger Weise angreift. Man vermag Subjektivität nicht von mala fides zu unterscheiden; und man ist gewissenslos genug, diese so gewonnenen Ansichten offen auszusprechen; freilich ist Ritter-

lichkeit nicht eben die Sache deutscher Gelehrter. Aber doch sollte man bedenken, daß es Fälle giebt, in denen derjenige seine eigene Ehre riskiert, der sie Anderen nehmen will. Der Unparteiische wird es als ein Verdienst Johannes Janssen's anerkennen, daß er auch einmal die Kehrseite des Reformationszeitalters aufgezeigt hat; der Vernünftige wird seine wie der protestantischen Geschichtschreiber Darstellung gegeneinander abwägen und sich selbst ein Urtheil bilden, nur der Träge und Voreingenommene wird bei ihm zu kurz kommen. Wie der Grieche seine homerischen Rhapsoden, so sollte der Deutsche seine nationalen Geschichtschreiber anhören: empfangend und zugleich mitschaffend." S. 73.

In der Beurtheilung kath. Geschichtswerke vollzieht sich deutlich ein Umschwung. Die Aufnahme der Kulturgeschichte von Michael beweist es. Er begegnet bei weitem nicht diesen Schwierigkeiten und Anfeindungen wie Janssen; und Janssen war kein Jesuit. Es ist wirklich ungemein interessant, den Restitutionsprozeß des katholischen Mittelalters zu verfolgen. Er vollzieht sich mit Unterbrechungen seit 100 Jahren. Kein Geringerer als Goethe hat ihn eingeleitet. In seinem Büchlein: „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach" 1771[1]) hat er das Wort ergriffen für die mittelalterliche kirchliche Baukunst und sie gereinigt von dem auf ihr lastenden Vorwurf der Barbarei. Die Baukunst aber steht mit dem Kulturleben eines Volkes oder eines Zeitabschnitts im engsten Zusammenhang. Trotzdem kann man sich lange begnügen, die Baudenkmale einer Periode architektonisch zu bewundern, ohne zu dem Geiste vorzudringen, der sie schuf. Goethe erging es so. Dann kamen die Romantiker mit ihrer Bewunderung der mittelalterlichen Dichtung. Die Poesie faßt den Menschen schon mehr am Herzen wie die Architektur, eine rein äußerliche Bewunderung ohne tiefere Erfassung ist hier schon weniger möglich, und die Bewunderung der mittelalterlichen Dichtung führte die Schlegel und Stolberg zur Religion, die jene Dichtung befruchtete. Damit trat für einige Zeit ein Stillstand ein. Die mittelalterliche Kunst war zwar restituiert, aber mit ihrer Anerkennung verband man vorsichtig die restrictio mentalis, den geistigen Vorbehalt, mittelalterliches Leben, Denken und Fühlen entschieden zu verabscheuen.

Wie die Kunst, so lenkte bald auch die Wissenschaft ihr Augenmerk zurück in die Vergangenheit. Das Nationalitätsprinzip,

[1]) Göthe's Werke (Hempel) XXVIII 349.

das anderwärts zu politischen Revolutionen führte (Griechenland, Belgien, Polen), machte in Deutschland zunächst in den Wissenschaften sich geltend. Von einer unerfreulichen Gegenwart wandte der hochsinnige Freiherr von Stein seinen Blick in die Vergangenheit und rief ein bedeutungsvolles Nationalunternehmen ins Leben: Die Sammlung der mittelalterlichen Geschichtsquellen, der Monumenta Germaniae historica. Für den Geist der Sprachforschung der beiden Brüder Grimm ist charakteristisch die Bemerkung des älteren, Jakob's, in der Vorrede zur deutschen Mythologie: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und Altertum zu niedrig gestellt werden, wollte ich das Vaterland erheben. Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen frohen Zeit, die auch wiederkommen wird, mehr vermögen, sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte, und an der die Zukunft jede Geringschätzung der Vergangenheit rächen würde."

Markſteine in dieser Entwicklung bezeichnen auf geschichtlichem Gebiete die 1834—42 von dem protestant. Antistes Fr. v. Hurter herausgegebene klassische „Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen" und das von Aug. Friedr. Gfrörer 1859—61 publizierte Monumentalwerk „Papst Gregor VII. und sein Zeitalter", in Wahrheit eine großartig angelegte Geschichte der germanischen Völker im früheren Mittelalter. Beiden Forschern erging es wie den oben erwähnten Dichtern: durch ihre Studien wurden sie zurückgeführt zur kath. Kirche.

In unseren Tagen ging man weiter; man fing an, auch die mittelalterliche Rechts- und Gesellschaftslehre wieder zu beachten und zu achten, und in der Vertiefung dieser Erkenntnis und ihrer Nutzbarmachung für unser eigenes wirthschaftliches Leben, in dieser geistigen Bewegung stehen wir mitten drin, und wie thatkräftig hier die Katholiken eingegriffen haben, das zeigen ihre großartigen Erfolge auf sozialpolitischem Gebiet.

Es erübrigt noch die Ehrenrettung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie; sie wird im wesentlichen den Katholiken allein zufallen, weil nur sie hierin die nötige Fachkenntnis besitzen. Die Wiederbelebung des Studiums der thomistischen Litteratur und O. Willmann's Geschichte des Idealismus zeigen, daß auch diese Frage in Fluß gekommen ist.[1])

[1]) Vorstehendes über die Restituierung des Mittelalters schrieb ich Ende August. November-Dezember studierte ich den neu erschienenen 3. Band

Nicht minder viel ungebührlichen Staubes ist auf die äußere Gottesverehrung des Mittelalters geworfen worden. Wallfahrten, Prozessionen, Flurgänge, Kräuterweihen entsprechen recht eigentlich den Bedürfnissen des menschlichen Herzens. Sie schaffen eine poesievolle Interessenverbindung zwischen Gottesreich, Naturreich und Menschenleben. Bei unseren hohen kirchlichen Festen pflegt die Feigheit der Zeitungen gern die heidnischen Analogien zu verherrlichen, anstatt ehrlich und mutvoll der Kirche Dank zu wissen und Anerkennung zu zollen, daß sie das Heimische und Volkstümliche zu schonen und mit geistigem Gehalt zu durchdringen wußte. Wieviele schöne Gebräuche hat ein flacher Rationalismus unserem Volke als Aberglaube gebrandmarkt, entfremdet und verleidet, die in Wahrheit herrliche Volkssitten waren, voll Geist und Gemüth, in denen ein geheimnisvolles Sinnen und Minnen mit Gott und Natur sich wiederspiegelte.

„Man soll nicht Bilderstürmer sein. John Knox sagte einmal über ein Marienbild, es sei „nur ein bemaltes Brett"; das ist nicht wahr; es ist ein Symbol des Großen, des Ewigen, des Menschlichen. Menschheit und Gottheit begegnen sich in ihm. Dies gilt von der sixtinischen Madonna so gut wie von jedem Marienbild im deutschen Bauernhause. Gerade im Marien- und Heiligenkultus liegt ein ausgesprochen germanischer Zug — ein deutscher Erdgeruch — den Luther etwas zu rasch abgelehnt hat; möglicherweise werden die Deutschen, wenn sie sich auf ihr Deutschthum besinnen, desselben wieder inne werden; jedenfalls wird in einem Zeitalter, das der Kunst gewidmet ist, der vorwiegend künstlerischen Religion, dem Katholizismus, ein geräumiger Platz gewahrt werden müssen. Jedes Bild Christi, der Muttergottes, der Heiligen ist das Bild einer mehr oder minder erhabenen menschlichen Seele; und leichter als im Buchstaben erkennt sich der Mensch im Bilde, zumal wenn er kindlichen Herzens ist. Mehr als ein geschriebenes oder gesprochenes, ist ein gemaltes oder gesungenes Ecce homo. Wenn daher die künftige deutsche Bildung, vor der Alternative „Bild oder Buchstabe" gestellt, sich für den ersteren Faktor entscheidet, so dürfte dem Katholizismus dabei eine wichtige Rolle zufallen. Denn er hat nicht mit Vergangenheit gebrochen; er hat sich die alt- und

von O. Willmann's „Geschichte des Idealismus" und fand zu meiner Ueberraschung den gleichen Prozeß dort eingehend in einem eigenen Abschnitt behandelt. Ich verweise nachdrücklichst hierauf, wie denn überhaupt dieses großartige Werk von jedem kath. Studenten in den Ferien studiert werden soll.

urdeutsche „Bild"gesinnung bewahrt, welche der Protestantismus verbannte." (Rembrandt als Erzieher S. 328.)

„Ave Maria, da läuten sie den Tag zu Ruhe. Wie es feierlich klingt, das Glöckchen, das mit seiner hellen Stimme in der Einsamkeit der Berge und am rauschenden Meer ebensogut dem großen Gott das Abendlied der Seelen zuträgt, wie Flut und Wind ihm das der Natur aussprechen. Ave Maria ist ein Gruß des Friedens, und den rufe ich Ihnen zu, meine Emy, Ihnen und allen den Meinen, vom Carmel nach dem fernen Europa und recht ins Herz von Deutschland hinein." (Ida Hahn-Hahn: Orient. Briefe, Bd. II, S. 135.)

II.

Das sind die Aufgaben, die rückwärts schauend, den deutschen Katholiken obliegen, die Erhaltung und Restituierung eines nationalen geistigen Güterbesitzes der Vergangenheit, eine andere noch größere liegt vor uns, das Mitwirken an der fortschreitenden Kulturarbeit. Wir leben in einer Zeit gewaltiger technischer Entwickelung und rastlosen Fortschreitens der äußeren Kultur. Dieser Fortschritt ist bedroht durch eine Ausschreitung, die sich leicht an seine Spuren heftet, den Materialismus, die Nichtbeachtung und Leugnung geistiger und sittlicher Triebfedern und die Ueberschätzung der rohen, mechanischen Naturmacht. Dieser Gefährdung zu begegnen, durch Wahrung und Sicherung des Idealismus auch den Weiterbestand und die Weiterentwickelung unserer Kultur zu sichern, dazu sind wir Katholiken ganz besonders berufen. Der Reichskanzler v. Caprivi erklärte einmal, daß er die Mitarbeit des Centrums besonders schätze wegen des den Katholiken innewohnenden Idealismus. Unsere moderne Kultur ruht nicht auf dem Materialismus, so gern man dies auch vermeint, sondern auf dem christlichen Idealismus. Doch davon weiter unten. Das Aufwerfen der Paritätsfrage im katholischen Deutschland entspringt nun letzlich dem tiefen Bedürfniß der deutschen Katholiken nach vollberechtigter und vollverpflichteter Mitwirkung an unserer Kulturarbeit. Um

Vergl. auch Ph. Kaiser, Religionslehrer: Das Ceremonienwesen der katholischen Kirche, Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Band X Heft 1.

hierzu befähigt zu sein, bedarf die heranwachsende kath. Generation einer sicheren Führung und Leitung und bestimmter weiter unten des nähern zu erörternden Eigenschaften. Wer soll dem jungen Akademiker das geben? Nächst dem Elternhaus, das dieser Aufgabe in vielen Fällen aber nicht gewachsen sein dürfte, die Korporation. Das ist die hohe Aufgabe der katholischen Studentenkorporationen, ihre Glieder zu befähigen, den Anforderungen, die man an sie zu stellen berechtigt ist, vollauf gerecht zu werden. An der Lösung der Paritätsfrage haben die katholischen Studentenkorporationen wesentlich mitzuwirken. Die ersten Gründungen kath. Studentenverbindungen fallen noch vor's Jahr 1848, ihre eigentliche Entwickelung aber liegt in unserer Zeit. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß hat die katholische Kirche nicht nur ihren reichen Güterbesitz verloren, die Katholiken selbst verloren auch den staatlichen Rückhalt, den sie an ihren geistlichen Regierungen seither hatten. Die Territorien der geistlichen Fürsten wurden fast sämmtlich an protestantische Landesherrn ausgetheilt. Mit den protestantischen Regierungen kamen protestantische Beamte in katholische Gebiete, eine neue ungewohnte Erscheinung. Staatsdienst erhielt einen Beigeschmack von Protestantismus. Die staatliche Verwaltung dehnte ihre Machtsphäre aus, die Schule wurde ihr unterstellt, die technischen Fortschritte der Neuzeit, Eisenbahn, Post, Telegraphie schufen der staatlichen Verwaltung neue Gebiete der Bethätigung, ganz neue Beamtenkategorien erwuchsen. Wir Katholiken hatten diesen Veränderungen ziemlich verständnislos zugesehen. Das Studium, auf das wir uns im wesentlichen beschränkten, war Theologie. Erst sehr allmählich brachte das Schwergewicht der Thatsachen uns zum Bewußtsein, daß bei aller Hochachtung vor dem geistlichen Stand wir die staatliche Beamtenlaufbahn nicht mehr bloß als einen Nothbehelf betrachten dürfen. Früher war Theologie allgemeines Bildungsstudium gewesen, das den Zugang zu den verschiedensten Laufbahnen erschloß, aus dieser Stellung war sie durch die Jurisprudenz verdrängt worden, wie diese künftig vielleicht aus ihrer dominierenden Stellung durch die technischen Wissenschaften verdrängt werden wird. Wollen die Katholiken nicht allen Einfluß verlieren, so müssen sie damit rechnen.

Langsam stieg die Zahl der katholischen Universitätsstudenten. Sie hatten es nicht gerade immer leicht, auf Seite der eigenen Glaubensgenossen stand man ihnen vielfach kühl gegenüber, sah in ihnen halbwegs Abtrünnige. Sie waren isoliert, ohne Führung,

ohne Schutz. Der Theologiestudierende findet im Seminar eine wohlgeordnete Studien- und Lebensführung, auf den Universitäten ist man sich selbst überlassen, und aus dieser Notlage heraus erwuchsen die katholischen Studentenvereinigungen, ein Produkt der schöpferischen Kraft der Selbsthilfe.

Die ersten kath. Studentenvereinigungen entstanden in der Schweiz. Veranlaßt durch die kirchenfeindliche Richtung, die Ende der 30er Jahre in der Schweiz Platz griff (1839 Berufung des Dr. David Strauß an die neu gegründete Universität Zürich, 1841, 13. Januar Antrag des Direktors des Aargauischen Schullehrerseminars auf Aufhebung sämtlicher Klöster in Aargau, „weil sie allein die Ursache der unglücklichen Lage des Landes seien, wie das Mönchthum überhaupt nur Steppen und Barbarei schaffe, und der Mönch in der Regel ein schlechtes, verdorbenes Geschöpf sei, in dessen Schatten der Grashalm verdorre!"), bildete sich im Jahre 1841 in Schwyz der nur aus Schweizer Katholiken bestehende „Schweizerische Studentenverein".[1]) Der Bund scharte übrigens nicht nur Universitätsbesucher sondern auch Gymnasiasten und Lyceisten um seine Banner. Auch begnügte er sich nicht mit der Schweiz, sondern ließ die katholischen Schweizer, welche im Auslande studierten, sich dort ebenfalls zu Abteilungen des Vereins zusammenschließen; so entstand in München die Helvetia Monacensis im Jahre 1844. Das war das Jahr, wo auch die katholischen Studenten Deutschlands die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses empfanden. Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts hatten sie die Möglichkeit gehabt, katholische Universitäten zu besuchen, deren es im Jahre 1803 noch 18 gab. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß und den Wiener Verträgen wurden die katholischen Hochschulen teils aufgehoben, teils in angeblich paritätische verwandelt. Die religiöse Gleichgiltigkeit, welche damals die gebildeten Stände beherrschte, ließ die Katholiken ihre traurige Lage nicht sonderlich empfinden. Da gab die Gefangennehmung des Erzbischofs Klemens August von Köln 1837 den mächtigen Anstoß zur Aufrüttelung des katholischen Bewußtseins. Dann kam die Ausstellung des hl. Rockes, eine Million Katholiken pilgerten vom 18. August bis 6. Oktober 1844 nach Trier, um im lebendigen Glauben dort

[1]) Unter Benutzung von J. B. Steinberg, Zur Entstehungsgeschichte der kath. Studentenkorporationen in den „Akademischen Monatsblättern" 1893, No. 4. flg. und H. Reumont, Entwicklung des Korporationswesens an den deutschen Hochschulen, ebenda 1897, No. 4. flg.

dem Erlöser zu huldigen. Unter dem Eindruck dieser mächtigen Manifestation des kath. Glaubens standen wohl auch die sieben Studenten in Bonn, die am 15. November 1844 die erste katholische Studentenkorporation Deutschlands gründeten. Es waren Studierende der Theologie, als Wahlspruch für den Verein erkoren sie die bedeutungsvollen Worte: In fide firmitas, als Namen Bavaria, ebenfalls bedeutsam: „sie blickten hin auf Bayern, wo damals katholische Wissenschaft und katholisches Leben einen so großen Aufschwung genommen." Von Bayern, von München aus hatte Joseph von Görres seinen „Athanasius" und seine „Triarier" ausgehen lassen. Der Verein, der Angehörige aller Fakultäten umschließen sollte, hielt sich von politischen Bestrebungen fern und trat anfangs überhaupt nicht in die Oeffentlichkeit. Ein Abend in der Woche war innerhalb des Vereins der Pflege der Wissenschaft gewidmet, ein anderer „der geselligen Unterhaltung". Im Jahre 1847 zählte die Bavaria 46 Mitglieder, und es machte sich der Wunsch geltend öffentlich Farbe zu tragen. Um jedoch nicht allein zu stehen, beschloß man einen Appell an alle kath. Studenten der Universität Bonn zu richten, sich ebenfalls zu Vereinen zusammenzuschließen mit derselben Tendenz wie die Bavaria und dann öffentlich in Farben aufzutreten. Der angeregte Gedanke fand freudige Zustimmung, fünf neue Korporationen entstanden und vereinigten sich mit der Bavaria zu einer „Union"; als gemeinsames Abzeichen wählte man ein roth-weiß-rothes Band, als gemeinsamen Wahlspruch: Wahrheit im Leben und Erkennen. Bei der uralten Abtei Heisterbach feierte die „Union" ihr erstes Stiftungsfest; die Historisch-politischen Blätter widmeten dem Ereignis eine eigene, freudige Zuversicht athmende Besprechung in Band 20, Jahrgang 1847, S. 250. Oktober 1852 wurden geschriebene Statuten aufgestellt: § 1. Zweck der Union ist Förderung der Wahrheit im Erkennen und Leben. § 2. Mittel zu diesem Zweck sind wissenschaftlicher und geselliger Verkehr und Anstrebung öffentlicher Redefertigkeit. Der kath. Charakter war, wie ersichtlich, in den Statuten nicht ausdrücklich hervorgehoben — so vorsichtig war man damals noch — sondern durch die allgemeine Fassung: „Wahrheit im Erkennen und Leben" ersetzt. Besondere Beachtung verdient auch die „Anstrebung öffentlicher Redefertigkeit": wir stehen am Vorabend der großen politischen Erschütterungen des Jahres 1848, wo man die Bedeutung der „Redefertigkeit" zu würdigen wußte.

1853 löste sich die Union wieder auf, 1857 ging auch die

Bavaria wegen Mangels an Mitgliedern ein, 1861/62 wurde sie rekonstituiert mit den Prinzipien „Freundschaft, Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit". Die Bischöfe von Münster und Paderborn untersagten aber durch Anschläge am schwarzen Brett der Universität Bonn den Theologen ihrer Diözesen den Eintritt in eine Studentenkorporation. Bei einer Statutenrevision 1863 wurde als „erster und alles durchziehender, beherrschender Grundsatz" das öffentliche, katholische Bekenntnis festgestellt.

In München wurde am 5. Februar 1851 die Aenania gegründet; als Ziel setzte sie sich die „Förderung des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens unter den Mitgliedern". Das Prinzip der Katholizität und das Verbot des Duells ward nicht in die Statuten aufgenommen, wenn auch hierüber kein Zweifel gelassen wurde. Später wurde es nachgeholt: das Farbentragen wurde vom Jahre 1852 obligatorisch. Eine weitere farbentragende Verbindung trat als Winfridia am 17. Juli 1856 ins Leben. Als Zweck bezeichnet sie offen „das katholische Bewußtsein und dementsprechende ethische Gesinnungen zu heben und zu kräftigen, reges wissenschaftliches Streben zu fördern, enge Freundschaft für das ganze Leben auszubilden."[1])

Vom öffentlichen Farbentragen nahm Abstand der im Winter des Jahres 1853/54 nach langen Versuchen zu Berlin ins Leben tretende akademische Leseverein, aus dem später die Askania und Burgundia hervorgingen. In den Akten des Verwaltungsrathes des St. Vincenzvereins zu Berlin aus den Jahren 1853 und 54 ist wiederholt von dem entstehenden Studentenverein Berlins die Rede. Gründer war der spätere Legationsrath Herr von Kehler. Von der Sitzung am 4. Januar 1854 meldet das Protokoll des Vincenzvereins: „Herr von Kehler äußert sich über den in der Gründung begriffenen Studentenverein dahin, daß derselbe bis jetzt im Fortschreiten sei, daß keine Versammlung vergangen, ohne daß neue Mitglieder aufgenommen worden seien; die Zahl belaufe sich auf 24. Es sei bereits eine Anzahl kirchlicher Schriften, in denen auch Kunst und Wissenschaft vertreten sei, angeschafft, sowie die Statuten aus nur 5 Paragraphen bestehend, entworfen worden. Die letzteren seien Seiner Durchlaucht dem Fürsten Radziwill zur

[1]) Fl. Werr: Geschichte des Kartellverbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen. Paderborn, Ferd. Schöningh 1890.

Ansicht vorgelegt, der das Versprechen gegeben, dem Vereine die polizeiliche Genehmigung vermitteln zu wollen.[1])

Von Bedeutung für die Entwicklung des katholischen Korporationswesens wurde das Correspondenzverhältniß, in welches Aenania-München, Winfridia-Breslau und der katholische Leseverein zu Berlin traten. Die 14. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Aachen 1862 empfahl in einer Resolution die verschiedenen seit 1848 entstandenen kath. Vereine und zwar mit namentlicher Aufzählung, der kath. Studentenvereine geschah jedoch dabei noch keine Erwähnung. Da beschlossen die obengenannten drei Kartellvereine zu der in Frankfurt a. M. vom 20. bis 24. September 1863 tagenden Katholikenversammlung zum erstenmal Vertreter zu entsenden, um das kath. Deutschland auf diese Gruppe von Vereinen aufmerksam zu machen. Freiherr von Hertling, der Aenane und im Sommer 1863 auch Ordner des Lesevereins in Berlin war, wurde hierzu erkoren. Eine überaus bedeutsame Thatsache, daß der Mann, der heute an der Spitze des wissenschaftlichen kath. Deutschlands steht, als Studiosus die kath. Studentenkorporationen in die Oeffentlichkeit einführte und in seiner Person zugleich heute noch die Einheit von Verbindungen und Vereinen repräsentirt. Gleich am ersten Abend erhielt Freiherr von Hertling das Wort nach — Janssen und Hülskamp. In unvergleichlich schöner Rede legte er Wesen, Bedeutung und Notwendigkeit der kath. Studentenvereine dar und empfahl dieselben der Generalversammlung aufs wärmste. Der Erfolg fehlte nicht. In Bonn, Münster, Innsbruck, Breslau und Würzburg entstanden neue Korporationen. Hinsichlich des Farbentragens gingen die Ansichten der einzelnen Vereine auseinander, sie alle aber umschloß ein gemeinsamer Verband, gegründet 1864, mit den Prizipien: Religion, Wissenschaft, Freundschaft. Im Jahre 1865, auf der Generalversammlung in Trier, teilte sich der Verband, die 4 farbentragenden Verbindungen schlossen unter sich einen eigenen Kartellverband, desgleichen die 5 nicht farbentragenden Vereine. Man kann die Trennung von idealem Standpunkt aus bedauern, für die Ausbreitung beider Verbände aber war sie, meines Erachtens, ein Segen. Die Rivalität spornte!

In den 60er Jahren entstanden 11 neue Korporationen. Die größte Zahl von Gründungen resp. Neugründungen fällt in die

[1]) Zur Geschichte der Askania und Burgundia, mitgeteilt von Alois Neus in den Akadem. Monatsblättern 1891. No. 6.

70er Jahre, in die Zeit des Kulturkampfes, der einen engeren Zusammenschluß besondes nahe legte, sie beläuft sich auf 28. Im Zeitraum von 1880—90 begegnen wir 20 neuen Korporationen, während von 1890 bis jetzt bereits 24 neue Vereinigungen dem alten Stamm sich angliederten. Letztere hohe Ziffer erklärt sich aus dem Aufblühen des Korporationswesens überhaupt wie aus dem gesteigerten kath. Selbstgefühl. Besonders erfreulich erscheint mir, daß jetzt auch an den technischen Hochschulen und Fakultäten die Studierenden sich zu kath. Korporationen zusammenthun. Das Studium der technischen Wissenschaften verdient besondere Beachtung seitens der Katholiken, es bietet freien Spielraum zur Bethätigung der geistigen Kräfte, bietet Sicherheit des Erwerbs und Unabhängigkeit der Stellung. Gegenwärtig gibt es im ganzen 83 kath. Studentenkorporationen auf deutschen Hochschulen. Die überwiegende Zahl derselben gehört dem Verband der nichtfarbentragenden Vereine und dem der farbentragenden Verbindungen an. Hinter den Aktiven steht ein starkes Philisterium; die Verbindungen zählen 2012, die Vereine 3415 alte Herren in den verschiedensten Lebensstellungen. In großer Zeit geschult, mit den Bedürfnissen der Gegenwart vertraut, können und müssen diese den jungen Studierenden sichere Führer sein. Die enge Verbindung der Aktivitas mit den alten Herrn ist eine Wesensfrage für die kath. Korporationen, zum Begriff der Katholizität gehört die Ehrfurcht vor der Tradition, nur so ist eine tüchtige Schulung der heranwachsenden Generation möglich. Diese Schulung und Erziehung aber vollzieht sich im Verein. Wo aber hat sie vor allem einzusetzen? — Wo es am nötigsten ist.

III.

Was fehlt den Katholiken nun durchweg am meisten? Muth, Muth und nochmals Muth; nicht der Muth des Duldens und Leidens, den besitzen wir, den Muth der Initiative, des Handelns, der fehlt uns. Wo immer Katholiken mit Andersgläubigen in Gesellschaft, Korporation und Gemeinde in Konkurrenz treten, ziehen wir in der Regel den Kürzeren; am auffallendsten ist dies in Gemeinden, die von altersher katholisch sind, die erdrückende Majorität beugt sich vor der verschwindend kleinen neu hinzugekommenen pro-

testantischen Minorität. Wir werden zu sehr in der Demuth erzogen, wir verstehen das Hinhalten der anderen Wange etwas zu wörtlich. Das Triumphlied des Katholizismus ist Te Deum laudamus: Lob und Bewunderung der Herrlichkeit und Allmacht Gottes; das Triumphlied des Protestantismus ist: Eine feste Burg ist unser Gott, eine starke Wehr und Waffe: ein Kriegs- und Siegeslied mit Kampfgeschrei und Waffenruf. Der Unterschied ist charakteristisch! Früher hatten wir katholische Obrigkeiten oder doch Korporationen und Institutionen (kath. Kultusabtheilung), die uns ex officio schützten. Das ist alles jetzt weggefallen. Wir müssen jetzt persönlich unsere Anschauung zur Geltung bringen, persönlich unsere Rechte vertheidigen, und dazu gehört Muth.

Wie erziehen wir den jungen Akademiker zu Muth und Selbstvertrauen? Das ist die wichtigste Frage im Kampf um Gleichberechtigung. Man zieht uns nicht heran, man sucht uns nicht, wir müssen uns selbst zur Geltung bringen; dazu ist erforderlich, daß wir zuerst uns selbst achten, nur dann können wir auch von andern Beachtung fordern. Andernfalls bleibt auch für die Zukunft wahr, was Johann Friedrich Böhmer am 18. April 1853 dem jungen Janssen auf der alten Mainbrücke zu Frankfurt zurief: „Mit Recht nennt man Euch Katholiken „Kreuzköpfe", denn ihr verdient das Kreuz, das man Euch auferlegt!"

Die Selbstachtung aber muß sich aufbauen auf einer soliden Grundlage, dazu gehört, ich wills einmal bezeichnen mit 1. Sicherheit des Geistes, 2. Sicherheit des Körpers.

Zur Sicherheit des Geistes ist erforderlich: a) tüchtige Fachbildung, b) tüchtige Allgemeinbildung. Die Sicherheit des Körpers erfordert: a) körperliche Gewandtheit und Gesundheit, b) gesellschaftliches Geschick.

Tüchtige Fachbildung ist für einen Katholiken das erste Erfordernis. Nur mit einer solchen ausgestattet, wird er den Muth haben, seine Ueberzeugung zu wahren und zum Ausdruck zu bringen, andernfalls wird er stets den Defekt durch Nachgiebigkeit und Verleugnung auszugleichen suchen. Was können die kath. Studentenkorporationen zur Förderung der Berufsbildung ihrer Mitglieder thun? Eine direkte Einwirkung ist natürlich unmöglich, die Aneignung einer Berufsbildung ist Sache des Individuums, die Korporation aber kann sie fördern, indem sie 1. der Aneignung keine Schwierigkeiten in den Weg legt und 2. auf die Notwendigkeit der-

selben hinweist. Wie wichtig das erstere, und wie schwer seitens anderer Korporationen hiergegen gesündigt wird, ist bekannt genug. Parlament und Tageslitteratur haben auf diesen Punkt schon zu wiederholtenmalen hingewiesen. Unsere kath. Korporationen haben hierin durch den seligen Windthorst schon die Direktive empfangen, versäumte er doch keine Gelegenheit um in Scherz und Ernst vor dem Frühschoppen zu warnen. Ebenderselbe pflegte auch bei den an die Generalversammlungen der Katholiken sich anschließenden Commersen die Notwendigkeit eifrigen Studiums gerade für die Katholiken ganz besonders zu betonen. Auch haben die kath. Studentenkorporationen die Pflege der Wissenschaft unter ihre Prinzipien aufgenommen: Religion, Wissenschaft, Freundschaft, ein steter Hinweis auf die Berufspflicht des Studenten; und indem die Religion die Berufstreue überhaupt fordert, unterstützt sie auch die wissenschaftliche Ausbildung.

Neben der Fachbildung bedürfen die Akademiker heutzutage auch einer gediegenen allgemeinen Bildung. Durch das obligatorische staatliche Schulwesen hat sich das allgemeine Bildungsniveau bedeutend gehoben, korporative und private Veranstaltungen, Vorträge, Bibliotheken, Demonstrationen, Unterrichtskurse, Ausstellungen u. s. w. wirken in gleicher Richtung. Ich habe mich oft erstaunt, welch reichem Schatz allgemeinen Wissens man oft in nichtstudierten, ja in Arbeiterkreisen begegnet.

Das sozialpolitische Emporstreben der unteren Klassen ist mitbedingt durch die Hebung ihres Bildungsniveaus; wollen die akad. Gebildeten ihre führende Rolle nicht verlieren, so müssen sie hierin gleichen Schritt halten. Nun sind wir Katholiken den Protestanten in allgemeiner Bildung überlegen. Man mag darüber lächeln, unsere Beteiligung an den Studien ist nur eine quantitativ geringere, an allgemein geistigem Interesse, an Weite des Gesichtskreises übertreffen wir die Protestanten, denn wir haben eine doppelte Bildung, sie nur eine einfache; die parlamentarische Machtstellung des deutschen Katholizismus hat in dieser geistigen Ueberlegenheit ihren tiefsten Grund. Der Protestant kennt nur seine protestantische Bildung und Litteratur, der katholischen verschließt er sich aufs sorgfältigste; es genügt ihm ein Blick auf die Verlagsbuchhandlung, um ein katholisches Buch bei Seite zu legen, und gezwungen wird er ja nicht, von der katholischen Litteratur Kenntnis zu nehmen. Anders wir Katholiken; auf Gymnasien und Universitäten wird uns vornehmlich die protestantische Bildung überliefert, Examens-

ordnungen und Professoren verlangen von uns eingehende Vertrautheit mit protestantischer Litteratur; Elternhaus und Korporation übermitteln uns die katholische. Wir haben zwei Bildungen, und wenn wir im Besitze derselben manches gefeierte Erzeugnis unserer Gegner ruhig später bei Seite legen, so haben wir eben durch Vergleichung beider Litteraturen einen ganz anderen Maßstab gewonnen als Angehörige der anderen Confession. Das ist auch ein Vorzug unserer katholischen Studentenkorporationen, daß sie den Blick ihrer Mitglieder auch auf unsere eigene große und herrliche Litteratur lenken und damit ihren geistigen Horizont erweitern und über die traditionelle engherzige Schulweisheit hinausgleiten lassen.

Zur allgemeinen Bildung gehört auch die Fähigkeit, sein Wissen zu verständigem Ausdruck zu bringen. Was hilft alles Anhäufen von Kenntnissen, wenn wir von deren Vorhandensein niemand überzeugen, niemand damit nützen können. Ein kleines Kapital in der allgemeinen Güterzirkulation nutzbringend angelegt ist für die menschliche Gesellschaft wertvoller als ein großes, in der Schublade wohl verwahrtes. Es giebt auch einen geistigen Geiz mit allen Kennzeichen und allen Nachteilen des materiellen. „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen", mahnt hiergegen der göttliche Heiland. In vielen studentischen Vereinigungen werden durch die Mitglieder Vorträge gehalten, in andern finden wissenschaftliche Diskussionsabende statt. Das ist ein Stück Vereinsthätigkeit, das besondere Beachtung und Pflege verdient. Nicht als ob dabei große wissenschaftliche Ergebnisse erzielt werden sollten; das Plus von Wissen, was aus einem Vortrage den Zuhörern erwächst, ist Nebensache, wichtiger ist die geistige Anregung, die untrennbar damit verbunden ist, die Hauptsache aber ist die Uebung im Vortrag — denn daß ein Vortrag auch ein Vortrag und keine Vorlesung sei, das müßte für den einzelnen wie für die Vereine selbst feststehender Grundsatz sein — und nebenbei bemerkt, wer einen Vortrag hält, lernt auch wissenschaftlich immer etwas dabei, die Vorbereitung zwingt dazu. Und hierbei möchte ich mir erlauben einen kleinen Vorschlag zu machen. Die katholische Vereinsthätigkeit hat ein ausgedehntes Netz von Männer- und Arbeitervereinen geschaffen, dem Klerus, der doch ohnehin nicht an Arbeitsmangel zu leiden hat, wurde dadurch ein neues schwieriges Arbeitsgebiet zugewiesen. In diesen Vereinen pflegen regelmäßige Vorträge gehalten zu werden, meistens muß sie der Geistliche übernehmen. Wie wäre es denn, wenn er hierin durch die kath. Korporationsstudenten etwas unter-

stützt würde, indem diese des öftern geeignete Vorträge übernähmen, aus dem Gebiete ihres Fachwissens oder auch solche allgemeinerer Natur, am Ort der Universität oder noch besser während der Ferien in ihren Heimathgemeinden. Die Vereine und ihre Vorstände würden das gewiß dankbar begrüßen, und die jungen Herren hätten unstreitig selbst den größten Vorteil davon, sie müßten sich eine gewisse Selbstzucht auferlegen, übten sich im freien Vortrag und blieben in Verbindung mit dem Volke.

Zur allgemeinen Bildung gehört weiterhin eine Vertiefung und Festigung der religiösen Kenntnisse. Das muß in der Universitätszeit sich vollziehen, im späteren Leben kommt man zu wenig dazu; höchstens, daß noch der Philologe durch seinen Beruf dazu Veranlassung nimmt, und durch seine Ferien Muße dafür findet.

Einige Werke apologetischen und allgemein philosophischen Charakters müßten auf allen Vereinsbibliotheken sich finden und auch gelesen werden. Die beste Apologetik für Laien ist übrigens die Kirchengeschichte. Geistige Durchdringung unserer Religion und eine gewisse Klarheit über das Verhältnis derselben zu Welt und Wissen ist erstrebenswerth, auch hier gilt das Wort Goethe's: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", hauptsächlich unserer Mitmenschen wegen, denn für mich persönlich habe ich allen Respekt vor einem gesunden Köhlerglauben, der alle Zweifel frischweg abweist, meinetwegen mit den Worten eines protestantischen Dichters aus dem vorigen Jahrhundert: „Gesetzt, daß es auch Lügen wären, das was ich lese in dem Buch, so macht mich doch dies Lügenbuch zum Leben und zum Sterben klug!" Aber wir sind zur Leitung unserer Mitmenschen berufen, und müssen auch in religiösen Dingen sie in etwa leiten und ihnen Red und Antwort stehen können. Von religiösen Andachten empfehle ich zwei: zum hl. Geist, zum hl. Altarssakrament. Im Mittelalter muß die Verehrung des hl. Geistes verbreiteter gewesen sein wie jetzt, in allen mittelalterlichen Städten finden wir Heilig-Geist-Spitäler und Heilig-Geist-Kirchen, und merkwürdig, sie sind aber auch alle jetzt ihrem Zweck entfremdet und entweiht. Und ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß die geistige Notlage der Katholiken vielleicht damit zusammenhängt, daß sie verlernt haben sich zu wenden an den „Geist der Weisheit und Stärke". Liebesschwelgen und Sentimentalität haben wir übergenug, was wir brauchen ist Weisheit und Kraft. Nichts verleiht mehr Muth und Sicherheit des Auftretens wie das Sicheinswissen mit Gott. Die Verbindung

von Bibelwort und Schwert im Leben Cromwells, die Erfolge des Hohenzollernhauses mit seiner eigenartigen Mischung von protestantisch-preußischem Mystizismus sind sprechende Belege dafür. Der Katholik findet diese Vereinigung und Stärkung mit Gott im allerheiligsten Sakrament.

Ueber eins vor allem muß der Student sich schon rechtzeitig klar werden, über das Verhältnis von Kultur und Christentum.

Durch nichts vielleicht wird das wissenschaftliche Streben eines Katholiken innerlich so erschwert als durch den scheinbaren Gegensatz von Christentum und moderner Kultur.

In den Hör- und Studiensälen wird vielfach in frivol wegwerfender Weise von Christentum als etwas Veraltetem, Abgethanem, auf den christlichen Kanzeln dagegen und in frommen Blättern von der modernen Kultur als einer christusfeindlichen und heidnischen gesprochen. Da steht er nun mitten drin, der junge katholische Gelehrte, Beamte, Studiosus, durch die Traditionen des Elternhauses dem Christentum angehörend, und in ihm zu leben entschlossen, durch seine amtliche Stellung hinwieder dem Staat und der modernen Kultur angehörend und sie zu fördern berufen. Peinigender Gegensatz, und um so stärker dem Bewußtsein sich aufdrängend, je höher und ernster der junge Mann seine Stellung auffaßt. Und die Folge dieses scheinbaren Konfliktes? Der eine streift allmählich seine religiöse Gesinnung ab, der andere hinwieder gewöhnt sich seinen Beruf nur als Notbehelf zu betrachten, zu dem er seine Zuflucht genommen, weil er den Muth nicht hatte, das Studium der Theologie zu ergreifen. Giebts denn keine Lösung dieses Dilemma's? Ich denke doch! Unsere moderne Kultur ist nicht antichristlich, das Beste was sie hat, nimmt sie aus dem Christentum! Was ist die Quintessenz ihres Strebens? Vervollkommnung des Menschengeschlechts, Dienstbarmachung der Natur! Bewegt sie sich damit nicht in den Bahnen des Christentums, das den Menschen ins Centrum der Schöpfung stellt, ihm die Gottähnlichwerdung als Aufgabe stellt und die Natur dienstbar zu machen strebt, zunächst durch die Gnade, wie die Kultur durch das Wissen?

Eisenbahnen, Post, Telegraphie arbeiten im Dienst der zehn Gebote. Entführt die Eisenbahn den Sohn dem Elternhaus, daß er auswärts Erwerb suche und seine Eltern unterstütze, so ermöglicht sie ihm auch die Rückkehr dahin zu den christlichen Festen, und wir wissen, wie ausgiebig davon z. B. vor Weihnachten Ge-

brauch gemacht zu werden pflegt. Zwar benutzt sie auch der Dieb, aber nicht von amtswegen, und der Telegraph überholt ihn und bewirkt seine Verhaftung. Wozu denn dieses bis ins Kleinste ausgebildete Polizeiwesen, wozu anders als zur Durchführung des 5., 6. und 7. Gebotes? Wie sehr sich die christliche Charitas die Post nutzbar gemacht hat, ersehen wir bis zu kleinem Ueberdruß fast tagtäglich. Wie manche Kirche wäre nicht gebaut, ohne die Thätigkeit der deutschen Reichspost!

Dieses fortwährende Suchen nach neuen Methoden in der modernen Pädagogik, dieses Erleichtern des Unterrichts durch Modell und Experiment, dies Forschen nach psychologischen Gesetzen — im einzelnen mag man darüber denken wie man will, in seiner Gesamtheit aber, was bekundet es da anders als eine steigende Hochachtung vor der Kindesseele?

Eine ganze Reihe von Paragraphen des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches lassen sich nur aus dem Geiste des Christentums erklären. Warum denn den Kindsmord, Abtreibung der Leibesfrucht bestrafen? Dem Staat kann es doch gleichgültig sein, ob ein paar Erdenwürmer mehr oder weniger da herumkriechen. Daß er die Verletzung und Tötung Erwachsener ahndet, läßt sich verstehen, sie haben die Fürsorge und Wohlthaten des Staates genossen, er hat Kapital an sie verwandt, hat also ein gewisses Recht an ihrer Erhaltung; bei Kindern und Ungeborenen fällt dieser Grund doch weg, und den Todtschlag von Spitzbuben und Verbrechern müßte er eigentlich prämiieren, da er hierdurch eines gefährlichen und kostspieligen Ballastes entledigt wird. Das staatliche Einschreiten ist hier nur verständlich als eine Befolgung des 5. Gebotes Gottes.

Unsere moderne Arzneiwissenschaft, die man sich doch vor allem abseits vom Christenthum denkt, wurzelt ganz in dessen Ideenkreis. Was thut der Arzt? Er heilt und erhält. Wen oder was? Das Kranke, Schwache. Nach der Entwicklungstheorie müßte er umgekehrt es vernichten, um Raum zu schaffen für das Gesunde, Kräftige, nur erleichtern müßte er die Vernichtung, möglichst schmerzlos gestalten. Warum denn das Leben erhalten jenem schwachen Greise da, jenem elenden Krüppel dort? Warum die gegenseitige Befreiung des Individuums wie der Gesellschaft hintenanhalten, anstatt sie konsequent herbeizuführen? Wozu denn die großartigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Chirurgie, wozu die künstlichen Gliedmaßen? Vom Standpunkt darwinistischer Entwicklungslehre aus ist das alles Thorheit, verständlich und edel nur im Geiste

des Christentums. Wozu denn die umfassenden Maßregeln öffentlicher Gesundheitspflege? Warum denn der Kampf gegen Cholera und Pest, anstatt sie in bestimmten Perioden die elenden überflüssigen Massen hinwegraffen zu lassen zur Kräftigung und Hebung der Starken?

Die ganze soziale Thätigkeit des modernen Staates, seine Sorge für Unterricht, für Armen- und Krankenpflege, für Altersschwache und Genesende, für Arbeiter und Arbeitslose, für Gefangene und Verwahrloste, liegt sie nicht ebenfalls im Rahmen der Bergpredigt? Und wenn der Staat in Blinden- und Taubstummenanstalten sich der Unglücklichsten aller Unglücklichen annimmt, „die Blinden sehend, die Stummen redend, die Tauben hörend macht," ist er da nicht ein direkter Nachfolger im Wirken des Heilands? Und wenn er seinen Organen hierbei nicht immer jene herzerwärmende opferwillige Liebe einzuflößen versteht wie die Kirche den ihrigen, so erzieht er sie doch zu strengster Ordnung und Pünktlichkeit. Wenn man hüben wie drüben so gern mit dem modernen Staat und der modernen Kultur den Begriff des Atheismus wie organisch verflechten sieht, so möchte man oft wie ein Prophet des alten Bundes vorwurfsvoll Gott fragen: Willst Du nicht Feuer vom Himmel gießen und sie verzehren? Menschliche Kurzsichtigkeit! So schildert Lamartine die Sturmfluten der Geschichte:

Jls vont, comme un boulet, ou la force les lance,
Ebranler le présent, démolir le passé,
Effacer sous ton doigt quelque empire effacé,
Faire place sur terre à quelque destinée,
Jnvisible pour nous, mais pour toi déjà née,
Et que tu vois déjà splendide, où nos esprits
N'apercoivent encore que poussière et débris!
Ainsi, Seigneur, tu fais d'un peuple sur la terre
L'outil mystérieux de quelque grand mystère;
Sans connaître jamais ses plans sur l'univers,
A la trame des temps travaillant à l'envers
Les nations, de l'oeil à leur insu guidées,
Sont dans la main de Dieu les instruments d'idées;
Et l'homme, qui ne voit que poussière et sang,
Et qui croit Dieu bien loin, se trompe en maudissant;
Jl ne sait pas, captif dans sa courte pensée,
Que d'une oeuvre finie une autre est commencée,
Et qu'afin que l'épi divin puisse y germer,
On laboure la terre avant de la semer.
Oh que nos jugements sont courts, et feraient rire
Dans le livre de Dieu celui qui saurait lire,

Que nous comprenons peu les dénouments du sort
Et que souvent la vie est prise pour la mort!
Jocelyn S. 225.

Nur eins versäumt unsere moderne Kultur: den ausdrücklichen Hinweis auf Gott, sie setzt nicht wie das Mittelalter über die Urkunden ihres Wirkens die Worte: Im Namen der einigen unteilbaren Dreifaltigkeit. Das ist vielleicht Scheu, vielleicht Mangel an Demuth. Zürne ihr nicht, sie ist noch in ihren Flegeljahren! So verläßt im trotzigen Kraftgefühl der Jüngling das Elternhaus, um sich selbständig zu machen, er vermeidet sogar der Eltern allzuoft zu gedenken, er will nicht als verzärtelt, als abhängig erscheinen, aber er arbeitet im Geiste des Vaters weiter. Zürne ihm nicht, er wird noch erkennen, daß das Beste, was er hat, worauf er so stolz ist, sein rastloser Arbeitseifer, sein zäher Wille, Erbgut des Elternhauses ist. Unsere Kultur vermeidet den Namen des Christentums, aber sie arbeitet in seinen Bahnen, sie zehrt von seinem Idealismus. Möge die Zeit heranreifen, wo sie das auch erkennt, bekennt.

Die einzelnen Wissenschaften, die früher mit der Theologie aufs engste verbunden waren, haben sich von ihr losgelöst, um ihre eigenen Wege zu gehen. Es mußte wohl so kommen, sollten sie sich entwickeln, kann ja auch das Kind nicht immer an der Mutterbrust saugen. Das spekulative Interesse ist zurückgedrängt hinter dem empirischen; Philosophie und Theologie wichen in der Renaissance dem Humanismus und wurden mit Spott und Hohn übergossen; er teilt jetzt ihr Schicksal: über die Wortklauberei der Philologie und des klassischen Altertums lacht mit ironischem Spott der Naturwissenschaftler, auch die Naturwissenschaften werden, wenn völlig entwickelt, auf Kleinigkeitskrämerei und Spitzfindigkeiten verfallen. Man kann das Auseinanderfallen der Wissenschaften, das jeweilige Vorherrschen einer einzelnen Richtung bedauern, der tiefere Grund ist die Beschränktheit des menschlichen Geistes: „Unser Wissen ist Stückwerk."

Wenn vor dem schauenden Auge Gottes die Jahrhunderte vorbeirauschen und die flüchtigen Menschengenerationen vorüberhuschen, da mag er wohl den einzelnen Jahrhunderten und Völkern verschiedene Aufgaben zugewiesen haben. Virgil stellt dem römischen Volk eine andere Kulturmission als dem griechischen:

Excudent alii spirantia mollius aera —
Credo equidem — vivos ducent de marmore vultus,

Orabunt causas melius, caelique meatus
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento,
Hae tibi erunt artes — pacique imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos.
Aeneis VI, V. 847—54.

Wir acceptiren diese geistige Arbeitsteilung der Nationen, gehen aber einen Schritt weiter, bezeichnen sie nicht blos als eine dem Menschengeist erkennbare, sondern als eine von Gott gewollte Thatsache. Das ganze geistige Wirken des Altertums richtete sich auf den Menschen und seine Zusammenfassung im Staat, das Centrum aller geistigen Bestrebungen des Mittelalters war Gott und das Gelangen zu Gott durch die Kirche, die Neuzeit sucht die Natur zu ergründen und durch die Gesellschaft der Menschheit dienstbar zu machen. Vielleicht ist einer fernen Zukunft vorbehalten eine einheitliche Zusammenfassung des allseitig erschlossenen Natur-, Menschen- und Gottesreiches. Im Altertum beugte der Mensch sich demütig vor den dunkeln Naturmächten, im Mittelalter suchte er sie zu überwinden durch die Gnade, in der Neuzeit durch das Wissen. Im Altertum offenbarte sich Gott der Vater, den Juden direkt, den Heiden im Abbild, in der Fülle der Zeit schickte er seinen eingebornen Sohn — wie wenn die Zukunft eine besondere Offenbarung des hl. Geistes wäre, des Geistes der Weisheit und Stärke? Wie wunderbar bedeutungsvoll erschiene dann auch die Encyklika des hl. Vaters Leo XIII. über die Andacht zum hl. Geist! Ein Philosoph ist selten zugleich ein praktischer Kopf, und ein Ingenieur selten zugleich Philosoph. Spekulatives Interesse und praktisches Geschick scheinen sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig auszuschließen. Den Zeitaltern klebt dieselbe Einseitigkeit an. Zürnen wir ihnen nicht, einem jeden ist seine Stellung im Führungsplan der Vorsehung angewiesen, und ihr Wirken muß schließlich zusammenklingen in einem gewaltigen Gotteslob. Das eine Zeitalter sucht Gott in seinem Ebenbild, dem Menschen, das andere in seiner Schöpfung, der Natur, das andere Gott in Gott, und wenn die Ergebnisse schließlich zusammengefaßt werden, dann erst erkennen wir Gott, „in dem wir leben, uns bewegen und sind", — falls diese Erkenntniß nicht der Ewigkeit vorbehalten ist.

So ist auch die Arbeit unserer modernen Kultur eine Arbeit an der Gotteserkenntnis und gottgewollt. Damit sie aber der mühevollen trockenen Detailforschung obliegen könne, mußten die

beiden anderen Zeitalter vorangehen und einen Vorrat von Idealismus anhäufen, von dem wir zehren können. Die Weisheitsschätze des Altertums und der sittliche Ideengehalt des Christentums mußten erst ein mächtiges Reservoir füllen, woraus jene Flut von Begeisterung und Aufopferung uns zuströme, deren wir zur Erforschung der mechanischen Naturgesetze bedürfen.

Ob diese Erklärung richtig ist, weiß ich nicht; aber daß sie eine gewisse innere Befriedigung gewährt, und daß man mit ihr an unserer modernen Kulturarbeit mitarbeiten kann, ohne auf die Ueberlieferungen des Altertums und die Errungenschaften des Christentums verzichten zu müssen, das glaube ich behaupten zu dürfen, und daß sie zugleich geeignet ist, mit Bescheidenheit und Dankbarkeit gegen die Arbeit der verflossenen Kulturperioden zu erfüllen, dürfte auch kein Nachteil sein.

Nur scheinbar haben diese Ausführungen vom Thema etwas abgelenkt, für ein ruhiges, planvolles Studium ist die Beseitigung innerer Zweifel und Kämpfe und die Grundlegung einer harmonischen Weltanschauung überaus wichtig. Erst muß man sicher stehen, dann kann man sich auch sicher fühlen und anderen Sicherheit geben. Aber letzteres will auch gelernt sein. Die Erde ist fest, und das kleine Kind kann doch noch nicht drauf stehen, darauf gehen. Wissen allein erzeugt noch keinen persönlichen Muth, keine körperlich geistige Gewandtheit. Die katholischen Beamten sind durchschnittlich durchaus fleißig und treu, verfügen über gediegene Kenntnisse und versehen ihren Dienst mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, und man trifft andere, die lange nicht über das gleiche Wissen verfügen, aber, was man so nennt, etwas aus sich zu machen verstehen, mit imponierender Sicherheit aufzutreten wissen. Woher das? Es sind Korpsstudenten, sie haben auf der Mensur gelernt, Aug um Aug, Zahn um Zahn in persönlichem Kampf dem Gegner entgegenzutreten, auf jede seiner Bewegungen zu achten, den Angriff geschickt zu parieren. Das fehlt uns, soweit es nicht ausgeglichen wird durch die allgemeine Wehrpflicht. Nichts unleidlicher als selbstbewußtes Auftreten ohne solide Unterlage. Aber wie, wenn wir beides vereinen könnten, wenigstens bei einer größeren Anzahl von Mitgliedern? Wir haben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet: aus Abscheu vor dem Unfug und Mißbrauch des Duell- und Mensurwesens haben wir körperliche Uebung überhaupt zu sehr vernachlässigt; in den Jesuitenschulen war es anders! Katholizität ist nicht körperliche Schwäche,

unser katholisches Mittelalter protestiert hiergegen! Die Heiligenverehrung unser Vorfahren paart Frömmigkeit mit Stärke. Der hl. Michael, der hl. Georg und der hl. Sebastianus waren Ideale des Mittelalters, das Bild des ersteren prangt auf der deutschen Reichsstandarte, und einen treubideren, derb-ehrlichen Menschen nennt man heute noch vergröbert einen deutschen Michel, den hl. Georg wählten sich mit Vorliebe die Ritterbünde zu ihrem Namensheiligen, und der Schutzpatron der allverbreiteten bürgerlichen Schützengilden war der hl. Sebastianus. Daß die Aufklärung den hl. Michael als Schutzpatron der Deutschen in dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt und uns statt dessen eine kriegerische Amazone aufgezwungen hat, die zum deutschen Frauenideal paßt wie eine Faust aufs Auge, ist, nebenbei bemerkt, ewig schade, und die Bemühungen Kaisers Wilhelm II. durch seine Michaelsgemälde hierin wieder eine Remedur zu schaffen, verdienen den aufrichtigsten Dank der Nation. Auch wir Katholiken müssen uns wieder mehr unserer alten Heiligen erinnern, wir müssen wieder wehrhaft werden, und die Studentenkorporationen müssen hierin bahnbrechend sein. Es muß die Zeit kommen, wo wenigstens in allen größeren Vereinen Turn- und Schwimmriegen, Ruder- und Fechtabteilungen eingerichtet sind, und wenn im Komment das Wort „Kneipe" durch das Wort „Turn- und Fechtplatz" etwas zurückgedrängt würde, — ein Bravo dem Beginnen. Sportifexe brauchen wir deshalb keine zu werden.

Bei der gegenwärtigen Paritätsfrage kommt mir immer die Schilderung in Lew. Wallaces Ben Hur, Band I, Buch 2, Kap. 1—6 in den Sinn.

Zwei Jünglinge, als Kinder einander freund, jetzt am Scheideweg der Jahre, stehen einander gegenüber: Messala, ein Römer mit der ganzen Rücksichtslosigkeit und dem ganzen Machtbewußtsein des herrschenden Volkes, Ben Hur, der Judenjüngling, schüchtern und sinnend mit dem geheimnisvollen Sehnen nach Thaten und der beengenden Ahnung der politischen und sozialen Unterdrückung seines Volkes. Messala entwickelt ihm seine Zukunftspläne: „Geh, sagte mein Professor in der letzten Unterrichtsstunde, geh, dein Leben groß zu machen und bedenke: „Mars regiert, und die Liebe ist nicht mehr blind", er meinte damit: „Liebe ist nichts, Krieg alles". So ist's in der Welt, so in unserer Zukunft, nieder die Liebe, hoch der Kampf! Ich werde Soldat! Aber Du, mein Juda, Du dauerst mich, was kannst Du werden! Vom Gymnasium in

die Synagoge, dann in den Tempel, dann, welch herrlicher Ruhm, zum Sitz im Synedrium, ein Leben ohne Thatenfreude! Sei klug, gieb die Thorheiten des Moses auf und die Tradition. Erkenne die Weltlage, schau deinem Schicksal ins Angesicht, und es wird Dir sagen: Rom ist die Welt. Frage die von Juda, und sie werden antworten: Juda ist, was Rom will."

Geistig zerschmettert eilt Ben Hur heim, dem Niedergedrückten entlockt die gemüthreiche Mutter die Ursache des Kummers. „O meine Mutter, ich möchte wissen, ob Messala im Rechte ist mit seiner höhnenden Verachtung. Inwieweit bin ich ihm inferior? (In what am I his inferior?) Sind wir eine niedere Menschenklasse? Sage mir insbesondere, warum sollte ich nicht alle Ehren der Welt auf allen Gebieten erjagen, warum soll ich nicht zum Schwerte greifen können und schwelgen im Kriegsruhm? Warum als Sänger nicht singen über alle Themata? Kann ich Arbeiter in Metall werden, Herdenbesitzer, Kaufmann, warum nicht Künstler wie die Griechen? Sage mir, Mutter, das ist die Quintessenz meines Kummers, warum kann ein Sohn Israels es nicht in allem so weit bringen wie ein Römer?"

Nun entwirft die Mutter dem Knaben ein farbenprangendes Bild von der Blüthe der jüdischen Kulturgeschichte und zeigt ihre enge Verbindung mit dem Schatz der wahren Gottesidee und zieht die Parallele zur römischen Geschichte. Zugleich sucht sie das Wesen des geistigen Fortschritts zu ergründen und den Wechsel der führenden Völker zu verstehen und verstehen zu lehren. „Wenn ich Gott und den Menschen in der einfachsten Form darstellen soll, so zeichne ich eine Linie in einem Kreis, und von der Linie sage ich, sie ist Gott, denn er allein schreitet stets voran, und von der Kreislinie, das ist der Mensch, das ist sein Fortschritt. Die Größe eines Volkes beruht nicht in der Ausdehnung des Kreisbogens, den es beschreibt, nicht in der Größe des Landumfanges, den es bedeckt, sondern in der Sphäre seiner Bewegung, die höchste ist die nächste bei Gott. Und wie klein erscheint in solchem Lichte die römische Geschichte gegenüber der jüdischen. Setze gegen Moses — Cäsar, Tarquin gegen David, Sulla gegen die Makkabäer, die besten der Konsuln gegen die Richter, Augustus gegen Salomon — und du bist fertig: aller Vergleich endet hier! . . . Denn denke an den Wahrsager, der Cäsar vor den Iden des März warnte und sich einbildete, seinen Herrn zu sichern vor dem bösen Omen aus den Eingeweiden der Küchlein, die er doch verachtete. Von diesem

Bild wende deinen Blick auf Elias, sitzend am Hügel auf dem Weg nach Samaria unter den rauchenden Körpern der Hauptleute und ihrer 50 warnend den Sohn Achabs vor dem Zorne Gottes. Aber gegen die Vorzüge eines anderen Volkes ist der Egoismus des Römers blind und undurchdringbar wie seine Panzerbrust. O, diese hartherzigen Räuber. Unter ihren Fußtritten bebt die Erde, wie die Tenne unter den Dreschflegeln. Und mit den übrigen sind wir gefallen. Sie haben unsere höchsten Aemter inne und die heiligsten, und kein Ende ist abzusehen. . . . Was immer Du thuest, mein Knabe, diene Gott dem Herrn, nicht Rom; denn für ein Kind Abrahams giebt's keinen Ruhm außer auf dem Weg des Herrn, und da ist viel Ruhm." „Kann ich also Soldat werden, fragte Juda." „Warum nicht, nannte nicht Moses Gott einen Kriegsmann?" Es gab eine lange Stille. Dann sagte endlich die Mutter: „Du hast meine Zustimmung, wenn Du nur dienst Gott dem Herrn und nicht dem Cäsar."

Es ist ein Bild, das der gegenwärtigen Lage und den Bedürfnissen der Katholiken in manchen Zügen gleicht, selbst der Name der gegenwärtig uns so brennend berührenden Frage findet sich darin: „Jn what am J his inferior?" „In was bin ich ihm nicht ebenbürtig?"

Und was that Ben Hur, um dem trotzigen Römer gewachsen und ebenbürtig zu werden? Er, der Judenjüngling, wurde in zäher Ausdauer der kraftvollste Ruderer, der geübteste Wagenlenker der geschickteste Faustkämpfer! So ausgerüstet trat er mit seinem religiösen und nationalen Gegner in die Arena — und siegte; und dann stellte er seine körperliche Kraft und Gewandtheit Christus zur Verfügung.

Ich komme zu einem letzten Punkt. Viele kath. Studenten rekrutieren sich aus ärmeren Familien. Es fehlt ihnen nun leicht eine gewisse Vertrautheit mit den gesellschaftlichen Umgangsformen. Man braucht die Sache nicht zu urgieren, muß sie aber auch nicht gerade ignorieren, da ein solcher Mangel immerhin dem ersten Fortkommen hinderlich sein kann. Wir wollen keine geschniegelten und gestriegelten Elegants, und die neuerdings mancherorts beliebten steifen Kommentceremonien stehen zur wünschenswerthen Jugendfrische des Studententums in lächerlichem Widerspruch. Es wirkt denn doch komisch, wenn zwei Studenten sich etwas vortrinken, dabei in wohlgeregeltem Tempo die Gläser erheben, die Arme strecken, im rechten Winkel beugen, die Gläser

ansetzen, absetzen, die Käpplein dabei lüften, vorm Ansetzen und nach dem Absetzen der Gläser sich ansehen, so bedeutungsvoll, so feierlich, als vollziehe sich da, Gott weiß, welch welthistorischer Akt — — —! Nein, ein Student ist kein Geheimrath und braucht auch vorerst dessen würdevolle Bedächtigkeit noch nicht. Dabei bleibt aber bestehen, daß der Student die Grundformen des geselligen Anstandes kennen oder sich aneignen muß. Mag unsere konventionelle Höflichkeit immerhin vielfach verflacht sein, sie läßt sich auch veredeln und mit christlichem Gehalt durchdringen. Man braucht nur den Begriff „Almosen" weiterzufassen, es giebt auch geistiges Almosen, die Höflichkeit ist ein solches, gezollt der menschlichen Schwäche.

Im Verkehr mit alten Herren und deren Familien mag das junge Füchslein etwaige Herbe abstreifen, hier bewährt sich besonders der Vorteil korporativer Freundschaft: Est autem amicitia nihil aliud nisi consensio omnium divinarum humanarumque rerum cum benevolentia et caritate. In einzelnen kath. Studentenkorporationen bestehen Tanzkränzchen. Es sind schon Bedenken dagegen laut geworden, sie stören auch leicht die Einigkeit der Korporation, zur gesellschaftlichen Erziehung aber sind sie durchaus wünschenswerth, die nötigen Schranken zu ziehen kann man ruhig dem Takt der einzelnen Familien überlassen.

Gerade im Punkt des jugendlichen Lebensgenusses haben die katholischen Studentenkorporationen einen schwierigen Stand. Freuen sie sich ihres Lebens wie andere Menschen, flugs fliegt der Tadel: und die nennen sich katholisch; sind sie ernst, streng, dann heißt's: das wollen Studenten sein. Man möge mir den Hinweis nicht als unwürdige Profanation andeuten, aber ich finde die ganz ähnliche Situation treffend gekennzeichnet in den Worten der hl. Schrift: „Johannes in der Wüste trat auf, lebte von Heuschrecken und wildem Honig und sie nannten ihn einen Narren; der Menschensohn tritt auf, ißt und trinkt wie andere Menschen, und sie nennen ihn einen Fresser und Weinsäufer." Mit dem katholischen Volksleben ist die Freude untrennbar verbunden, und an die Kirchenfeste reiht sich von alters her heitere Lebenslust. „Mit einem Freudengruß ist Christus in die Welt getreten, und durch alle Jahrhunderte katholischer Kunst und Litteratur, katholischen Volkslebens und katholischer Volkspoesie rauscht wie ein Jubelgesang das Alleluja des Ostermorgens." (Baumgartner, Goethe Bd. 2, S. 284.) Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands" gilt gewöhnlich als unchrist-

lich. Distinguo: Es ist zugleich eine herrliche Apologie des lebensfrohen mittelalterlichen Kultus. Was Schiller dem griechischen Kultus nachrühmt: Die Poesie und Kunstfülle, die Belebung der Natur durch die Gestalten der Mythologie — die katholische Kirche hatte es in ihren Heiligen und Legenden:

„Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.
Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur."

Wenn es schneit, schüttelt die Mutter Gottes ihr Bettlein aus, die Passionsblume zeigt das Leiden Christi, auf Gründonnerstag fliegen die Glocken nach Rom u. ä. Erst die nordische Kälte der Reformation und die Superklugheit des Rationalismus fiel wie ein Frosthauch in die heitere Frühlingspracht.

„Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehen!"

Dieselbe bittere Erfahrung hat man in dem ehemals heitern England gemacht. Liebt man es ja heute noch der Kirche heidnische Sinnenfreunde, Verweltlichung u. s. w. vorzuwerfen, und vielleicht haben wir den Vorwurf uns zu sehr zu Herzen genommen. Wir sind keine Puritaner und dürfen keine sein. Gerade den Studentenkorporationen fällt die Aufgabe zu, Frosinn zu vereinen mit Gottesfurcht, Demuth vor Gott mit Muth vor den Menschen, unbekümmert um Gespött auf der einen, um griesgrämische Gesichter auf der andern Seite.

Das ist die Bedeutung der kath. Studentenkorporationen der Gegenwart. Sie müssen durch wissenschaftliche, körperliche und gesellschaftliche Schulung die jungen Akademiker befähigen, vollauf den Anforderungen zu genügen, die die gegenwärtige Zeit an sie stellt, sie müssen sie konkurrenzfähig machen, nein mehr wie das, paritätsfähig trotz der Imparität.

IV.

Die Zahl dieser Korporationen ist eine recht stattliche und den verschiedenartigsten Richtungen angepaßt. Wir lassen hier eine übersichtliche Zusammenstellung derselben folgen, den Akademischen Monatsblättern No. 6, Jahrgang 1897 entnommen.

Uebersicht
über die katholischen Studentenvereinigungen an den Hochschulen deutscher Zunge.

A. Die Vereinigungen nach Verbänden geordnet.

I. Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands, nichtfarbentragend, 895 Aktive und Inaktive in loco.

1. Askania (Berlin)
2. Burgundia (Berlin)
3. Arminia (Bonn)
4. Germania (Münster)
5. Walhalla (Würzburg)
6. Ottonia (München)
7. Winfridia (Göttingen)
8. Unitas (Breslau)
9. Alamannia (Tübingen)
10. Carolingia (Aachen)
11. Palatia (Heidelberg)
12. Normannia (Greifswald)
13. Erwinia (München)
14. Lätitia (Karlsruhe)
15. Teutonia (Leipzig)
16. Frankonia (Straßburg)
17. Gothia (Hannover)
18. Borussia (Königsberg)
19. Warmia (Braunsberg)
20. Brisgovia (Freiburg i. B.)
21. Thuringia (Marburg)
22. Saxonia (München)
23. Baltia (Kiel)
24. Rhenania (Erlangen)
25. Akademia (Eichstätt)
26. Albertia (Regensburg)
27. Rhenania (Innsbruck)
28. Nassovia (Gießen)

II. Verband der katholischen deutschen Studentenverbindungen, farbentragend, 608 Aktive und Inaktive in loco.

1. Änania (München)
2. Winfridia (Breslau)
3. Guestfalia (Tübingen)
4. Austria (Innsbruck)
5. Bavaria (Bonn)
6. Markomannia (Würzburg)
7. Saxonia (Münster)
8. Hercynia (Freiburg i. B.)
9. Suevia (Berlin)
10. Rhenania (Marburg)
11. Burgundia (Leipzig)
12. Hasso-Rhenania (Gießen)
13. Silesia (Halle)
14. Badenia (Straßburg)
15. Norica (Wien)
16. Palatia (Göttingen)
17. Arminia (Heidelberg)
18. Carolina (Graz)
19. Teutonia (Freiburg i./Schw.)
20. Alemannia (Greifswald)
21. Gothia (Erlangen)
22. Ferdinandea (Prag)

III. Wissenschaftlicher katholischer Studentenverein Unitas, nichtfarbentragend, 90 Aktive und Inaktive in loco.

1. Unitas(-Salia) (Bonn)
2. Unitas (Münster)
3. Unitas (Würzburg)
4. Unitas (Freiburg i. B.)

IV. Kartellvereinigung katholischer deutscher Korporationen, farbentragend, 37 Aktive und Inaktive in loco.

1. Sauerlandia (Münster)
2. Novesia (Bonn)
3. Cheruscia (Würzburg)

V. Kartell katholischer Verbindungen, farbentragend, 93 Aktive und Inaktive in loco.

1. Saxo-Silesia (Hannover)
2. Germania (Berlin)
3. Makaria (Berlin)
4. Alsatia (Bonn)

VI. Kartell katholischer süddeutscher Studentenvereine, nichtfarbentragend, 80 Aktive und Inaktive in loco.

1. Alemannia (München)
2. Normannia (Würzburg)

VII. Kartell der Vereinigungen katholischer Studenten zwecks wissenschaftlicher Anregung, nichtfarbentragend, 35 Aktive und Inaktive in loco.

1. Akad. Görresverein (München) | 2. Akad. Leoverein (Innsbruck)

VIII. Schweizerischer Studentenverein, farbentragend, 135 Aktive und Inaktive in loco.

1. Turicia (Zürich)
2. Burgundia (Bern)
3. Rauracia (Basel)
4. Alemannia (Freiburg i./Schw.)
5. Sarinia (Freiburg i./Schw.)
6. Helvetia-Monac. (München)
7. Helvetia-Fribrg. (Freiburg i. B.)
8. Helvetia-Oenip. (Innsbruck)

IX. Keinem Verband angehörig, 182 Aktive und Inaktive in loco.

1. Alania (Stuttgart)
2. Austria (Wien)
3. Gothia (Würzburg)
4. Nassovia (Darmstadt)
5. Normannia (Karlsruhe)
6. Rhätia (München)
7. Rheno-Borussia (Bonn)
8. Ripuaria (Bonn)
9. Tirolia (Innsbruck)
10. Unitas (Czernowitz).

B. Die Vereinigungen nach Hochschulen geordnet.

Hochschule	Vereinigung. Farbentragend oder nicht. Verband.	Gründung bezw. Neugründung.	Aktive Mitgl. u. Inakt. in loco
Aachen, Techn. Hochschule	Carolingia n. I	1871	33
Basel, Universität	Rauracia f. VIII	1863 u. 1879	24
Berlin			
1. Universität	Askania n. I	1853	41
	Suevia f. II	1875 u. 77	37
2. Techn. Hochschule	Burgundia n. I	1853	17
3. Landwirtschaftl. Hochschule	Germania f. V	1895	18
4. Tierärztl. Hochschule.	Makaria f. V	1896	17
Bern, Universität	Berna-Burgundia f. VIII	1865 u. 84/85	23
Bonn			
1. Universität	Bavaria f. II	1844 u. 1873	36
	Unitas(-Salia) n. III	1853 u. 1875	18
	Ripuaria n. IX	1863 u. 1875	20
	Arminia n. I	1863	62
	Novesia f. IV	1875 u 1893	15
2. Landwirtschaftl. Akademie	Alsatia f. V	1894 susp. 96	(34)
	Rheno-Borussia n. IX	1896	12
Braunsberg, Lyc. Hosianum	Warmia n. I	63 u. 76, s. 87	0
Breslau, Universität	Winfridia f. II	1856	45
	Unitas n. I	1863 u. 1871	36
Czernowitz, Universität	Unitas f. IX	1891	6
Darmstadt, Techn. Hochschule	Nassovia f. IX	1896	14
Eichstätt, Lyzeum	Akademia n. I	1892	14
Erlangen, Universität	Gothia f. II	1892	23
	Rhenania n. I	1889 u. 1892	14
Freiburg i. B., Universität	Hercynia f. II	1873	34
	Brisgovia n. I	1880	30
	Unitas n. III	1895	22
	Helvetia-Friburg n. VIII	1895/96	7

Hochschule	Vereinigung. Farbentragend oder nicht. Verband.	Gründung bezw. Neugründung.	Aktive Mitgl. u. Inakt. in Loco
Freiburg i. b Schw., Universität	Alemania f. VIII	1889 u. 95/96	26
	Teutonia f. II	1890	9
	Sarinia f. VIII	1895	15
Gießen, Universität	Hasso-Rhenania f. II	1883	19
	Nassovia n. I	1895	9
Göttingen, Universität	Winfridia n. 1	1870	26
	Palatia f. II	1883	17
Graz, Universität	Carolina f. II	1888	24
Greifswald, Universität	Normannia n. I	1873	30
	Alemannia f. II	1891	20
Halle, Universität	Silesia f. II	1881 u. 85	17
Hannover			
1. Techn. Hochschule	Gothia n. I	1876	44
2. Tierärztliche Hochschule	Saxo-Silesia f. V	1887	24
Heidelberg, Universität	Palatia n. I	1872	16
	Arminia f. II	1887	13
Innsbruck, Universität	Helvetia-Oenipont. f. VIII	1859	15
	Austria f. II	1864	36
	Tirolia f. IX	1893	17
	Akad. Leoverein n. VII	1894	11
	Rhenania n. I	1895	22
Karlsruhe, Techn. Hochschule	Lätitia n. I	1874	16
	Normannia f. IX	1890	15
Kiel, Universität	Baltia n I	1886	20
Königsberg, Universität	Borussia n. I	1876	11
Leipzig, Universität	Teutonia n. I	1874	23
	Burgundia f. II	1879 u. 81	21
Marburg, Universität	Rhenania f. II	1879 u. 81	21
	Thuringia n. I	1881	24
München			
1. Universität	Helvetia-Monac. f. VIII	1844	6
	Ottonia n. I	1866	60
	Rhätia f. IX	1881	42
	Alemannia n. VI	1881	35
	Saxonia n. I	1883	55
	Akad. Görresverein n. VII	1892	23
2. Techn. Hochschule	Erwinia n. I	1873	18
Münster, Akademie	Sauerlandia f. IV	1847	14
	Unitas n. III	1857 u. 1870	33
	Germania n. I	1864	86
	Saxonia f. II	1878	36
Prag, deutsche Universität	Ferdinandea f. II	1886 u. 89	9
Regensburg, Lyzeum	Albertia n. I	1886 u. 92	20
Straßburg, Universität	Frankonia n. I	1875	27
	Badenia f II	1882	16
Stuttgart, Techn. Hochschule	Alania f. IX	?	?
Tübingen, Universität	Guestfalia f. II	1859 u. 63	21
	Alamannia n. I	1872	25
Wien, Universität	Austria n. IX	1877	45
	Norica f. II	1883	26
Würzburg, Universität	Walhalla n. I	1864	88
	Markomannia f. II	1871	70

Hochschule.	Vereinigung. Farbentragend oder nicht. Verband.	Gründung bezw. Neugründung.	Aktive Mitgl. u. Inakt. in loco.
Würzburg, Universität	Unitas n. III	1875	17
	Normannia n. VI	1876	45
	Cheruscia f. IV	S.-S 1895	8
	Gothia n. IV	1896	18
Zürich, Universität	Turicia f. VIII	1861	19
	83 Vereinigungen		2155

Die Unitas-Cöten No. III rekrutieren sich hauptsächlich aus Theologen, No. V ist für Studierende landwirthschaftlicher und tierärztlicher Fakultäten, No. VI verfolgt eine bayerisch-partikularistische Richtung, No. VIII eine national-schweizerische.

Die Hauptmasse der Vereinigungen entfällt auf den Verband der Vereine und auf den Verband der Verbindungen. Die Vereine sind nicht farbentragend, die Verbindungen farbentragend. Ein prinzipieller Unterschied zwischen den beiden großen Kartellverbänden besteht nicht, aber allerhand kleine Differenzen, die an und für sich nicht nötig, im übrigen ziemlich natürlich und zum Glück nicht weiter schädlich sind. Der Sache kann es nur erwünscht sein, wenn beide sich Konkurrenz machen und möglichst viel Mitglieder zu gewinnen streben. Ob der junge Student sich einem Verein oder einer Verbindung anschließt, hängt hauptsächlich von seiner Individualität, des öfteren noch vom Zufall ab. Auch im späteren Hervortreten im öffentlichen Leben dürfte sich schwerlich mit Sicherheit ein Unterschied konstatieren lassen, auf der einen wie der anderen Seite finden wir die Elite des kath. Deutschland. Beifolgend eine kleine Stichprobe, die aber nur als solche angesehen werden will und weder auf Vollständigkeit noch auf besonderes Urteil und Geschick in der Auswahl Anspruch erhebt.

Den Verbindungen gehören als alte Herren (ehemalige Aktive, nicht Ehrenmitglieder) an:

Auracher, Joh. Bapt., P. Placidus, Prior des Benediktinerstifts, Rektor des Kgl. Progymnasiums, Direktor der Erziehungsanstalt Schäftlarn bei München. (Aen.)

Baumgarten, Alfred Dr. med., prakt. Arzt in Wörishofen. (Bav. Rhenan. Bad. Aen.)

Commer, Ernst, Dr. theol. et. jur., Professor der Theologie an der Univ. Breslau. (Guest. Mark. Winfr.)

Frenay, Ignaz, Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter Mainz. (Mark. Bav.)

v. Fugger, Raimund, zu Schloß Kirchberg bei Ulm. (Teut. Austr.)

Fusangel, Johann, Reichs- u. Landtagsabgeordneter in Hagen. (Bav.)

Granderath, Theodor, S. J., Spiritual in Rom, Colleg. Germ. (Guestf.)

v. Hertling, Freiherr Georg, Dr. phil., Universitäts-Professor der Philosophie und lebenslängl. Reichsrath der Krone Bayern. (Aenan.)

Kappes, Dr. phil., Professor der philos. Fakultät der Akademie Münster. (Bav.)

Kathrein, 1. Vicepräsident des österr. Abgeordnetenhauses, Landtagsabgeordneter, Bürgermeister in Hall in Tirol. (Austr.)

Porsch, Felix, Dr. jur., Rechtsanwalt am Oberlandesgericht, fürstbischöfl. Konsistorialrath, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses. (Guestf. Winfr. Suev. Burg.)

Schädler, Franz, Dr. jur. can., Domkapitular, Reichs- und Landtagsabgeordneter in Bamberg. (Mark.)

Schnürer, Gustav, Dr. phil., ordentl. Professor der Geschichte an der Univers. Freiburg, Schweiz. (Winfr. Sax.)

Sdralek, Max, Professor an der Akademie zu Münster. (Winfr. Herc. Suev.)

Würmeling, Dr. jur., Bürgermeister und Landtagsabgeordneter in Münster. (Guestf. Winfr.)

Aus den Vereinen gingen hervor:

Altum, Bernhard, Dr. phil., Geheimer Regierungsrath, Professor in Eberswalde. (Burg.)

Antoni, Georg, Dr. jur., Oberbürgermeister in Fulda. (Walh. Ott.)

Bachem, Karl, Rechtsanwalt in Köln, Dr. jur., Reichstags- und Landtagsabgeordneter. (Ask. Burg. Frank.)

Bardenhewer, Otto, Dr. theol. et phil., Universitäts-Professor in München. (Walh.)

Cardauns, Hermann, Dr. phil., Redakteur. (Arm. Frank.)

Dingelstadt, Hermann, Dr. theol. et phil., Bischof von Münster. (Germ.),

Esser, Thomas, O. S. D., Universitäts-Professor in Rom. (Walh.)

Finke, Heinrich, Dr. phil., Professor der Geschichte in Münster. (Winfr. Alam.)

Fritzen, Adolf, Dr. theol. et. phil., Bischof von Straßburg. (Ask. Germ.)

Grauert, Hermann, Dr. phil., Professor der Geschichte in München. (Ott. Ask. Burg. Winf.)

Gröber, Adolf, Landgerichtsrath in Heilbronn, Mitglied des deutschen Reichstags und würtemb. Landtages. (Alam. Teut.)

Freiherr von Heeremann von Zuydwyk, Klemens, Dr. jur., Regierungsrath a. D., Mitglied des deutschen Reichstages und des preuß. Abgeordnetenhauses, Rittergutsbesitzer in Münster i. W. (Ask. Burg.)

Hergenröther, Franz, Dr. theol., Päpstl. Geheimkämmerer, Domkap. in Würzburg. (Walh.)

Hertling, Georg Freiherr von, Dr. phil., ordentl. Professor der Philosophie in München, Mitglied der bayer. Kammer der Reichsräthe. (Ask. Burg.)

Hilpisch, Georg, Geistl. Rath, Domherr in Limburg an der Lahn. (Germ.)

Hüffer, Hermann, Dr. jur. et. phil., Geh. Justizrath, ordentl. Professor der Rechte in Bonn. (Ask. Burg.)

Iseke, Hermann, Dr. jur. utr., Divisionspfarrer in Hannover. (Winfr. Germ. Walh.)

Jostes, Franz, Dr. phil., Professor in Freiburg, Schweiz. (Frank.)

Kampers, Franz, Dr. phil., Schriftleiter am histor. Jahrbuch, Assistent an der Hof- und Staatsbibliothek in München. (Sax. Germ.)

Kaufmann, Paul, Dr. jur., Geh. Regierungs- und Vortragender Rath im Reichsamt des Innern in Berlin. (Ask. Burg. Arm.)

von Kehler, Friedrich, Legationsrath a. D., Mitglied des deutschen Reichstages und des preuß. Abgeordnetenhauses. (Ask. Burg.)

Killing, Wilh., Dr. phil., ordentl. Professor der Mathematik an der Akademie Münster. (Ask. Burg.)

Kirschkamp, Jakob, Dr. theol., ordentl. Professor der Theologie in Bonn. (Walh. Germ.)

Michael, Emil, Dr. theol. et phil., S. J., Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. (Unit.)

Niehues, Bernhard, Dr. phil., Geheimer Regierungsrath, Professor der Geschichte in Münster. (Ask.)

Offenberg, Eugen, Geheimer Regierungsrath und Vortragender Rath

im Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Berlin. (Pal. Ask. Burg. Alam. Teut.)

Orterer, Georg, Dr. phil., Gymnasialrektor, Landtagsabgeordneter in Eichstätt. (Teut.)

Pastor, Ludwig, Dr. phil., ordentl. Professor der Geschichte in Innsbruck. (Ask. Burg. Arm.)

Pelzer, Ludwig, Geheimer Regierungsrath, Oberbürgermeister a. D., Aachen. (Ask. Burg.)

Fürst Radziwill, Ferdinand, Reichstagsabgeordneter, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses in Berlin. (Ask. Burg.)

von Savigny, Leo, Dr. jur., ordentl. Professor der Rechte in Freiburg, Schweiz. (Ask.)

Schell, Hermann, Dr. theol. et phil., Professor der Theologie an der Universität Würzburg. (Walh.)

Schmidt, Otto, Landgerichtsrath in Berlin, Reichstags- und Landtagsabgeordneter. (Ask.]

Schrörs, Heinrich, Dr. theol., Professor der Kirchengeschichte in Bonn. (Walh.)

Schulte, Alois, Dr. phil., Professor der Geschichte in Breslau. (Germ.)

Sickenberger, Otto, Dr. phil., Dozent der Theologie und Präfekt am Klerikalseminar in Freising. (Ott.)

Trimborn, Karl, Dr. jur., Rechtsanwalt in Köln, Reichstags- und Landtagsabgeordneter. (Frank. Ott. Teut.)

Wedewer, Hermann, Dr. theol., Religions- und Oberlehrer am Gymnasium in Wiesbaden. (Germ.)

Werra, Joseph, Dr. phil., Gymnasialdirektor in Vechta. (Teut.)

Widmann, Simon, Dr. phil., Direktor des Realprogymnasiums in Oberlahnstein. (Teut. Winfr.)

Zingeler, Karl Theodor, Dr. phil., Hofrath, Archivrath in Sigmaringen. (Arm. Ott.)

Vom deutschen Adel finden wir bei den Verbindungen:

Graf Balleſtrem, Valentin, in Breslau. (Winfr.)

Freiherr von Fechenbach-Laudenbach, Karl, zu Dieburg, Hessen. (Arm.)

Graf Hoverden-Plenken, Petrus, in Hünern bei Ohlau. (Winfr.)

Graf von Matuschka, Emmanuel, Dr. jur. in Breslau. (Winfr.)

Graf von Matuschka von Toppolczan, Freiherr von Spättgen, Dr. phil., Berlin. (Winfr. Aen. Pal. Suev.)

Freiherr von Ow, kgl. bayer. Kammerjunker, Garmisch. (Austr.)
Freiherr von Rodenstein, Heinrich, Kammerherr, Malteserritter, Bensheim. (Mark.)
Freiherr von Pelkhofen, Heinrich, Priester, Regensburg. (Aenan.)
Rink, Freiherr von Baldenstein in Gries bei Bozen. (Austr.)
Graf zu Stolberg-Stolberg, Hermann, Rittergutsbesitzer in Westheim. (Mark.)

Bei den Vereinen begegnen uns die Namen:

Freiherr von Biegeleben, Max, Oberfinanzrath in Darmstadt. (Pal. Teut.)
Freiherr von Biegeleben, Joseph, in München. (Pal. Arm.)
Freiherr von Bodmann, Albert, Großh. bad. Kammerherr, Baden-Baden. (Ott.)
Freiherr von Böselager-Nette, Fritz, in Buschhofen bei Bonn. (Arm.)
Freiherr von Böselager-Nette, Philipp, Rittergutsbesitzer in Bonn. (Ask. Burg.)
von Dalwigk, Joh. Bapt., im Jesuitenkolleg in Valkenburg. (Thur.)
von der Decken, Himmelreich Raban, Höxter. (Arm. Teut.)
Freiherr von Elmendorff, Pfarrer in Jever. (Germ.)
Freiherr von und zu Frankenstein, auf Schloß Ullstadt, Mittelfranken. (Ott.)
Freiherr von Morsey-Picard, Viktor, Quakenbrück. (Thur.)
von und zur Mühlen, Heinr., Geheimer Regierungsrath in Osnabrück. (Ask. Burg.)
von und zur Mühlen, Martin, Regierungsreferendar, Posen. (Teut. Winfr. Brisg.)
Freiherr von Oer, Regierungsassessor, Vorsitzender der berufsgenossenschaftl. Schiedsgerichte, Dresden. (Teut.)
Fürst Radziwill, Ferdinand, Berlin. (Ask. Burg.)
Freiherr von Rodenstein, Heinr., Großh. Hess. Kammerherr, Ritter des Malteserordens, Bensheim. (Pal.)
Freiherr von Rüpplin, August, in Ueberlingen. (Walh.)
Freiherr von Rüpplin, Karl, Dr. jur., in Konstanz. (Walh. Teut.)
Edler von Scherer, Ritter zu Brandau, Otto, in München. (Ott.)
Freiherr von Schorlemer, Adolf, Dr. jur., in Wittenberg. (Winfr.)
Freiherr von Schorlemer, Klemens, Dr. jur., Landrath in Neuß. (Walh.)
Freiherr von Sensburg, Franz, Bischweiler, Unter-Elsaß. (Lät. Burg.)
Freiherr von Sensburg, Kurt, Sulz, Ober-Elsaß. (Frank.)

Graf von Surry-Bussy, Gaston, Dr. phil., Gutsbesitzer, Solothurn. (Palat.)

Die Verteilung der alten Herrn beider Verbände nach Berufsständen mag aus folgenden Tabellen erhellen:

Statistik der Philister des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands

im Winterhalbjahr 1896/97.

N.	Name des Vereins	in	Philister Abteilung A	Geistliche			Höhere Verwaltungs- und Rechtspflegeb.			Sonstige Beamte	Ärzte und Apotheker	Professoren	Techniker	Sonstige Lebensstände
				Bischöfe	Andere Geistliche	Ordensgeistliche	Höhere Verwaltungsbeamte	Richter	Staats- u. Rechtsanwälte und Notare					
1.	Askania	Berlin	181	1	6	2	11	19	27	32	26	49	—	8
2.	Burgundia	Berlin	98	—	—	—	—	—	—	5	6	6	76	5
3.	Arminia	Bonn	281	—	46	1	10	31	42	72	40	17	2	16
4.	Germania	Münster	556	2	386	18	—	—	—	7	2	129	3	12
5.	Walhalla	Würzburg	420	—	182	11	6	3	11	13	159	31	—	4
6	Ottonia	München	239	—	119	8	9	6	12	20	23	47	2	4
7.	Winfridia	Göttingen	136	—	11	—	5	10	10	29	39	28	—	4
8.	Unitas	Breslau	289	—	199	1	5	7	4	14	25	29	—	5
9	Alamannia	Tübingen	106	—	20	—	21	12	6	19	17	10	—	1
10	Karolingia	Aachen	79	—	—	2	—	—	—	6	8	—	49	12
11.	Palatia	Heidelberg	95	—	2	1	7	11	7	28	28	8	—	3
12.	Normannia	Greifswald	81	—	—	—	1	2	4	2	71	1	—	—
13.	Erwinia	München	29	—	1	1	—	—	—	14	—	3	9	1
14.	Lätitia	Karlsruhe	37	—	—	1	—	—	—	2	4	5	20	5
15.	Teutonia	Leipzig	108	—	3	—	1	11	5	17	33	32	—	6
16.	Frankonia	Straßburg	78	—	2	3	2	5	7	8	21	28	—	1
17.	Gothia	Hannover	52	—	1	—	—	—	—	1	2	—	42	5
18.	Borussia	Königsberg	55	—	6	—	—	1	—	4	23	19	—	2
19.	Warmia	Braunsberg	67	—	64	—	—	—	—	—	—	3	—	—
20.	Brisgovia	Freiburg	82	—	23	2	—	—	2	17	30	7	—	1
21.	Thuringia	Marburg	85	—	2	3	—	—	5	27	36	12	—	—
22	Saxonia	München	120	—	33	2	—	—	—	10	58	11	1	5
23.	Baltia	Kiel	65	—	2	—	—	—	1	6	56	—	—	—
24.	Rhenania	Erlangen	24	—	—	—	—	—	1	3	20	—	—	—
25.	Akademia	Eichstätt	14	—	13	—	—	—	—	—	—	—	—	1
26.	Albertia	Regensburg	38	—	32	1	—	—	—	1	—	3	—	1
Gesamtzahl der Philister des Verbandes			3415	3	1144	61	78	118	144	357	727	479	201	103

Verzeichnis der Philister des Cartellverbandes der katholischen deutschen Studenten-Verbindungen 1896.

Name der Verbindung	Universität	Gesamtzahl	Theologen	Justiz u. Verwaltung	Aerzte	Hochschul-Professoren	Philologen	Archiv- u. Bibliotheksbeamte	Forstbeamte	Ingenieure u. Techniker	Chemiker u. Apotheker	Veterinärärzte	Landw. u. Kulturingenieure	Redakteure u. Journalisten	Gutsbesitzer u. Landwirte	Landwirtschaftslehrer	Verkehrsbeamte	Andere Berufsstände.
Aenania	München	246	118	52	28	5	22	3	—	1	3	2	1	1	—	—	5	5
Winfridia	Breslau	365	208	61	44	2	37	1	—	1	—	—	—	1	1	—	5	4
Guestfalia	Tübingen	198	46	91	36	2	16	—	5	—	1	—	—	—	—	—	1	—
Austria	Innsbruck	183	82	41	28	1	17	3	—	1	2	—	—	1	—	—	5	2
Bavaria	Bonn	161	41	36	36	4	22	—	1	—	3	—	6	4	2	3	—	3
Markomann.	Würzburg	185	76	27	49	3	11	2	—	—	5	—	—	5	3	—	3	1
Saxonia	Münster	241	145	5	7	2	61	4	—	3	3	—	1	4	—	—	3	3
Hercynia	Freiburgi.B.	140	27	42	38	—	17	—	—	—	12	1	1	1	—	—	—	1
Suevia	Berlin	34	—	13	7	1	3	—	—	5	2	2	—	—	—	—	—	1
Rhenania	Marburg	39	1	8	17	—	11	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—
Burgundia	Leipzig	12	—	2	8	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hasso-Rhen.	Gießen	20	1	7	2	—	5	—	2	2	1	—	—	—	—	—	—	1
Silesia	Halle	20	1	1	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	2	—	2
Badenia	Straßburg	15	—	5	4	—	3	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—
Norica	Wien	36	13	12	4	—	5	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—
Palatia	Göttingen	11	—	4	2	1	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	1
Arminia	Heidelberg	8	—	5	2	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—
Carolina	Graz	13	9	—	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Teutonia	Freibrg.Sch.	8	5	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Alemannia	Greifswald	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Gothia	Erlangen	4	—	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Ferdinandea	Prag	72	41	7	6	—	10	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	1
		2012	814	421	326	21	245	13	8	14	41	7	9	20	16	5	25	27

Die Verteilung der alten Herren beider Verbände nach Landstrichen wird aus folgender Zusammenstellung ersichtlich.

I. Preußen	In Vereinen:	In Verbindungen:
Ostpreußen	101	26
Westpreußen	90	19
Stadt Berlin	72	36
Brandenburg	34	
Pommern	8	4
Posen	26	5
Schlesien	305	323
Provinz Sachsen	80	33
Schleswig-Holstein	15	2
Hannover	231	27
Westphalen	600	193
Hessen-Nassau	129	55
Rheinland	770	310
Hohenzollern	8	14
	2469	1047

	In Vereinen:	In Verbindungen:
II. Süddeutschland		
Bayern	441	293
Kgr. Sachsen	28	22
Würtemberg	80	136
Baden	58	90
Hessen-Darmstadt	22	31
Elsaß-Lothringen	64	36
	693	608
III. Norddeutschland außer Preußen		
Mecklenburg	2	5
Sächs. Herzogtümer	5	2
Braunschweig	7	—
Beide Lippe	3	1
Anhalt und Schwarzburg	4	4
Waldeck	2	2
Oldenburg	39	22
Lübeck	3	1
Bremen	6	1
Hamburg	11	6
	82	44
IV. Oestereich-Ungarn	25	225
V. Schweiz	23	28
VI. Ausland		
Luxemburg	8	
Belgien und Holland	35	
Schweden, Dänemark, Norwegen	6	
England	5	
Italien	6	51
Asien	3	
Afrika	2	
Amerika	31	
	96	51
VII. Gesamtzahl		
Deutsches Reich	3244	1699
Oestereich-Ungarn	25	225
Schweiz	23	28
Ausland	96	51
Aufenthalt unbekannt	27	9
	3415	2012

Wie ersichtlich haben die Vereine ihre Hauptstärke in Preußen, die Verbindungen in Süddeutschland. Es entspricht dies dem farbenfrohen Charakter der Süddeutschen. Ein Vergleich der Aktiven beider Verbände führt zum gleichen Ergebnis. Aber auch hier steht die Beteiligung der Süddeutschen mit Preußen verglichen in ungünstigem Verhältnis zur Bevölkerungsziffer der Katholiken. Preußen hat die doppelte Zahl von Katholiken wie Bayern, stellt aber zu den kath. Verbindungen die fünffache Zahl von Studenten wie Bayern, zu den Vereinen das sechs- bis siebenfache wie Bayern; die rein bayerischen Vereine gleichen das Defizit nicht aus. Hier liegt also noch ein großes Eroberungsgebiet für die katholischen Korporationen.

Die Bedeutung der kath. Studentenkorporationen für das kath. Deutschland erhellt in überraschender Weise aus der führenden Stellung, welche die Angehörigen dieser Verbände im letzten Dezennium in steigendem Maße auf den deutschen Katholikenversammlungen einnehmen. In den Akademischen Monatsblättern vom 25. September v. J. finde ich hierüber eine Notiz seitens des Verbandes der Vereine. Innerhalb 11 Jahre ist zum fünften Mal ein Philister dieses Verbandes erster Präsident der Katholiken-Versammlung gewesen. Der Erste, dem diese Ehre zu teil wurde, war Freiherr Clemens von Heeremann (Ask. Burg.), welcher 1866 in Breslau die Versammlung leitete; ihm folgten 1889 in Bochum Prof. Dr. Freiherr von Hertling, (Ask. Burg., zugleich alter Herr der Verbindung Aenania); 1894 in Köln Direktor Dr. Orterer (Ott.); 1896 in Dortmund Landgerichtsrath Gröber (Alam. Teut.) und 1897 in Landshut Dr. Karl Bachem (Frank. Ask. Burg.). Die Verbindungen werden sich in ähnlicher Weise ausgezeichnet haben, wenn mir auch diesbezügliche Notizen nicht zu Gebote stehen; ist dem so, dann liegt gegenwärtig schon die Leitung dieser katholischen Parlamente in den Händen der früheren Korporationsstudenten.

Wo immer man bei einer Umschau im Lande kath. Aerzte, kath. Rechtsanwälte, kath. Gymnasial- und Reallehrer, kath. Richter und Verwaltungsbeamte findet, in der Regel sind sie Angehörige kath. Studentenkorporationen, und Ausnahmen werden in der Zukunft noch seltener werden, als sie es jetzt schon sind. Und das muß man sagen, die Korporationen verstehen sich aber auch auf ihre Aufgaben. Die Verbindung zwischen den Aktiven und den alten Herren wird eine immer engere, letztere selbst schließen sich in sogenannten Philisterzirkeln fester aneinander und übernehmen mehr und mehr die geistige Leitung der Vereinigungen und Verbände. Recht instruktiv ist in dieser Hinsicht das Organ des Kartellverbandes der Vereine, die „Akademischen Monatsblätter". Als sie ins Leben traten waren sie wenig mehr als eine Sammlung guter Bierzeitungen und Festberichte in den stereotypen Redewendungen. Heute repräsentiren sie sich, das kann man getrost behaupten, als ein Organ, das über alle Fragen, die das gebildete katholische Deutschland bewegen, trefflich orientiert. Wir finden Aufsätze darin von anerkannten Autoritäten, P. Albert Maria Weiß, Frz. X. Kugler, S. J., Professor Hermann Schell u. a. Literarische Besprechungen halten den Leser über die Erscheinungen des Büchermarkts auf dem Laufenden, eine besondere Rubrik ist den schrift-

stellerischen Leistungen der Verbandsangehörigen gewidmet und ist ein vortrefflicher Sporn zu reger Teilnahme am literarischen Leben. Ein Aerzte-, Philologen- und Juristenbureau vermittelt Angebot und Nachfrage, eine überaus praktische, beachtenswerte Einrichtung. Die zahlreichen Annoncen legen Zeugnis ab von der steigenden Beachtung, die dem Organ auch in der Geschäftswelt zu teil wird.

Auch die Verbindungen besitzen ein eigenes gut redigiertes Organ, die „Academia".

Gerade jetzt beim Abschluß dieser Broschüre lese ich in den „Akad. Monatsblättern" die Rede, die Weihbischof Dr. Herm. Jos. Schmitz von Köln bei dem diesjährigen Stiftungsfest der Arminia gehalten hat. Die Worte berühren sich überraschend mit den Grundgedanken vorliegender Arbeit und klingen mir wie eine Bestätigung, im großen und ganzen Richtiges getroffen zu haben, und so glaube ich nicht besser schließen zu können als mit der Wiedergabe der herrlichen Worte des angesehenen Kirchenfürsten:

„Meine hochverehrten Herren! Ich bin recht gerne Ihrer freundlichen Einladung zu Ihrem 35. Stiftungsfeste gefolgt, weil ich dadurch Gelegenheit gefunden habe, zunächst Ihnen, dem hiesigen Verein „Arminia", persönlich näher zu treten, und durch Sie dem gesamten Verbande der katholischen Studentenvereine Deutschlands. Ich bedaure, daß sich die Gelegenheit nicht häufiger findet, dieser hochbedeutsamen Organisation für Kirche und Staat näher zu treten.

Sie stehen, meine Herren, voll und ganz auf dem Boden des Glaubens und wollen, treue Kinder der Kirche, auf diesem Boden des christlichen Glaubens ganze Bürger des Staates werden. Auf den Gebieten, die sich Ihnen für Ihre Zukunft erschließen, soll jeder von Ihnen auch in gesellschaftlicher Beziehung ganz und voll seinen Mann stellen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man den christlichen Glauben als ein Hinderniß in der wissenschaftlichen Laufbahn angesehen hat und dem gewiß starken Vorurteil sich hinabgab, daß, wenn ein junger Mann festhalte an der christlichen Ueberzeugung seiner Jugend, er von vornherein für die Wissenschaft verloren sei. Wir dürfen es als einen Fortschritt ansehen, wenn diese Vorurteile allmählich überwunden werden. Nur eine wahre Wissenschaft führt zu Gott. Wir dürfen stolz darauf sein, gerade in unserm deutschen Vaterlande auf Männer hinweisen zu können, die, hochbedeutend im Staate dastehend, ganz und voll Söhne unserer heiligen Kirche sind.

Solche Männer sind die herrlichste Apologie des Christentums und der Kirche Gottes. Indem Sie diesen Standpunkt einnehmen, pflegen Sie zugleich in den nötigen Schranken den Frohsinn, was ich nur billigen kann. Die Freude ist als ein Recht der Jugend stets anerkannt; der Frohsinn und frohe Stunden sind ein außerordentlich gutes Mittel, die Spannkraft des Geistes zu stärken. Wer es in der Jugend nicht versteht, sich zu freuen, versteht es im Alter nicht, den richtigen Ernst zu wahren.

Wir leben, wie ich schon sagte, in der Zeit eines Paritätskampfes, und da müssen Sie, meine Herren, die Sie berufen sind, dereinst in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einzunehmen, auch diesen Paritätskampf in der richtigen Weise aufnehmen; Sie müssen dabei nicht nur Ihr Recht betonen, sondern sich durch Ihre hervorragenden Leistungen zunächst dies Recht verschaffen. Als ich mir heute Morgen das herrliche wiederhergestellte Münster betrachtete und zurückblickte auf die Zeit vor 37 Jahren, wo ich hier meinen Studien oblag, als ich weiter meinen Blick zurückschweifen ließ auf den Anfang der hiesigen Universität und die damaligen Leistungen mit den heutigen verglich, da mußte ich mir sagen: „Im Rückschritt sind wir nicht.“ Das gilt ganz besonders von unsern katholischen Studenten. Auf Sie setze ich alle Hoffnung, daß Sie, voll und ganz auf dem Boden des Glaubens stehend, stets bestrebt sein werden, der katholischen Wissenschaft Ihre Kräfte zu weihen. Das wird zur Parität führen, die wir wünschen und mit Recht verlangen. Mit Freude habe ich die verschiedenen Nachrichten vernommen, welche mir die Gewißheit geben, daß aus Ihrer Mitte tüchtige Männer hervorgehen. Es muß aufhören, daß einer, der einer andern religiösen Richtung angehört, es im Leben weiter bringen kann, als wir es können. Sie, meine Herren, sind zunächst dazu berufen, der Welt zu zeigen, daß in unsern katholischen Studentenvereinen die zuverlässigste Hoffnung für die katholische Wissenschaft liegt. Halten Sie Ihren Schild nicht nur blank in Sitte und Tugend, sondern auch, wie bisher, blank in der Wissenschaft und Tüchtigkeit bis in Ihr Greisenalter.“

Evangelisches Zeugniß der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt a. M.

zu Gunsten

der päpstlichen Encyklika über die Canisiusfeier.

Von

Johann Diefenbach, Inspector.

„Der Neuprotestantismus hat mit der Sache der Reformatoren schon lange nichts mehr gemein als eben nur etwas ganz Negatives: Die Bekämpfung der katholischen Kirche."

Johann Friedrich Boehmer.

1. Einleitung. Der Weckruf.

Als unterm 1. August 1897 Papst Leo XIII. seine Encyklika über die Canisiusfeier an die Katholiken Oesterreichs, Deutschlands und der Schweiz richtete, konnte er keine Ahnung haben von der gewaltigen Bewegung, welche jene hervorrufen sollte. Zwar durfte er voraussetzen, daß die Katholiken sie mit freudigem Danke begrüßen würden; daß sie aber im Lager der Protestanten, im Lande der Bructerer, Sueven und Friesen als eine Kriegserklärung betrachtet und mit einem Hagel von Protesten überschüttet werden sollte, das konnte das greise Oberhaupt der Kirche nicht voraussehen. Dazu fehlten ihm die beiden Voraussetzungen: das Bewußtsein und die Absicht unrecht zu handeln, auch der Glaube an fremde Arglist und Hinterlist. Er handelte optima fide, im besten Glauben, während die Gegner mit schlauer Berechnung handelten.

Von allen Päpsten, von vielen katholischen Schriftstellern, ja selbst von zahlreichen Protestanten waren dieselben Urtheile über die Reformation gefällt worden, welche der Papst in seinem Rundschreiben sich aneignete, ohne daß jemals solche Demonstrationen in Scene gesetzt worden wären. Die Sache war weder neu, noch un-

gewohnt.[1]) Sollten aber diese päpstlichen Urtheile über die Reformation doch unrichtig gewesen sein in den Augen der Gegner, dann wäre die einzig richtige Abwehr die gewesen, sie einfach zu widerlegen. Hatten ja vordem Döllinger und neuestens Janssen die Geschichte der deutschen Reformation quellenmäßig, gestützt auf Acten und Urkunden, in meisterhafter Weise dargestellt; der eigens zur Widerlegung Janssens gegründete Verein „für Reformationsgeschichte" hatte zehn Jahre Zeit zu dieser Aufgabe. Er hat zwar binnen dieser Frist seinen guten Willen bethätigt; sonst aber läßt sich von seinen Arbeiten sagen: sie gehören zu der Sorte, von denen die Franzosen sagen: „travailler pour le roi de Prusse." Im Gegentheil, das Gefühl der Ueberlegenheit der katholischen Geschichtsforschung hat zu Kundgebungen einer gewissen Unsicherheit und Depression gegeben. So legte H. Pastor Kraußhold folgendes Geständniß ab: „Wenn Janssens Schilderung des Lebens des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des fünfzehnten (muß heißen sechszehnten) Jahrhunderts auch nur in allen ihren Hauptpuncten geschichtlich treu und objectiv gehalten ist, dann ist die Reformation von vornherein Deformation und trägt den Charakter einer von Gott zugelassenen, aber in ihrem tiefsten Grunde widergöttlichen politischen, socialen und religiösen Revolution."[2])

Dem geängstigten Herzen des protestantischen Pastors Martin Rade zu Schönbach entrang sich der Schmerzensschrei: „Wer uns unsere Geschichte nimmt, der trifft uns ins Herz."[3])

Auch die Männer der Generalsynode scheinen an dieser Herzbeklemmung gelitten zu haben. Wem bang ist, der macht Lärm.[4]) Wir sind dem Herrn Präsidenten Dr. Barkhausen sehr dankbar für das offene Geständniß, womit er so freundlich war den Kriegsplan zu verrathen. Es handelt sich ja nicht darum, den Papst zu widerlegen, ihn der Unwahrheit zu überführen, sondern nur darum, das schlafende, indifferente protestantische Volk zu wecken, man brauchte einen „Weckruf," den man in das deutsche Volk hineinschleudern

[1]) „Dieser Vorwurf gegen Luther, daß er ein Aufrührer, ein Zerstörer der Religion und Sittlichkeit gewesen, ist nicht neu, er ist von Anfang der Reformation erhoben worden." „Reformation und Revolution" von Prof. Dr. O. Pfleiderer. Berlin 1897. S. 3.

[2]) Hist.-polit. Blätter Bd. 97. S. 631 und 632.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Gegenüber dem ernsten ruhigen Ton in dem Schreiben des Papstes nimmt sich das turbulente Auftreten der Synoden aus, wie der gellende Ton der Sturmglocke gegenüber dem sanften Ton der Abendglocke.

könne, und dazu mußte die Encyklika das erwünschte und gesuchte Mittel liefern.

Es wäre eine dankbare und menschenfreundliche Aufgabe gewesen, den Papst eines Besseren zu belehren, anstatt vorzuziehen, den Beleidigten zu spielen. Dieser braucht freilich nichts zu beweisen; er beschränkt sich auf Anklage und Beschwerde. Davon versprach man sich aber den ersehnten Erfolg, wenn man den Papst mit dem Brustton sittlicher Entrüstung und mit der Anklage auf Friedensstörung dem protestantischen Norden denunciren konnte. Unvergessen bleibt den alten Herren, welche in der Mitte dieses Jahrhunderts studiert haben, die damals berühmte Zumpt'sche lateinische Grammatik. Der Verfasser hatte das Geschick, die Genusregeln der Substantiven durch Memorirverse für schwache oder faule Schüler zu erleichtern. Das war sehr practisch, z. B.

„Was man nicht declíniren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an."

Ebenso practisch waren auch die Männer der Generalsynode zu Berlin. Bei ihnen galt der Spruch:

„Was man nicht widerlegen kann,
Das sieht man als Beleid'gung an."

Doch gibt der sonderbare Vorgang auch Stoff zu ernsteren Reflexionen. Zunächst erinnert er an die Mittel und an die Hebel, mit deren Hilfe die Reformation vor beinahe 400 Jahren eingeführt worden ist. Als solche Mittel wurden in Anwendung gebracht: das Nationalitätsprincip und der Romhaß.

Es war nicht das erstemal, daß auf kirchlichem Gebiete die Nationalität ausgespielt wurde zur Erzeugung von Trennung und Spaltung in der Kirche. Im byzantinischen Reiche hatte man im neunten Jahrhundert damit angefangen und auf diesem Wege das griechische Schisma zu Stande gebracht. Im fünfzehnten Jahrhunderte erneuerten diesen Versuch die Hussiten in Böhmen, ohne Erfolg.

Die deutschen Reformatoren begaben sich auf denselben Weg und bedienten sich des nationalen Chauvinismus, des aufgehetzten deutschen Volksbewußtseins gegen die Universalkirche, welche sie die Papstkirche nannten.[1]) Dadurch kommt es, daß man auf protestantischer Seite heute noch der Utopie huldigt, als ob deutsch und protestantisch synonyme Begriffe seien. Bei den Polen

[1]) Den nationalen Gegensatz betont Luther vornehmlich in seiner Brandschrift: „An den christlichen Adel der deutschen Nation von des christlichen Standes Besserung 1525."

mag das angehen; bei uns deutschen Katholiken kann davon keine Rede sein. Sodann wurde dieses deutsche Nationalgefühl imprägnirt mit einem fanatischen Rom- oder Papsthasse. Mit Märchen, mit Lügen und Verleumdungen, welche die Magdeburger Centuriatoren aus Pamphleten und Tendenzschriftstellern des Mittelalters zusammen getragen hatten, wurde das deutsche Volk genährt auf den Kanzeln und in Flugschriften, z. B. der Schmähschrift: „Ein Sendbrieff von dem Todt Pauli, des dritten Papst des Namens, und was ihm nach seinem Todt begegnet ist.“[1]) Der Name Papst in Verbindung mit allen Schimpfworten, z. B. mit Antichrist und Teufel, war stereotyp in Luthers Mund und in seinen Schriften.[2]) Nun ist es ein Erfahrungssatz, daß ein Reich mit denselben Mitteln erhalten wird, mit welchen es gegründet wurde. Folglich sind Nationalitätscultus, hier das Deutschthum, und Romhaß die Mittel, den Protestantismus zu erhalten. Dies gehört zu seiner Lebensbedingung. Wie bei einer hölzernen Tonne, oder beim Fasse die eisernen Reife notwendig sind, um das Faß zusammenzuhalten, zumal wenn es inhaltsleer, und dadurch leck geworden ist, so ist es auch mit dem Protestantismus beschaffen. Innerlich ist er leer, hat kein gemeinschaftliches Credo; die verschiedenen Richtungen drohen daher auseinander zu fallen. Um das zu verhüten, müssen die Reifen angetrieben werden, wie beim Fasse. Die Reifen sind hier Romhaß und deutsches Nationalgefühl. Nach diesem Bilde sehen wir von Zeit zu Zeit Professoren und Pastoren mit Schurzfell und Hammer an der Arbeit, die zwei Reifen anzutreiben, einen Beyschlag, Nippold, Thümmel, Weber ꝛc. — .

Die Protestbewegung auf Seiten der Protestanten bietet uns noch ein anderes merkwürdiges Phänomen zur Beobachtung dar. Die Encyklika Leos XIII. mußte naturgemäß die Motive hervorheben, welche die Katholiken zur freudigen und dankbaren Begehung der Canisius-Jubel-Feier veranlassen sollten. Dazu bedurfte es einer treuen Schilderung der damaligen Zeitverhältnisse, der kirchlichen und sittlichen Zustände unseres Volkes. Leo XIII. hat sich auf ein paar einfache Sätze beschränkt, welche in der Sprache der Kurie und der katholischen Theologie stereotyp geworden und allge-

[1]) Im Jahre 1549, im December ausgegangen. Sine loco et autore.

[2]) Besonders stark ist dieser Ton angeschlagen in seiner letzten Schrift: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet“ 1546.

mein recipirt sind.[1]) Wir glauben unsern Lesern zu dienen, wenn wir diesen Passus aus der Encyklika herausheben und hier mittheilen.

„Was für eine gewaltige Aufgabe der seinem Glauben im tiefsten Grunde der Seele ergebene Mann (Canisius) auf sich genommen, als er für die Sache der Kirche und der weltlichen Rechts-Ordnung in die Schranken trat, sieht derjenige leicht ein, welcher den Zustand Deutschlands zur Zeit, in der Luther zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob, ins Auge faßt. Die Sitten waren entartet und verfielen mit jedem Tage mehr, womit dem Irrthum Thür und Thor geöffnet war; der Irrthum hinwiederum steigerte die Sittenverderbnis bis zum äußersten. Infolge dessen fielen nach und nach manche vom katholischen Glauben ab, und allmählig verbreitete sich das unheilvolle Gift fast durch alle deutsche Länder, schließlich theilte es sich Menschen jeden Standes und jeglicher Lebensstellung mit."

Das ist das katholische Urteil über die Reformation, wie es sich seit bald 400 Jahren gebildet und befestiget hat. Dasselbe wird aber auch von vielen protestantischen Gelehrten und Predigern getheilt. Wir wollen hier nur auf die Worte verweisen, in welchen der Professor der protest. Theologie zu Gießen, Gustav Krüger, als Wahrheitsfreund gegen die Schaar der Protestler, die Hinfälligkeit der ersten Anklage kund- und zugibt.

„Für einen überzeugten Katholiken wird es wohl in alle Ewigkeit dabei bleiben, daß Luther „die Fahne des Aufruhrs" erhoben hat, nämlich gegen die alleinseligmachende Kirche, und wir können uns diesen Ausdruck getrost aneignen: denn die Reformation war eine Revolution, eine Umwälzung, wie jede große geistige Bewegung, und es ist nicht in Luthers Sinn, das abzuschwächen."[2])

Kräftiger noch als G. Krüger hat Professor von Treitschke, der Berliner Historiker, diese Anschauung vertreten. Nach ihm hat das deutsche Volk im 16. Jahrhundert „die verwegenste Revolution aller Zeiten" gemacht (deutsche Geschichte I. 4), während er in einem Vortrage zu Darmstadt, 7. November 1883, betonte: „daß Luthers That gewiß eine Revolution war und er kein Zeichen von evan-

[1]) Aehnliche Ausdrücke hatte die Encyklika Leos XIII. über den Socialismus vom 28. Dezember 1878, ebenso in jener vom 27. Juni 1881.

[2]) Petrus Canisius in Geschichte und Legende von Gustav Krüger. Gießen, J. Rickersche Verlagshandlung 1898.

gelischem Muthe darin erblicken kann, wenn wohlmeinende Protestanten dieses zu leugnen oder zu verhüllen suchen." Die Herren von der Generalsynode können deßhalb keine Beleidigung darin finden, wenn wir ihnen diesen Muth aberkennen!

Ein dritter protestantischer Professor Dr. Mauerbrecher bezeichnet in seiner Geschichte der katholischen Gegenreformation (I, 155) Luther als „den gewaltigen Revolutionär der Neuzeit," „der selbst vor Krieg und Aufruhr nicht zurückbebte." (das. 394).

Betreffs des eingerissenen Sittenverderbnisses werden wir im III. Abschnitt noch Beweise bringen.

Machen wir es uns nun recht klar, was die preußische Generalsynode eigentlich will. Das elende Schauspiel, welches zu allgemeinem Mißfallen die Völker Oesterreichs im Augenblicke darbieten, der wüste und tolle Sprachenstreit, der soll auch nach Deutschland verpflanzt werden, nur soll er hier nicht auf politischem, sondern auf theologischem Gebiete eröffnet werden. Die Katholiken sollen nicht mehr in ihrer gewohnten Sprache über die Ereignisse der Reformationszeit urtheilen dürfen, sie sollen einfach die Sprache des Protestantismus annehmen, bei Strafe der Aechtung und des Landesverrathes! Das ist die letzte Consequenz des Protest-Regens. Wo bleibt da das Recht der freien Meinung, der freien Forschung, das Recht der freien Wissenschaft, im gepriesenen Lande der Gewissensfreiheit? Schmeckt diese Prätension und Insinuation nicht nach Censur, Index und Inquisition, Dinge, vor denen jene Herren fast ein Schaudern zur Schau tragen?

Dazu gehört auch die Anmaßung, welche sich jüngst gezeigt hat in der Einmischung in Staatsangelegenheiten, indem der evang. Bund über Staatsbeamte eine Controlle auszuüben, ihre Handlungsweise zu überwachen sich nicht entblödet, wie es der Fall von Bülow in Rom bei des Kaisers Geburtstags-Feier dieser Tage enthüllt hat. Damit hat dieser Bund die Rolle des zur Zeit des Culturkampfes übel berüchtigten sgn. „Deutschen Vereins" übernommen, dessen Thätigkeit in dem Ausspioniren und Denunciren katholischer Beamten, der sgn. „Konitzerei", bestand, und die in der öffentlichen Meinung Deutschlands geächtet ward.[1])

Aber wie sieht die Sache erst aus von der Kehrseite betrachtet? Welche Sprache haben die Protestanten geführt und führen sie noch,

[1]) Die Affaire von Bülow ist sicherlich auch ein „evangelisches Zeugniß" gewesen, gehört aber zu der Klasse, welche die alten Römer „testimonium paupertatis ingenii" d. h. Armutszeugniß zu nennen pflegten.

als es galt 1883 das 400jährige Jubiläum der Geburt Luthers zu feiern? Als am 16. Februar 1897 derselbe Jubeltag Melanchthons wiederkehrte? Wie ist bei diesen und anderen Gelegenheiten die katholische Kirche, ihre Oberhäupter, die Bischöfe und der Clerus verunglimpft, vielmals auch verleumdet worden! Was wurde nicht Allerlei in Rede und Schrift verbreitet, was jeden Katholiken entrüsten und beleidigen mußte! Denke man nur an die Ausbrüche fanatischen Glaubenseifers eines Thümmel, eines Beyschlag u. a.! Haben die Katholiken um deßwillen Generalmarsch geschlagen, mobil gemacht, Proteste geschleudert? Das alles nicht. Wir haben die Antwort der katholischen Presse und der Wissenschaft überlassen, deren sachgemäße Ausführungen mehr Werth haben, als geräuschvolle Proteste. Wir können aber gut mit Stephanus sagen: „Wie euere Väter, so auch ihr.“ Von erstern gibt uns der Zeitgenosse und früherer Freund Luthers, Georg Wizel, eine treffliche Characterisirung. „Sie schreiben gegen uns, sagt er, in der Weise des Celsus, und mit dem Hasse des Celsus. Aber was schreiben sie? Dinge, die gar nicht zur Sache gehören, und sehr häufig sind es leere Luftstreiche, die sie führen, mit Umgehung des Streitpunktes und werfen sich auf Fremdartiges. Wo sie ernstlich antworten sollen, da schweigen sie.“[1]) Deßgleichen an einem anderen Orte: „Wenn sie dürften, so wollten wir sehen, welchen Frieden sie mit uns haben sollten, wiewohl sie den allgemeinen Frieden nicht einmal, sondern oft gebrochen haben in Germanien und sich nicht wie Brüder sondern wie Feinde erzeigt haben, mit Krieganrichten, mit Verjagen, Bedrohen, mit Berauben und fast mit Allem, was Schismatischen gebührt. Nach Euch, heißt dies Alles evangelisch, Evangelium und christliche Freiheit. Schnell klagen sie, wenn ihnen ein Härlein gekrümmt wird; aber langsam hören sie, wenn andere Leute klagen, gegen welche weder Friede, noch göttlich oder natürlich Recht gehalten wird. Wo ist größere Rachgierigkeit erhört oder gelesen worden, als bei diesen rechtschaffenen Christen?[2])

Soweit soll es also kommen, daß die Katholiken auf ihr Urtheil über Reformation und Verwandtes verzichten müssen; nur im Schreine ihres Herzens dürfen sie es bewahren; im öffentlichen Leben hätten sie die Sprache der Protestanten zu führen, sobald es sich um die Reformation handelt. Die Polen dürfen nur privatim,

[1]) G. Wizel de moribus haereticorum I. Cap. 1. 30. b.

[2]) Homil orthodoxae 1539. F. 111.

nicht mehr in öffentlichen Versammlungen polnisch sprechen über ihre Angelegenheiten. Das ist so ungefähr das Ziel, worauf die Herrn vom evangelischen Bunde hinaussteuern. Und das im Lande der Gewissensfreiheit, wo Jedermann nach seiner Façon selig werden soll? Es ist dasselbe Princip, das man ausspricht, wenn behauptet wird, in Deutschland gäbe es ein evangelisches Kaiserthum, oder die Katholiken seien antinational, ohne Patriotismus, gehörten nicht ins neue Reich ꝛc.[1]). —

Beim ersten Auflodern des Proteststurmes hat der Verfasser bereits die Encyklica des Papstes in einer Broschüre[2]) gegen die Angriffe der Gegner vertheidigt, zumeist mit Berufung auf Urtheile protestantischer Autoritäten. Doch kann derselbe der Versuchung nicht widerstehen, abermals einen einwandfreien Zeugen reden zu laßen, dessen Zeugniß einen besonderen Werth hat, weil es ein officielles ist, nicht das einer Person, sondern einer Corporation. Dieser Zeuge findet sich in der ehemals freien deutschen Reichsstadt Frankfurt a. M., einst als Kaiserstadt der Mittelpunkt und das Herz Deutschlands, wo der Kaiser gewählt und gekrönt wurde, wo der deutsche Bundestag seinen Sitz hatte, und vor 50 Jahren das berühmte deutsche Parlament tagte beim ersten Versuch, ein einheitliches Deutschland wiederherzustellen. Damals war die Parole: „Kein Oesterreich und kein Preußen mehr, ein einig Deutschland groß und hehr!“ Damals konnte man in Frankfurt den Pulsschlag des deutschen Volkes hören; leider wurde er nicht verstanden oder überhört. Erst „durch Blut und Eisen“ konnte Deutschland an's Ziel seiner Wünsche gelangen.

Auch Frankfurt ist in die Reformation hineingezogen worden, nicht ohne revolutionäre Bewegungen und Aufruhr. Die Stadt besitzt darüber ein Urkundenbuch, worin alle officiellen Actenstücke aufbewahrt sind und in Tagebuch-Form der ganze Verlauf genau beschrieben ist. Diese Actensammlung heißt, „Aufruhrbuch,“ und wird im städtischen Archiv bewahrt. Es ist die sprechendste Urkunde dafür, daß die Reformation zugleich mit Aufruhr ver-

[1]) Der scharfsinnige Beobachter Otto Mittelstädt hat in seiner Schrift „Vor der Fluth“ Leipzig 1897 diese Vorstellung zurückgewiesen: „die deutsche Reichsgewalt, das deutsche Kaiserthum als solches ist ein rein politisches Gebilde, religiös absolut indifferent, weder katholisch noch protestantisch, weder christlich noch heidnisch“ S. 114.

[2]) Reformation oder Revolution? von Inspector Diefenbach, Mainz, Kirchheim 1897.

knüpft war, wie Papst Leo XIII. behauptete. Diese revolutionäre Bewegung ist an einen Namen geknüpft, welcher Gerhard Westerburg heißt. Der Inhalt des Aufruhrbuches, welches 69 Folioblätter umfaßt, ist von dem protestantischen Pfarrer Dr. G. Steitz in dem Archiv für Frankfurter Geschichte, neue Folge 5. Band 1872, ausführlich dargestellt worden, welchem wir hauptsächlich der Objectivität halber folgen. Lassen wir nun den freundlichen Leser mit dem „Aufruhrbuche“[1]) bekannt werden.

2. „Der evangelische Mann und das Aufruhrbuch.“

Dr. Gerhard Westerburg ist der „evangelische Mann,“ welcher in der Frankfurter Geschichte sich ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Sein Name ist für alle Zeiten eingetragen in das städtische „Aufruhrbuch.“ Geboren in der Stadt Köln gegen Ende des 15. Jahrhunderts hat dieser Mann ein unstätes und bewegtes Leben geführt und es ganz der Sache der Reformation gewidmet. Seine Geistesbildung gewann er an der Universität zu Köln, wo er Jurisprudenz studirte und in dieselbe Burse eintrat, welcher später der selige Canisius als Mitglied angehörte, der Montana, der berühmtesten unter den 4 bestehenden Bursen zu Köln. Dort erwarb er sich den Magistergrad, zu Bologna, wo er mit Cochläus und Ulrich von Hutten verkehrte, den Doctorgrad. Ein kurzer Aufenthalt in Rom scheint ihm keine guten Eindrücke hinterlassen zu haben, so wenig als dies bei Luther der Fall gewesen. Am Hofe Leo X. scheint mehr das Schwert des hl. Petrus, als seine Schlüssel regiert zu haben.

Im Jahre 1521 nach Köln zurückgekehrt, fühlte er sich mächtig angezogen von dem inzwischen in Deutschland hervorgetretenen Reformationswerke. Er begab sich deshalb nach Wittenberg, wo gerade die Zwickauer Wiedertäufer und Bilderstürmer ihr Wesen trieben. Luther, der kein anderes Evangelium dulden konnte, als das seine, trotz des Grundrechtes der freien Forschung, eilte von der Wartburg herbei und vertrieb die „Schwärmer,“ wie er sie nannte,

[1]) Der wörtliche Inhalt desselben ist mitgetheilt vom Frankfurter Verein für Geschichte und Alterthumskunde Neujahrblatt 1875, der Aufruhr beschrieben im gleichen „Archiv“ 1872 durch Herrn Pfr. Dr. Steitz. Vgl. Histor.-politische Blätter Bd. 74. S. 326–332.

aus der Stadt. Westerburg, der hier auch mit Luther persönlich in Berührung trat, fühlte sich trotzdem mehr von Carlstadt angezogen, verließ Wittenberg und zog nach Jena, wo er $1^1/_2$ Jahr verblieb und sich verehelichte. Hier verfaßte er seine erste Schrift über das Fegfeuer, welche 1523 in Köln erschien.

In Köln, wohin er sich alsbald wandte, um seine Schrift gegen die katholischen Theologen zu vertheidigen, fand er einige Anhänger, mußte aber doch auf den Widerspruch des Rathes hin die Stadt verlassen, welcher ihm grollte, weil er mit seinem Begleiter Reinhard in der Herberge öffentliche Vorträge gehalten hatte. Zu gleicher Zeit wurde Reinhard, Münster, Carlstadt und ihr Anhang auf Luthers Betreiben aus Sachsen ausgewiesen. Wiewohl die Wiedertäufer auf demselben Boden der hl. Schrift standen und demselben Princip der freien Schriftauslegung huldigten, wie Luther, so erachtete dieser sie doch als seine Todfeinde und verfolgte sie mit aller Härte. Auch Westerburg wurde von der Ausweisung betroffen. Er war aber zur Zeit auf Reisen abwesend. Er hatte Zürich und Basel besucht und war, wie es scheint, mit den Führern der Bauernbewegung im Schwarzwalde in Berührung gekommen, namentlich mit dem Gründer der sogn. „Evangelischen Brüderschaft", dem Prediger Balthasar Hubmaier, welcher sich eine Zeit lang in Schaffhausen aufhielt, und dann im Oktober 1524 nach Waldshut zurückkehrte. Von da ab betrachtete sich Westerburg als „evangelischer Mann", die Sache der „evangelischen Brüderschaft" als seine eigene. Als er von seinem Ausfluge aus der Schweiz zurückkehrte, fand er das Verbannungsdecret vor. Er richtete ein flehentliches Gesuch an den Herzog Johann von Sachsen um dessen Zurücknahme, bat um Angabe der Gründe, da er sich keines Unrechtes bewußt sei. Seine Parteinahme für Carlstadt datire von Orlamünde her, wo Luther auf keine Disputation sich einlassen, keine Widerrede habe hören wollen. Auf seine Autorität pochend habe Luther dort die Zwickauer und Carlstadt zur Unterwerfung aufgefordert.[1]) „Wahr ist, schreibt Westerburg, daß ich in diesen Läuften gern gesehen und dazu geholfen hätte, daß die Sache, so Doctor Martinum und Carlstadt betreffen, ernstlich durch öffentliche Verhörung oder Disputation wäre an Tag gebracht und also gerichtet und geschlichtet; und wollte Gott, daß es noch dazu kommen

[1]) Wie hatte Luther die Rollen gewechselt seit dem Wormser Reichstage! In Worms begehrte er Widerlegung durch Disputation; der Kaiser Karl verlangte Unterwerfung. In Orlamünde war Luther Kaiser Karl, und Carlstadt war Luther.

möchte, auf daß Wahrheit und Lügen an den Tag gebracht würden, daß Doctor Carlstadt entweder öffentlich zu Schanden, so er unrecht, oder von Jedermann durch die Wahrheit befreit würde, so er der Wahrheit anhing. Ich will Ew. F. Gn. nicht heucheln; ich kann nicht heucheln; Gott und sein Wort ist mir lieber, denn alle Fürsten und Herren; ja lieber als die ganze Welt und Alles was drinnen ist. Was aber meine eigene Person betrifft, so bin ich willig und bereit, vor Ew. Fürstl. Gnaden und Jedermann meines Glaubens Rechenschaft und so viel mir Gott verleihet, der Wahrheit Zeugniß darzugeben."

Seine Bitte blieb ohne Erfolg. Mitten im Winter brach er auf und wandte sich nach Frankfurt a. M. Das officielle Aufruhrbuch führt ihn S. 26 mit diesen Worten ein: „Neben dem sich eingerissen, daß Einer, genannt Westerburg, Doctor, der sich ein evangelischer Mann genannt, bei Nacht und Tag etliche evangelische Brüder nur mit geringer Anzahl bei sich gehabt, als nämlich Hans von Siegen und seine Mitgenossen. Was sie bei gemeltem Westerburg vor, in und nach dem Aufruhr, bei Nacht sonderlich, auch im Tag, berathschlagt und unchristlich practicirt, ist bei einem jeden Verständigen leicht zu bedenken."

Die fleißigen Besucher des fremden Ankömmlings, des „evangliſchen Mannes", waren zumeist Zunftgenossen, welche durch Westerburg mit den Bestrebungen der Bauern in Süddeutschland und mit der evangelischen Brüderschaft bekannt gemacht wurden. So lernten sie auch den Inhalt der 12 Artikel der Bauern kennen, welche in ihren Grundzügen sich bald in den Frankfurter Artikeln wiederspiegeln sollten. Dabei darf es nicht überraschen, daß neben religiösen Forderungen auch solche socialer und volkswirthschaftlicher Natur auftraten. Die regierenden Stände, die Ritter und Herren vom Adel, auch die Bürgermeister und Räthe der Städte hatten bei der kirchlichen Neuerung oder Reformation es auch verstanden, durch Einziehung und Aufhebung von Kirchen, Stiften und Klöstern ihre Finanzen zu verbessern; kein Wunder, daß die Bürger und Bauern auf das Nämliche sannen und von dem neuen Evangelium sich ebenfalls zeitliche Vortheile versprachen, nicht bloß geistige. Luthers Schrift „Von der Freiheit des Christenmenschen" hatte dazu viel beigetragen. Aus dem Grunde erscheinen in den 12 Artikeln der Bauern, neben der Forderung auf Predigt des Wortes Gottes nach der Schrift, Bestallung der Prediger durch die Gemeinde ꝛc., auch die Befreiung von Zehnten, Gülten, Frohnden, und Beseitigung der

Beschränkungen von Wald,- Weide- und Wassergerechtsamen, namentlich der Fischerei ꝛc.

Als zur Meßzeit im Monat April 1525 gerade viele Meßfremde und Kaufleute in Frankfurt waren, wurde das allgemeine Interesse gar sehr durch Ausbreitung von Nachrichten über Bauernaufstände, deren Fortschritte, durch Einnahme von Würzburg, und Rothenburg ꝛc. in Anspruch genommen. Man hörte auch von dem Plane der Bauern im Odenwalde und Spessart, sich auf Frankfurt zu stürzen, um mit Juden und Pfaffen aufzuräumen. Am Ostermontage den 17. April fand die erste Zusammenrottung der Bürger und Zünftler auf dem Peterskirchhofe statt, bei welcher die Forderungen der Bürger aufgestellt und angenommen wurden. Eine Deputation sollte sie dem Rathe der Stadt zur Annahme überreichen. Nach der Versammlung fanden einige Excesse gegen Klöster und am geistlichen Frohnhofe statt. Der Rath machte den Versuch durch eine Beschwichtigungsnote an die Zünfte die Gährung zu stillen; aber es erfolgten neue Zusammenrottungen und Ausschreitungen. Auf des Rathes Vorschlag wurde aus den Zünften ein Ausschuß gewählt zur Unterhandlung mit dem Rathe. Jener stellte 42 Artikel auf, dem noch 3 nachfolgten, so daß es im Ganzen 45 waren. Diese wurden am 20. April dem Rathe der Stadt überreicht. Darin begehrten die Bürger, „es sollte der Anfang gemacht werden, sich selbst zu reformiren, damit nicht Fremde (die Bauern) uns reformiren dürfen und damit das Evangelium den Vorwurf nicht treffe, daß es Aufruhr stifte." Dann wird verlangt, Berufungs- und Absetzungsrecht der Geistlichen durch die Gemeinde, Abstellung der Sittenlosigkeit bei Weltlichen und Geistlichen, Gleichheit der bürgerlichen Lasten für Alle, ob Geistlich oder Weltlich, Verbot, daß kein Mönch mehr amtiren dürfe in der Kirche, Freiheit des Austritts aus den Orden für deren Mitglieder, Verbot der Annahme von Novizen. Es sollten geistliche Pfründen und Stiftungen aufgehoben werden zur Gründung eines „gemeinen Kastens" für Arme und Studirende. Die Stiftungen in Kirchen, Jahrmessen, Vigilien ꝛc. sollten aufhören.

In socialer Hinsicht wurde verlangt, Abschaffung der Zehnten, Beseitigung der Schäferei und des Viehtriebs der Deutschherrn im Walde, Abschaffung der Privilegien des Clerus, Uebernahme der Aiche und des Faselviehs durch die Stadt, Verbot, daß zwei Brüder zu gleicher Zeit im Rathe säßen. Diese Artikel wurden dem Rathe zur Annahme vorgelegt durch einen engeren, den sgn. Zehner-Aus-

schuß, aus der Mitte des größeren deputirt. Nach einigen Tergiversationen nahm der Rath die Artikel an, wodurch die Verfassung der freien Reichsstadt ganz umgestaltet wurde. Ueber den Charakter dieser Artikel urtheilt Pfarrer Dr. Steitz folgendermaßen:

„Die Frankfurter Artikel zeichnen sich aus durch ihren ehrerbietigen, frommen Sinn und durch ihre maßvolle Haltung in gleicher Weise, wie die Artikel der Bauernschaft; die religiös-sittlichen Gedanken, die ihnen zu Grund liegen, entsprechen durchweg dem Charakter der Reformation und ließen sich leicht mit einer Reihe verwandten Aussprüchen Luthers belegen."

Am Samstage, den 22. April, war die ganze Bürgerschaft auf dem Liebfrauenberge angetreten, und wurde die neue Verfassung durch beiderseitige eidliche Verpflichtung, durch Rath und Gemeinde, sanctionirt. Der Rath mußte seine Annahme noch verbriefen mit Inschrift und Siegel und die Urkunde dem Ausschusse übergeben. Neben dem Rathe standen in Ueberwachung der städtischen Angelegenheiten der größere Ausschuß der Zünfte und der sgn. Zehnerausschuß.

Canonicus Königstein von Liebfrauen bemerkt in seinem Tagebuche, „daß ein Doctor hier gewest die Zeit, derselbig ist beklagt worden, er hat die Artikel, so der gemeine Haufe vor hat geben, gemacht." Dieser Doctor ist kein anderer als Westerburg. Doch die Reaction trat schnell ein. Glückliche Umstände kamen dem Rathe zu Hilfe, seiner eidlichen Verpflichtung bald sich zu entledigen. Einerseits häuften sich die Nachrichten von Niederlagen der Bauern; am 15. Mai Niederlage Münzers bei Frankenhausen, am 2. der schwäbischen Bauern bei Sindelfingen, am 17. Mai der Elsäßer Bauern bei Zabern. Der Truchseß von Waldburg rückte schon an den Main. Diese Wendung der Dinge ermuthigte den Rath der Stadt zum Widerstande und zur Reaction.

Auch im Schoße der Bürgerschaft regte sich eine conservative Stimmung, wozu die schweren Verleumdungen eines Metzgers gegen Rathsfreunde Anlaß boten. Vor den Ausschuß citirt, revocirte der Metzger und ging freiwillig ins Gefängniß. Diesen Vorfall benutzte der Rath, um eine eigene Untersuchungscommission wählen zu lassen, aus jeder Zunft 2 Vertreter, nebst 2 Rechtsconsulenten und 21 Mitgliedern des Rathes. Die Wahlen fielen mehr in rathsfreundlichem Sinne aus. Diesen Sieg suchte der Rath sofort auszubeuten, indem er an den Untersuchungsausschuß die Forderung stellte, den G. Westerburg auszuweisen, angeblich, weil er kein Bürger sei. Der

Untersuchungsausschuß ging auf des Rathes Verlangen ein. Westerburg appellierte an den Zehner- und großen Zünfte-Ausschuß, aber ohne Erfolg; diese konnten den Beschluß nicht rückgängig machen. Auf eine zweite Aufforderung hin, die Stadt zu verlassen, ging er fort mit einer Anklageschrift an den Rath, den er der Unbilligkeit und Ungerechtigkeit beschuldigte und seinen Gehorsam damit motivirte er gehe um Aufruhr und Unglück zu verhüten.

Wegen dieses seines Verhaltens zollt ihm der protestantische Pfarrer Dr. Steitz alle Anerkennung; daß die aufständische Bewegung in Frankfurt unblutig verlief, ein solches Maaß hielt, schreibt er dem persönlichen Einflusse des Westerburg zu. Daß die radicale Partei nicht muthig für ihn eintrat, sondern ihn fallen ließ, erklärt sich aus demselben Grunde, weil er ihr nicht rücksichtslos vorgegangen war, wodurch er ihrer Sache geschadet. Westerburg wandte sich seiner Vaterstadt Köln zu.

Trotz seines reactionären Einschreitens fand der Rath der Stadt bei den verbündeten deutschen Fürsten, welche am Rhein gegen die Bauern im Felde standen, wenig Gunst. Sie richteten vielmehr eine kategorische Aufforderung an den Rath, die Urkunde des Artikelbriefes binnen kurzer Frist auszuliefern und alle Rädelsführer zu verbannen. Der Rath zögerte nicht, dem alsbald zu entsprechen, und so war nach Ablauf von zwei Monaten die ganze Bewegung und Verfassungsänderung und Theilnahme der Bürger an der Verwaltung zu Ende.

Interessant ist es, wie diese Frankfurter Vorgänge in Wittenberg beurtheilt wurden. Melanchthon und Luther machten den Westerburg für den Aufruhr verantwortlich, wiewohl dieser alles gethan hatte, wie er auch dem Rathe gegenüber betheuert, um keinen Aufruhr entstehen zu lassen. Trotzdem und alledem wurde er nicht blos vom Rathe der Stadt dafür verantwortlich gemacht, sondern auch von Luther und Melanchthon.

In voller Uebereinstimmung haben der Rath der Stadt Frankfurt wie die beiden Reformatoren zu Wittenberg den Frankfurter Vorgängen die gleiche Bezeichnung gegeben: „Aufruhr" und hat erstere dem hierüber aufgenommenen Urkundenbuche den bezeichneten Titel „Aufruhrbuch" zuerkannt.[1]) Der Vergleich mit Luthers

[1]) Das Neujahrsblatt des Frankf. Alterth. Vereins 1875 brachte eine mit Einleitung, Anmerkungen und nachträglichen Erläuterungen versehene Ausgabe des Frankfurter Aufruhrbuches, welche eine leidenschaftslose Darstellung jener Erhebung enthält und wahrscheinlich im Auftrage des Rathes

Stellung zum Bauernkriege drängt sich von selbst auf. Als Commentar kann uns hierbei das Urteil des protestantischen Pfarrers Dr. Steitz dienen, welches er über Westerburgs Wirken in Frankfurt gefällt hat.[1])

„Westerburg hat die Bürgerschaft allerdings in große Wirren gestürzt und dem Rathe Verlegenheiten bereitet; aber das große Verdienst, das er sich um die Stadt erworben, darf darüber nicht verkannt noch vergessen werden. Er hat die Reformation, die im Jahre 1522 durch Ibachs Predigten sich Bahn gebrochen, aber seit dem Sturze der sie schützenden Reichsritterschaft wieder in's Stocken gerathen war, aufs Neue in Fluß gebracht und ihr zum ersten folgereichen Siege verholfen. Gerade 8 Tage nach dem ersten Ausbruche des Aufstandes, am 24. April, beschäftigte sich der Rath bereits mit der Berufung reformatorisch gesinnter Prediger." Der Reformator von Frankfurt nannte sich „evangelischer Mann," wie Luther es liebte, sich Evangelisten von Wittenberg zu nennen.

Als die Stadt Rothenburg der Einschließung und Belagerung entgegensah, fand Karlstadt noch Zeit die Stadt zu verlassen und die Flucht zu ergreifen. Entblößt von allen Hilfsmitteln, der Noth und der Lebensgefahr ausgesetzt, wandte er sich in einem demuthsvollen Schreiben an Luther, um ihm Abbitte zu leisten und ihn um seine Dienste zu bitten behufs Wiederanstellung. In diesem Schreiben schildert er ihm die Leiden und Nöthen, die er auf der Flucht ausgestanden, erzählt auch die Begegnung mit einem Bauer in der Nähe seiner Heimat, Karlstadt a. M. Dieser Bauer, berichtet Karlstadt, erklärte mir: „Luther und ich (Karlstadt) seien an ihnen (den Bauern) (mit)schuldig." Dieser Bauersmann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Nicht die armen verführten Bauern, die zu Tausenden erschlagen wurden, waren die Schuldigen, sondern jene, welche sie zu diesem Aufruhr verleitet hatten.

Alle Zeitgenossen stimmten darin mit dem fränkischen Bauer überein, daß Luther schuld sei am Bauernaufstand. Selbst der neueste Geschichtschreiber der Reformation, Professor Friedrich von Bezold in Erlangen, muß es bekennen, daß er in allen Berichten gleichzeitiger Schriftsteller finde, daß sie Luther als Urheber des Bauernaufstandes bezichtigen. Er fügt auch hinzu: „daß Luther die wilden Elemente der Revolution entfesselt habe, und dann erst erstaunte,

vom Rathsschreiber Marsteller abgefaßt wurde. Herzogs Protest. Encyclopädie Bd. 14.

[1]) Archiv für Frankfurter Geschichte V. S. 95.

daß sie seinem Worte nicht gehorchten." Treffend ist die Bemerkung von Erasmus gegenüber Luther: „Du erkennst die Bauern nicht an, wohl aber erkennen diese Dich an; wir ernten jetzt die Frucht deines Geistes."[1])

Hatte der fränkische Bauer dem flüchtigen Karlstadt nicht die Wahrheit gesagt?

Es heißt also einen Mohren weiß waschen wollen, wenn man Luther von der Schuld des Bauernaufstandes lossprechen wollte. Seine vor Aufruhr warnende Schrift ist 1522 erschienen unter dem Titel: „Ein treue Vermahnung an alle Christen sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung." Allein diese Schrift ist sehr zweideutig. Gibt er doch in der Einleitung selbst zu, daß man dazu redlich Ursach habe, mit Flegeln und Kolben dreinzuschlagen, wie der Karsthans[2]) drohet. Darum lasse ich schrecken und drohen, wer da mag und will, damit die Schrift erfüllt werde, die da sagt: Ps. 36.: „Ihre Bosheit ist offenbar worden, daß man ihnen feind wird." Er bekennt ferner: „Der Teufel hätt mich oft gar gern getödtet. Jetzt will er gern, daß ein leiblich Aufruhr würde, damit dieser geistlich Aufruhr (die Reformation) zu Schanden und verhindert würde."[3]) Sein Unternehmen declarirt hiernach der Reformator selbst als „geistigen Aufruhr!" Im folgenden Jahre dagegen erschien seine Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" 1523.

Man sieht, wie sich Luther immer in Gegensätzen bewegt, weil er ein ausgemachter Opportunist war. Im Jahre 1523 kam es zur Erhebung der Reichsritterschaft und 1525 zum Aufruhr der Bauern.

Historisch und logisch ganz consequent bezeichnet darum der neueste Geschichtschreiber der Reformation, von Bezold, die Erhebung der Fürsten in der Zeit von 1546—52 als die Periode der „Fürstenrevolution."[4]) Und wer waren diese fürstlichen Rebellen? Es waren die protestantischen Reichsfürsten: Landgraf Wilhelm von Hessen, Kurfürst Moritz von Sachsen, Albrecht von Bran-

[1]) Hyperaspites 1032.

[2]) Karsthans, eine Brandschrift erster Güte, wahrscheinlich von Hutten ausgegeben.

[3]) Dr. Martin Luthers sämmtliche Werke Bd. 22 von Dr. J. C. Irmischer S. 54.

[4]) Das dritte Buch im III. Theil führt diesen Titel: „Fürstenrevolution."

denburg Culmbach, Johann Albrecht von Mecklenburg. Sie erhoben im Namen und Interesse der neuen Lehre die Waffen gegen den Kaiser, brachen den Landfrieden und wurden so Rebellen.

Derselbe Historiker deutet auch auf die Motive dieses Vorgehens hin. „Hinter der vorgeschützten Sache der christlichen Gesammtheit standen die vornehmsten Zerstörer des päpstlich kaiserlichen Regimentes, die nationalen Interessen.“[1]) Sicherlich waren es nicht die Interessen, welche die Zerstörung vollbrachten, sondern ihre lebenden Vertreter, die Interessirten, und wenn diese Zerstörung dem kaiserlichen Regimente galt, so war es offenbar „Revolution.“ Der protestantische Lutherbiograph E. S. Petersen bekennt sich zu der bedeutsamen Alternative[2]): „Ist Luther kein berechtigter (!) Reformator der Kirche, so muß er ein unlauterer Revolutionär der allerschlimmsten und verwerflichsten Sorte sein. Ein Drittes ist nicht möglich.“

Für uns Katholiken gibt es in der That kein Drittes; bleibt also die Alternative allein bestehen, so kann Luther, da die erste Alternative vollständig ausgeschlossen ist, für uns jener nur Revolutionär sein, wie Petersen ihn charakterisirt hat.

Der reformirte Pastor Sabatier in Paris legt dar, wie es der Historiker Blanc ebenfalls behauptet, daß die Reformation des 16. Jahrhunderts den Anstoß und Anfang zu allen späteren Revolutionen gegeben habe. Mit der Kirche fing die Revolution an, mit dem Staate habe sie aufgehört. Ein gleiches Urteil spricht bei uns der protestantische Pfarrer Zimmermann aus in seiner Geschichte des Bauernkriegs (1860, S. 559—61).

Wir können uns deßhalb voll und ganz jenes Urtheil über die Reformation aneignen, welches der Culturhistoriker und Professor der Philosophie Dr. Paulsen in Berlin ausgesprochen hat. Auf Seite 173 seines Werkes: „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ Leipzig 1896 sagte er: „Das Jahr 1520 bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der deutschen Geschichte . . . Von diesem Jahre an war Wittenberg der Herd der Revolutionsbewegung in Deutschland. Hatte Luther . . . . sich den Häuptern des Humanismus genähert, in Briefen an Mutian, Reuchlin und Erasmus, so wendeten sich nun die Führer der Radikalen

[1]) Geschichte der deutschen Reformation S. 11.

[2]) Allgem. conservative Monatsschrift, Novemberheft 1883 S. 562.

unter den Humanisten, Crotus und Hutten, an Luther mit dem Anerbieten der Bundesgenossenschaft . . . Luther nahm das Bündnis an . . . . Erst jetzt wurde die lutherische Sache . . . . zu jener ungeheuren Revolutionsbewegung, welche die Pforte der Kirche aus den Angeln hob." „Man hat mir — so vertheidigt sich Paulsen in der Anmerkung — den Ausdruck Kirchenrevolution für Reformation übel genommen. Ich kann mir nicht helfen, ich finde, es ist der wirklich bezeichnende Ausdruck für das Ereigniß; wobei es natürlich nicht auf eine Verurteilung der Sache abgesehen ist; die Begriffe der Geschichte von Recht und Unrecht sind andere, als die der Jurisprudenz. Und zwar gilt der Ausdruck nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im technisch-politischen Sinne: es findet ein gewaltsamer Bruch der Verfassung statt . . . . . das Werk Luthers ist nicht Reformation, sondern Zerstörung der alten Form, ja man kann sagen, grundsätzliche Verneinung der Kirche überhaupt." So weit Prof. Paulsen. —

Man hat auch den Ausdruck der Encyklika „Gift" für Irrlehre getadelt und darin eine Kränkung finden wollen. Doch mit vollem Unrechte. Diese Bezeichnung ist eine dem Christenthume seit Jahrhunderten geläufige Ausdrucksweise und hat ihren Ursprung in den Worten der hl. Schrift. Christus warnt die Seinigen vor „falschen Propheten"; er warnt speciell vor dem „Sauerteige der Pharisäer und Schriftgelehrten," und bezeichnet die Pharisäer als „Natterngezücht", welches gefährlich ist durch sein Gift. So hat sich von Alleranfang an in der Kirchensprache das Wort „Gift" für Irrlehre eingebürgert. Auch Luther bedient sich dieser Bezeichnung sehr oft gegenüber der katholischen Religionslehre. So schreibt er z. B.: „Etliche sind verstockt, die wollen nicht hören; dazu Andere, die mit ihren Lügenmäulern verführen und vergiften, als da sind: der Papst, Eck, Emser, Bischöfe, Pfaffen, Mönche. Wenn du siehest, daß diese Lügner ihre Lügen und Gift auch in andere Leute einschenken, so sollst du wider sie streiten, wie Christus die Pharisäer Ottergezücht (Matth. XXIII. 33) nennet. Das sollst du nicht um ihretwillen thun; denn diese hören nicht; sondern um deretwillen, die sie vergiften."[1]) Solche Stellen ließen sich viele aus Luthers Schriften anführen.

[1]) Treue Vermahnung an alle Christen sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung 1522. Irmischer, Luthers Werke Bd. XXII. 56.

Bezüglich des anderen Ausdruckes „Pest" für Irrlehre, welcher mehr die Aehnlichkeit der Irrlehre mit der Ansteckungsgefahr der Pest ausdrücken soll, sei auch noch eine Bemerkung erlaubt. Diese Metapher hat der Reformator mit den Seinigen selbst sanctionirt und approbirt. Das bezeugt in eclatanter Weise seine eigene Grabschrift, die er entweder selbst verfaßt, oder sich gewünscht hat. Sie lautet:

Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa!

Lebend war ich die Pest; mein Tod, Papst, bringt dir das Ende!

Es scheint, daß diese Worte den Werth einer Devise haben sollten, ähnlich wie die lateinischen Wahlsprüche, welche die römisch deutschen Kaiser führten. Wir Katholiken haben gegen jenen Wahlspruch nichts einzuwenden; wir freuen uns nur, daß der Schlußsatz seine Erfülluug nicht gefunden hat; hierin hat sich Luther thatsächlich als falschen Propheten entpuppt.

Kehren wir zum Ausgangspunkte unserer Abhandlung zurück. Wir können mit Genugthuung constatieren, daß sowohl der Frankfurter Rath, als auch die Häupter der Reformation in Wittenberg die reformatorische Bewegung zu Frankfurt 1525 als „Aufruhr" gebrandmarkt haben. Dasselbe hat auch Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben von der Reformation im Allgemeinen gesagt. Er ist also mit den Reformatoren in Uebereinstimmung. Der Urheber des Frankfurter Aufruhrs nannte sich einen „evangelischen Mann" und stand ganz auf dem Standpunkte der Reformatoren. Er selbst aber, G. Westerburg, versichert hoch und theuer, daß er keinen Aufruhr gewollt, auch keinen inscenirt habe; er hält sich für unschuldig. Das alles schützt ihn nicht, ihm wird dennoch die Verantwortlichkeit von den Reformatoren zuerkannt. Nun können wir sagen: „fiat applicatio." Man ziehe die Consequenz! Auch Luther will den Bauernkrieg nicht verschuldet haben; aber alle Welt hat ihn dafür angesehen und heute noch wird er von allen objectiven und unparteiischen Historikern jeder Confession dafür gehalten. Demnach ist es also wohl erlaubt zu sagen: die Reformation war zugleich Rebellion und Aufruhr![1])

[1]) „Luther hat freilich die alte Ordnung der Dinge gewaltig erschüttert. Diese menschliche(!) Ordnung, die sich für eine göttliche ausgab, hat er aufgehoben und eine so gewaltige Umwälzung des Geistes nicht bloß sondern auch der äußeren Zustände der Gesellschaft herbeigeführt, wie kein anderer vor ihm." Prof. Dr. O. Pfleiderer, Reformation und Revolution. Berlin 1897.

Einen noch gewaltigeren Widerspruch erfuhr aber das päpstliche Rundschreiben dafür, daß es von einem Sittenverderbniß sprach, welches, bereits vorhanden, durch die Reformation neue Nahrung erhielt und bis aufs äußerste sich verbreitete. Gegen diesen Ausspruch hat man den hauptsächlichsten Protest richten zu müssen geglaubt mit der Betheuerung, daß derselbe unrichtig und unwahr sei. Man kann das Wagniß dieses Widerspruchs kaum fassen: Freund und Feind haben die in dem päpstlichen Rundschreiben enthaltene Behauptung längst und unzählige Male aufgestellt und als geschichtliche Thatsache nachgewiesen, und mit Leichtigkeit ließen sich hundert protestantische Prediger von 1525 bis 1625 aufzählen, welche in ihren Predigten und Schriften dieses offene Geständniß ablegen, daß die Sitten der Evangelischen sich gar sehr verschlechtert hatten.

Wir wollen unseren Lesern einen Bericht des Frankfurter evangelischen Pfarrers Melchior Ambach,[1]) der im Jahre 1550 geschrieben und 1551 im Drucke erschienen ist, zur Kenntniß bringen. Es waren 25 Jahre seit Einführung der Reformation in Frankfurt dahingeflossen. Das erste kleine Jubelfest konnte begangen werden. Aber statt Jubel entringt sich dem Pfarrer ein Schmerzensschrei über die sittlichen Zustände seiner Religionsverwandten. Er stellt ihn dar in der Form einer Klagerede, die Christus der Herr an die Seinigen hält, welche er zum Lichte des neuen Evangeliums berufen hat. Hören wir diese Klagerede, sie ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, wie wahr das Urtheil ist, welches der Papst in seiner Encyklika gesprochen hat.

[1]) Melchior Ambach stammte aus Meiningen, war 10 Jahre Pfarrer in Steinach am Nekar und kam 1535 nach Frankfurt. Er war der erste Prädikant, der in der Liebfrauenkirche lutherisch predigte. Er war ein sittenstrenger Mann, schrieb gegen das Zusaufen und die Trunkenheit, gegen das damals übliche üppige Tanzen, gegen H..... und Ehebruch, gegen welche Auswüchse auch der Rath durch Verbote einschritt. In Folge von Zwist mit seinen Collegen demissionirte er. Sein Todesjahr ist unbekannt.

3. Klage Jesu Christi wider die vermeinten Evangelischen.

„Ach wie ist das menschliche Geschlecht durch die Sünde und Uebertretung meines Wortes so ganz und gar verderbt! Was soll ich doch mit ihm machen? Im Anfang habe ich den Menschen aus Erde nach meinem Bildniß geschaffen, dazu alle Creaturen unter dem Himmel ihm unterworfen, ihn zum Herrn über sie gesetzt. So müssen auch meine Engel und alle himmlischen Creaturen ihm dienen.

Da er aber durch die Sünde und den Ungehorsam, mehr der Schlange und des Teufels Rath als meinem Gebote folgend, sich selbst in den ewigen Tod gestürzt und alles Guten sich beraubt hatte, habe ich ihn durch meine Verheißung und Wort wieder aufgerichtet, und meinen gnädigen Willen durch meine Propheten und Lehrer, je länger, je klarer geoffenbaret und denselben, als ich Mensch geworden, dir, o Mensch, endlich selbst verkündiget, und mich zur vom Vater bestimmten Zeit zum Versöhnungsopfer für deine Sünden am Kreuze aufgeopfert, seinen großen Zorn gestillet, und dir mein heilsames Evangelium, nämlich Vergebung der Sünden durch den Glauben und wahres Vertrauen zu mir, weit und breit predigen lassen. Allen, die diesem Worte und an mich als den wahren Gott und Messias glauben, sind alle ihre Sünden, darin sie sonst hätten ewig sterben und verderben müssen, aus lauter Gnade verziehen, und zu meines Reiches Erben angenommen, aller meiner Güter und Gaben zeitlich und ewig theilhaftig und vor Jedermann herrlich gemacht.

Und als dieses mein heiliges Wort durch meine Widersacher, den Antichrist nnd sein Hofgesind, Türken und Papisten, ganz verdunkelt und unter die Füße getreten war, habe ich in diesen letzten Zeiten meine Prediger früh und spät, vornehmlich meinen lieben und mannhaften, jetzt aber verzagten Deutschen ausgesandt, ihnen den Weg der Wahrheit durch mein Evangelium von neuem anzeigen, predigen und abermals freundlichst zu meinem ewigen Reiche berufen lassen, in der Hoffnung, meine unermeßliche Güte und große Liebe gegen jene sollte sie, mich, mein Wort und Willen zu lieben, ohne allen Widerspruch bewogen haben. Aber es geht wie vor Zeiten bei den verstockten und hartnäckigen Juden, ja es ist alles,

was ich mit diesen Leuten anfange, wie viel Gutes und Liebes ich ihnen täglich beweise, ganz verloren. Ihre Bosheit hat wie zur Zeit Noe überhand genommen. Da ist schier nicht Einer, der nach Gutem trachtet, und nach meinem Willen fragt. Sie führen alle verlorene Sitten. All ihr Handel und Wandel ist verkehrt und verderbt. Es ist gar geringer Unterschied zwischen den Juden und Türken und denen, die Christen genannt sein wollen. Sie tragen wohl meinen Namen, aber mir mehr zur Schmach als zur Ehre; denn mein Name wird durch sie gelästert unter den Heiden. Sie heißen zwar Christen, aber ihr Herz und ihr Thun reimt sich gar nicht mit meinem Wort und Befehl, ja ein jeder geht, thut nach seines ungläubigen Herzens Gedanken.

Im Anfang meines heilsamen und rein gepredigten Evangeliums hat es wohl bei vielen etwas gute Früchte der Buße gebracht. Etliche von Lehrern und Obrigkeiten haben die falsche Lehre des Antichristes sammt angerichteter Abgötterei und Götzendienst muthig abgeschafft. Dazu kamen allerlei gute Ordnungen zum rechten und reinen Gottesdienst, auch dem erbaulichem christlichen Leben förderlich, nach meinem Worte verordnet und angestellt. Es waren auch ihrer Viele in unverfälschtem Glauben, in ungefärbter Liebe, und in ehrlichem Wandel ganz eifrig, bezeugten mein Evangelium in Worten und Thaten.

Aber diese Brunst und dieser Eifer ist bald beim größeren Theil erloschen. Der größere Theil der Vornehmen ist jetzt entweder aus Furcht, oder aus anderer fleischlicher Anfechtung allgemach abgezogen, haben mich und mein Evangelium verleugnet, und meinem Widerwärtigen die Hand gegeben. Viele haben wieder gebilliget und angenommen, was ihnen vorher Gräuel war. Dadurch ist nicht geringes Aergerniß bei Vielen erwachsen und sind meine Widersacher nicht wenig gestärkt worden. Die Evangelischen, wie die Päpstischen, trachten mehr, wie ihr zeitlich Gut und Gewalt gefördert und erhalten werde als mein Evangelium und wahrer Gottesdienst. Deßhalb muß ich mich gegen diese ehebrecherische Art verantworten, muß dazu den vermeinten Evangelischen ihre Heuchellarven, womit sie ihre Sünden und Laster bedecken wollen, wegziehen, ihre heimlichen Lästerungen an's Licht bringen, und Jedermann zu erkennen geben, daß nicht ich, sondern sie selbst, ihr Unglaube, Ungehorsam, Abfall, Verläugnung und ihre unzählbaren Sünden, alles Unglücks, das über sie kommt, Ursach' sind.

Darum, so hört ihr vermeinten Evangelischen, und wo ihr nicht hören wollt, so höre Himmel und Erde und alles, was darinnen ist. Denn ich euer Herr und Heiland stehe zum Gericht und will mit euch rechten.

Nun sollt' ich billig meine Klage an denen, welche Apostolici, Katholici, Päpste, Bischöfe, Äbte, Priester, Pröpste und dergl. mit hochprächtigem Titel wollen genannt sein, anfangen. Sie haben mich ihren Heiland verändert um einen unnützen Götzen; so manche Stätte, so manchen Gott haben meine Widersacher, Papst und Mönche, aufgerichtet; ja eben die, welche andere Leute Recht und Gutes lehren sollten, sie lernen sich selbst nicht. Der Geiz und Hoffahrt dieses Lebens hat sie so verblendet, daß sie mehr Lust zur Lüge als zur Wahrheit haben. Die Pastoren und Hirten haben keinen Verstand, sie fressen und saufen, und achten nicht meines Werkes; ja die Hirten meiner Schäflein weiden sich selbst; aber meine Schafe wollen sie nicht weiden. Darum will ich an diese Hirten; ich will meine Schafe retten aus ihrem Maul, daß sie solche forthin nicht mehr fressen sollen. Und da sie dieses alles durch meine Evangelisten aus meinem Worte genugsam bezeuget und bestraft worden, bleiben sie doch verstockt und blind; wollen sich nicht beweisen noch belehren lassen, ja sie wollen noch Recht haben wider mich und mein Wort, lästern und verfolgen dasselbe, und sind alle von mir abgefallen. Darum will ich auch diese böse Art, mit dem verstockten Pharao, den hartnäckigen Juden und Pharisäern, ihren Vorfahren, hinfahren lassen.

Ich will aber noch einen Versuch thun, mit den sogenannten „Evangelischen" d. h. die mein heiliges Evangelium bisher lauter und rein zu predigen gestattet haben, die auch darum evangelisch genannt und gerühmt sein wollen, aber bei *wenigen* derselben erscheint es in Kraft und That. Auf den Kanzeln klingt es zum Theil noch recht, es will aber weder in's Herz noch in's Werk kommen; der größere Theil nimmt es willig an, sofern es dem schelmischen Fleische wohlthut, zum eignen Nutz und fleischlicher Freiheit dienet, aber den alten sündigen Menschen ausziehen und, nur in Geist und Wahrheit dienend, rechtschaffene Werke der Buße thun, Abgötterei und schändliches Leben, wie mein Evangelium gebietet, zu unterlassen und abzuschaffen, da lassen sich jetzt wenige Evangelische mehr sehen; wenig wahrer Glaube, Liebe und Ehrbarkeit, wird beim *größeren* Theil gefunden. Es ist ein geringer Unterschied, so viel das Leben

betrifft, zwischen euch, den vermeintlichen Evangelischen, und den Papisten. Und weil euer Herz und Hand voller Unglaube, Abgötterei, Heuchelei und Blutschulden stecken und ihr doch euer unchristliches Leben, Handel und Wandel mit meinem Evangelium als wahre Christen fälschlich beschöniget, so will und muß ich euch Evangelischen euer schönes Leben und Wandel stückweise vor Augen stellen. Ich will aber auch, daß ihr sehet, wie von dem Obersten bis zum Untersten wenig, ja nichts Gutes an euch sei, an den Häuptern d. h. Fürsten, Herren, Edlen, Kanzlern, Räthen, Richter, Juristen, Bürgermeister ꝛc. und was dem menschlichen Schwert angehört, als den vornehmsten Theil, meines Herzens Unlust, Verdruß, verursachten Zorn, Plagen und Strafen, ja ihr schändliches Leben zu erzählen, anfangen.

Die gemeldeten evangelischen Oberherrn haben aus meinem Evangelium recht gelernt, daß sie das Schwert und die Gewalt von mir haben. Sie halten es auch fest, gebrauchen es aber vielfach übel, nämlich nur in ihrem Nutzen, wenig aber zu gemeinem Nutz, meiner Ehr' und meiner armen Christen Schutz und Förderung zur Seligkeit.

Sie nehmen wohl mein Evangelium an, da es ihnen zur Vermehrung und Erhaltung ihrer Gewalt und zeitlicher Güter dienet; wie viele sind aber unter ihnen, die mit aufrichtigem Herzen um meine Ehre eiferen! Die Kirchengüter reißen sie an sich, theilen sie aus ihren ungeschlachteten Kindern, wüsten Hofdienern und stolzen Schreibern, sie achten aber wenig wie Pfarr- und Kirchendienst, Schulen und Armen versehen, und die Jugend zum Kirchendienst und zu guten Künsten auferzogen werde, denen doch diese Kirchengüter gehören. Sie machen's also; wo man früher 3—4 müssige Meßpfaffen in einer Pfarrei in aller Fülle, Unzucht und lästerlichem Leben erhalten hat, da kann man jetzt keinen Prediger ernähren, also habt ihr evangelischen Oberherren die Kirchengüter in euren Sack geschoben.

Auf den Reichs- und Bundestägen habt ihr profane und Weltsachen traktirt, meines Evangeliums aber, der Religion und Besserung habt ihr wenig gedacht; wenn eine christliche Reformation, Disciplin und Bann, wie sich's gebührt, in meiner Kirche sollte angerichtet worden sein, würden eurer Viele, als wissentliche Ehebrecher, H...r, Wucherer, Judengenossen, hämische Vollsäufer u. dgl. schamroth durch das Sieb gefallen sein.

Auch sind jetzt große und kleine Herren samt ihren Amtleuten Kaufleute geworden. Wein, Korn, Haber, Wolle u. dgl. kaufen sie von ihren armen Bauern und Unterthanen. Sollten es aber jene, oder andere wieder von ihnen bekommen, so müssen sie 3 oder 4 mal so viel dafür bezahlen.

So ist auch sonst des tyrannischen Zwanges, Pochens, Schindens, Schabens und Schätzens der Armen kein Ende und weniger Barmherzigkeit bei diesen Evangelischen, als beim Teufel in der Hölle und den ungläubigen Türken. Sie lauern auch, wie eine Dohle auf eine Nuß, wo sie den Unterthanen mit Geldstrafen zwicken können; sonst ist wenig Sorg und Aufsicht, wie den Sünden und Lastern der Unterthanen gesteuert werde.

Wie aber den armen Unterthanen, Wittwen und Waisen an euren Kammer-, Hof- und Schöffengerichten, auch sonst von euch zum Recht verholfen, und bei ihren Gütern erhalten werden, weiß Jedermann; was reich und gewaltig ist, und auch heucheln kann, wischt durch; der Arme aber bleibt hängen, gerade wie die großen Hornisse durch die Spinnengewebe fahren, die kleinen Fliegen aber darin verderben müssen. Dazu helfen nicht wenig die prächtigen und stolzen Juristen, die Zungendrescher und die Advokaten. Summa kein Armer kann bei euch zum Rechte kommen, sie müssen sterben und verderben; es geht hier wie das Sprichwort sagt:

Dat veniam corvis, vexat censura columbas d. h.

„Große Raben läßt man gahn,
Die Tauben aber müssen dran."

Ich will jetzt nichts von eurer übermäßigen und überschwenglichen Pracht sagen, dergleichen von gottlosen Heiden kaum ist gesehen worden, wodurch auch Land und Leut beschweret, und die Armen geärgert und ausgesogen werden. Mit Saufen und Bankettiren, welches euere größte Kurzweil und Verehrung gegen einander ist, führet ihr sogar ein säuisch Leben, so daß eurer mehr von der Völlerei als vom Schwerte sterben, welches, wie gemäß es meinem Evangelium sei, euer eigen Gewissen bezeugen soll.

Ich will aber jetzt von der andern Junkern in Stadt und Land, Stolz, Pracht, Aufpochen, Wuchern, Rauben und Uebermuth nichts sagen; denn dies weiß Jedermann. Nicht Wenige dieser sind entweder Straßenräuber, oder große Freunde der Juden, meiner Erzfeinde und Lästerer. Denn weil mit Gewalt rauben gefährlich ist, werden sie mit den Juden Stuhlräuber, dann brauchen sie auch kein

Roß zu halten. Diese, in ihrem eigen Schmalz und Muthwillen erzogen, achten mein Evangelium ebensoviel, als ein Schwein der Perlen, und ein Hund des Heiligthums. So steht auch ihr Herz und Sinn mehr darauf ihre Ehre und ihr Gut, als meine Ehre, Religion, gemeinen Nutzen und der armen Unterthanen Wohlfahrt zu fördern. Und sofern Jemand dieser Junker Stolz, Pracht, Geiz unbilliges, gottloses, tyrannisches Wesen, Finanz, Ehebruch, H..... und epicuräisches Leben, vermöge meines Wortes strafen würde, der müßte ein „Schwärmer" und Aufrührer sein, und entweder bald den Pferch rücken, oder auf's höchste von ihnen gehaßt und verachtet sein.

Was aber dieser Oberherren und Junker Weiber, mit Pracht seltsamer und unnöthiger Kleider, mit Röcken, Schleiern, Haarzöpfen mit Gold und Perlen, mit Halsbändern, Spangen, Koltern, Gürtlen, Leisten, Schuhen und Pantoffel, vom Scheitel an bis zur Fußsohle, täglich treiben, mag noch kann ohne Verdruß nicht alles erzählt werden. Ich will jetzt nichts sagen von ihrer Frechheit, Geilheit, Leichtfertigkeit und Unzucht, die sie unter sich üben, so daß man auch von etlichen wenig Ehre noch Gutes singet und saget. Diese können auch selten wegen ihrer Pracht, Abendtänzen, Faulheit und Verachtung mein Wort hören.

Wie aber ihr Herren und Junker mit samt euren Weibern, eure Kinder in meiner Furcht und zu meinem Dienste erziehet, das beweisen derselben Kinder Stolz, Kleidung, Tracht, Gang, Gesicht, Wort und Geberde, die auch weder gestraft, noch gezogen sein wollen. Sie wissen auch weniger von mir, meinem Evangelium, von wahrer Ehrbarkeit als die Heiden; ja fressen, saufen, spielen, h . . . . ist ihre größte Kunst und Lust. Es lernen auch eure Söhne nichts geflissenderes als den Metzen hofiren, der armen Unterthanen Weiber und Töchter besch . . . . . und zu Schanden machen, und ihr lacht noch dazu! Wenn sie gleich in die Ehe kommen, so kann doch der junge Wolf seine Tücken nicht lassen.

Die aber in Städten Händler und Kaufleute sind, fragen gar wenig nach meinem Evangelium, es sei denn, wo es zum Deckmantel fleischlicher Freiheit, ja Frechheit dienet; ihr Herz ist fern von mir; denn all ihr Dichten und Trachten ist auf den Mammon, Geiz und Finanzerei gerichtet. Die Fucker und andere Kaufgesellschaften vertheuern und übersetzen alle Waaren nach ihrem Gefallen, kaufen alle Waaren auf und reißen sie an sich, ersteigern

alle Dinge, wodurch Land und Leute ausgesogen werden, wiewohl den prächtigen und leckerhaften Deutschen nichts zu theuer ist; im Wucher thun sie es den Juden weit vor; denn wenn diese 5 oder 7 Gulden jährlich vom Hundert nehmen, muß man jenen 8 oder 10 Gulden geben. Erschöpfen also aller Fürsten, Herren und Länder Schätze. Diesem mehr denn jüdischen Geiz und Wucher setzen sie ein jüdisch Hütlein auf, und nennens „Interesse"; sie reißen auch an sich durch Wucher und Finanzen die Münzen, welche sie auch wohl verstehen zu beschneiden und zu wäschen, daß sie nicht so schwer sind, und müssen doch gelten, was sie sollen.[1])

Prassen, Bankettieren, Spielen, H . . . n, seltsame Kleider in das Land bringen, prächtig sein, viel Borgen aber Niemand Bezahlen, ist alles als geringe Sünd' bei ihnen geacht. Ihre Weiber, Söhne, Töchter und Diener werden in aller Pracht, Stolz, Frechheit und Spitzfindigkeit ohne alle Gottesfurcht auferzogen. Sie lehren ihre Kinder nur nach dem Zeitlichen trachten; wenig oder gar nichts fragt man nach dem ewigen Leben; dazu denken sie wenig an den armen Lazarus, der hungrig vor ihrer Thür liegt; darum lasse ich sie auch hinfahren.

Nun mag ich der anderen Kirchweihkrämer, Landfahrer Betrug, Falschheit, Lügen, Untreue, Diebstahl, Büberei nicht erzählen, welche auch gar unverschämt h . . . n, ehebrechen, saufen, fluchen, schwören, lästern, daß auch Türken kaum verruchter leben können.

Die gemeinen Bürger und Handwerksleute sind auch ganz fahrlässig geworden; im Anfang war mein heil. Evangelium etwas mehr bei diesen einfältigen, als in den hochtragenden Herzen gewurzelt, nunmehr sind auch sie des Evangeliums satt geworden. Etliche führen es zwar noch im Munde, im Leben aber ist Niemand dabei; sie, ihre Weiber und Kinder, haben die Pracht des Schlemmen und Demmen von Edlen und Junkern gelernt; sie treiben es auch ganz fleißig, es wollen auch ihre Weiber nicht weniger Pracht in Kleidern üben, als jene. Es muß alles mit Sammet und Seiden belegt, unterzogen, zerfetzt, zerschnitzt und zerhuddelt sein, so daß ein armer Bettler nicht einen Kittelplätzen daraus machen, ja kaum eine Laus darin beherbergen kann. Ihre Kinder ziehen sie von

[1]) Auch Luther fand es für nothwendig gegen den abscheulichen Wucher zu Feld zu ziehen in seiner Schrift „Von Kaufshandlung und Wucher" 1524.

der Jugend an kriegerisch, trotzig, muthwillig, ungehorsam, geil, frech, als Lästerer und abgeseimte Buben auf, welche auch ihnen nachher ihre Lehren und Zucht danken und lohnen. Was nicht fluchen, schwören, martern, verwunden und balgen kann, taugt nichts. Meines Evangeliums und Katechismus d. i. Kinderlehre, anderer ehrlicher guter Künste achten sie eben sowenig, als die Schweine die Perlen, daraus eine türkische Barbarei folgen muß.

Dazu ist die Frechheit bei Männern und Weibern nicht klein; viele von ihnen halten übel Haus, nicht wenige überschreiten ihren ehelichen Beruf und Treue, pflegen nicht ihre Arbeit, sondern wollen auch Junker und Händler werden, viele behandeln ihre Weiber, wie Wölfe und Bären die Schafe, ohne Vernunft. Mein Evangelium zu hören haben beide, Mann und Weib, und Kinder keine Zeit; sie halten auch weder Kind noch Gesind dazu an; wenn es aber zum Prassen und Tanzen geht, kann man mehr als einen Tag Haus, Kind und Gesind in den Wind schlagen, oder an den Nagel hängen; dann können sie im Prassen und Schwelgen kein Ende finden. Sie sind gemeiniglich toll und voll, aber gegen die Armen ganz unfreundlich und unbarmherzig. Bisher hat man zu des Teufelsdienst so vielen Mönchen, Beguinen, Baalspfaffen die Fülle gegeben, jetzt kann man nicht 2 oder 3 Prediger in einer Stadt, Flecken oder Dorf ernähren, es muß alles entweder durch den Bauch gejagt oder sonst unnöthig an den stinkenden Madensack gewandt werden. Dieses alles wird bei vielen als keine Sünd geachtet; sie leben dahin ohne alle Gottesfurcht, ohne Glaube und Liebe, so daß man bei rohen und bäuerischen Leuten mehr Freundlichkeit als bei meinen evangelischen Bürgern findet.

Die arbeitsamen Bauern achten zwar mein Evangelium auch nicht viel, bessern sich auch wenig darob, bleiben eben die, die sie vorher waren, lügen, trügen, fluchen, lästern, spielen, saufen und h . . . n ist bei ihnen als geringe Sünd' geachtet. Wenn sie in der Woche etwas erobert, muß es Sonntags entweder verzecht, verspielt oder vertanzt sein, wobei man auch ein heidnisch, unverschämtes Leben sieht und übt. Es sind viele unter ihnen 50jährig, die weder die zehn Gebote, den Glauben, noch das Vater unser recht wissen. Leben nicht viel vernünftiger als ihre Rosse und Kühe. Was sollen diese aber ihre Kinder lehren, die selbst von mir und meinem Wort nichts wissen wollen; denn niemand von den Größten bis zum Kleinsten will seine Kinder mehr gelehret oder gestraft haben. So eilt man

auch mehr zum Tanz, zum Weinhaus, zum Spielplatz (wie auch in den Städten) als zu meiner Predigt. Was aber da für Unzucht und Schandwerk betrieben wird, ist jedermann bekannt; denn es geschieht öffentlich. Ich will der großen Untreue gegen ihre Pfarrer verschweigen, welche sie doch recht und treulich lehren, denen wollen sie aber gar nichts geben, während sie doch den Meßpfaffen jährlich viel mehr geben mußten, die sie doch niemals etwas Gutes gelehrt haben.

Gleichwohl sind auch viele meiner Pfarrer und Prediger faul und fahrlässig genug, die weniger und kürzer predigen, auf daß sie desto schneller mit andern zum Wein kommen. Was sie Vormittags mit Lehren aufbauen, zerstören sie am Nachmittag mit Spielen, Saufen und andern ärgerlichen Dingen; es richten auch Viele unter ihnen die Sache dahin, daß sie reich werden, predigen mein Evangelium so obenhin, mehr dem Gott Bauch zum Guten als mir zu Ehren und den Pfarrkindern zur Seligkeit. Viele unter ihnen unternehmen weltliche Händel und Geschäfte, lassen es mit Lehren, Ermahnen und Strafen allgemach hingehen, heucheln oftmals ihren Patronen und Herren, damit sie nicht in Ungnade bei ihnen kommen. Dieweil diese Prediger solche Heuchler sind, mit einem Fuß im Dreck gehen, vertraut und glaubt man ihnen auch wenig mehr. Mittlerweile aber nimmt der abgöttische und lügenhafte Geist zu sich andere sieben Geister, Mameluken, Bauchdiener, verruchte gottlose Menschen und Pfaffen, viel böser als er, und besitzt das alte Haus (meine Kirche) wiederum, und werden die letzten Dinge dieses Hauses ärger als die ersten. Aber sie sollen mit dieser tückischen Praktik und Tyrannei mir nichts nehmen; denn ich wache über meinem Wort, und es soll wider ihren Willen bei meinen Auserwählten fortwirken; sie aber sollen zu Schanden werden, so wahr ich, der Herr, lebe.

Wohlan, ihr lieben evangelischen Deutschen, ich bin euer barmherziger Gott und Heiland und will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. So steht denn ab von euren oben erwähnten schweren Sünden, befleißiget euch nach meinem Wort und Evangelium zu leben, befleißiget euch dasselbe und meine Ehre und Religion zu fördern; gebrauchet das Schwert nicht um die Wahrheit zu dämpfen, sondern um Lügen, falschen Lehren, ehrlosem und schändlichem Leben bei der falsch genannten Geistlichkeit zu wehren, wartet nicht mit einer christlichen Reformation auf Papst,

Pfaffen und Mönche; denn die sind gar in Lügen, Abgötterei, Geiz und ehrlosem Leben ersoffen, und meine Widersacher geworden; sie haben mehr als 500 Jahre Kaiser, Könige und ganz Deutschland mit ihren welschen Praktiken verführt, geäfft, bethört und um Gut, Leib und Seel betrogen; nun aber ist der Antichrist mit seinem ganzen Reich, Hofgesind und teuflichen Tücken durch mein Evangelium so entdeckt und geoffenbaret, daß es Jedermann bekannt ist, der muthwillig nicht sehen und wissen will; darum hütet und seht euch besser vor, und betrachtet, wo ihr durch Unglaube und schweren Abfall von mir und meinem Evangelium hingekommen seid, wie euch euer Gewissen genugsam bezeugt." — —

Wir haben „Christi Klag" nur auszüglich mitgetheilt, weil der Raum die vollständige Wiedergabe nicht gestattet. Die Anklagen gegen die Anhänger des Interims und gegen die sgn. Adiaphoristen und Judengenossen blieben weg, weil sie für unsere Frage irrelevant sind.

Auf dem Frankfurter Römer fand sich der Spruch:

Eines Mannes Rede ist keine Rede,
Man muß sie billig hören beede.

Auch die h. Schrift sagt: „Im Munde zweier oder dreier Zeugen steht jedes Wort (Aussage) fest." Deßhalb wollen wir zum Schluße noch einige Zeugen vernehmen, welche gleichzeitig mit Ambach lebten und schrieben.

Der Prediger Jakob Andreä zu Tübingen gibt eine Schilderung der Sittenzustände, wie er sie 1568 vor Augen hatte. „Besserung aus der evangelischen Predigt wird keine verspürt, sondern ein wüst epicurisch, viehisch Leben mit Fressen, Saufen, Geizen, Stolzieren Lästerungen des Namens Gottes." „Wir haben gelernt, so sprechen sie, daß wir allein durch den Glauben an Jesus Christus selig werden, der mit seinem Tode alle unsere Sünden bezahlt hat; wir können es nicht mit unserm Fasten, Almosen, Gebet oder anderen Werken bezahlen; damit alle Welt sehe, daß man nicht päpstisch sei, noch sich auf gute Werke verlassen wolle, so thun sie auch keine."[1])

Gar getreu und aufrichtig berichtet der pommersche Kanzleischreiber Thomas Kantzow über den religiös sittlichen Zustand des Volkes zu seiner Zeit:

„Das Volk papistischen Glaubens ist sehr andächtig gewesen und hat viel in die Kirchen, Klöster und den Armen gegeben, auch

[1]) Janssen Geschichte des deutschen Volkes. 15. Aufl. III. 299.

viel gefastet. Und waren die Priester in großer Achtung und Würdigkeit, also daß keiner so gering war, wo er kam, zog man ihn überall empor und man konnte ihnen nicht genug Ehre erzeigen. Seitdem aber das lautere Evangelium gekommen, ist eine große Veränderung aller Sachen eingetreten; gegen frühere Andächtigkeit, Ruchlosigkeit; gegen Mildthätigkeit, Beraubung der Gotteshäuser; gegen Almosen, Kargheit; gegen Fasten, Fraß und Schwelgerei; gegen Feiern der Sonn- und Festtage, Arbeit; gegen die feine Zucht der Kinder, Muthwillen und Unerzogenheit; gegenüber der Ehre der Priester, Verachtung der Prediger und Kirchendiener; das Alles sei gemeinlich, nicht vereinzelt."[1])

Dieselben Resultate liefern die Protocolle der verschiedenen Kirchenvisitationen in Sachsen, Brandenburg, Hessen, Pfalz und Mecklenburg.

Alle gegentheiligen Behauptungen von einem angeblichen Aufschwung des Geisteslebens und des evangelischen sittlichen Lebens sind Tiraden und Phrasen der blinden Pastoren, die Augen haben, und nicht sehen, Ohren haben, und nicht hören. Die protestantischen Historiker dagegen haben sich so viel Wahrheitsliebe bewahrt, daß sie das bestätigen, was Papst Leo XIII. über die Reformation gesagt hat.

Wenn kein Sittenverderbniß nach der Reformation eingetreten wäre, wie hätte dann S. Evenius eine Schrift veröffentlichen können mit dem Titel: „Dreitausend Klagen über das verdorbene Christenthum", nachdem er bereits 1640 den „Spiegel des äußersten Verderbnisses in der wahren Christenheit zur gründlichen Besserung" herausgegeben hatte?

Leicht zu erklären ist es aber, wie dieses Sittenverderbniß entstehen konnte. Es bedurfte bloß solcher Predigten, wie sie z. B. Strigenicius erwähnt, daß nämlich die Prädicanten auf der Kanzel den Leuten zugerufen hätten: „Glaube nur, glaube nur, wenngleich du ein Ehebrecher bist, so schadet es dir nichts." (Janssen III. 441).

Der neueste Geschichtschreiber der deutschen Reformation, Friedrich von Bezold, Protestant, läßt das Resume seiner gründlichen Untersuchung in die Worte ausklingen: „Das sechszehnte Jahrhundert führte ein politisch und geistig gebrochenes, sittlich verwildertes, dogmatisch verknöchertes Geschlecht einer fast beispiellosen Zerstörung entgegen." S. 875.

[1]) Histor.-polit.-Blätter II., 306; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes III. 736.

Es ist ein trauriges Zeugniß, daß die Protestanten vielfach auch gegen die geschichtliche Wahrheit ebenso protestiren, wie gegen die geoffenbarte Wahrheit. Und sie kommen dabei soweit, daß sie gegen ihren Reformator Luther protestiren. Denn, man braucht nur seinen Katechismus aufzuschlagen, so wird man den häufigen Klagen über Verderbniß der Sitten bei den Seinigen begegnen. Er sagt z. B.: „Weil nun die Tyrannei des Papstes ab ist, wollen sie nicht mehr zum Sacrament gehen und verachten es.“[1])

Die Veranlassung seine Katechismen zu verfassen leitet er in der Vorrede zum kleinen Katechismus aus der Wahrnehmung her, welche er bei seiner Kirchenvisitation bei Laien und Predigern in Sachsen gemacht habe. „Hilf, lieber Gott, ruft er aus, wie manchen Jammer habe ich dort gesehen, daß der gemeine Mann sogar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und die hl. Sacramente genießen; können weder Vater unser, noch den Glauben oder zehn Gebote; leben dahin, wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. Und, da nun das Evangelium kommen ist, demnach sie fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen.“[2]) Diese Klagen setzen sich durch alle seine Schriften fort bis an sein Ende. Und nun wollen die Männer des „evangelischen Bundes“ uns glauben machen, das sei nicht wahr, was Luther und Hunderte seiner Prediger bezeugt haben! Sollten sie denn gelogen haben? Papst Leo XIII. ist in diesem Falle einmal ihr Ehrenretter geworden.

[1]) Luthers kl. Katechismus, Irmischer Bd. 21 S. 8 i. J. 1529.
[2]) Ebendaselbst S. 6.

Die Domschule der alten Bischofsstadt Münster i. W.

Von **Georg von Detten**, Landgerichtsrath.

Der hl. Ludger († 809), des alten Mimigernaford (wie Münster ursprünglich hieß) erster Oberhirt, gründete seine Münsterschule als eine Vereinigung von Zöglingen zu gemeinsamen Studien und Leben nach der ordensmäßigen Regel des Bischofs Grodegang von Metz und bezweckte mit ihr die Sicherung der Ausbreitung des Christenthums durch Heranbildung tüchtiger Mitarbeiter am Werke des Heils. Lehrgegenstände, Methode, Einrichtung und Disciplin waren unzweifelhaft die für die damaligen Domschulen überhaupt hergebrachten. Wie anregend und wirksam aber diese Schule gleich anfangs gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß man abgesehen von andern uns erhaltenen Werken den Ursprung des Heliandsliedes in das Münsterland verlegt, ja dem Bischof selbst zugeschrieben hat. Das Werk bezeugt, daß man damals besonders die Ausbildung und Pflege der Muttersprache, auf welche Karl der Große so hohen Werth legte, mit Eifer und gutem Erfolg betrieb. Das Lied ist eine herrliche Messiade in altsächsischer Mundart, welche im Auftrage Ludwig des Frommen zu dem Zwecke verfaßt war, damit das ganze Volk, nicht bloß die Gelehrten und Gebildeten, sondern auch die Ungebildeten, zur Kenntniß des Evangeliums gelange. Die Dichtung bietet zudem das besondere Interesse, daß darin altsächsisches münsterländisches Volksthum und heilige

Geschichte innig verwoben sind, so daß das Leben und Treiben der alten Sachsen, ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche darin sich aufbewahrt finden.

Wie der hl. Ludger mit dem größten Eifer früher in York unter Alcuin $3^1/_2$ Jahre lang und dann im Utrechter Münster unter Leitung des hl. Gregor seine Studien betrieben, so wendete er jetzt seiner Münsterschule alle seine Liebe und Sorgfalt zu.

In den Morgenstunden eines jeden Tages unterwies er in eigener Person die Zöglinge, und um den Mangel an Bildungsmitteln für die classischen Studien, zu welchen man auch hier das Lesen der Werke der lateinischen Schriftsteller rechnete, abzuhelfen, ließ der eifrige Bischof eine Anzahl solcher Handschriften von England kommen. Seiner Büchersammlung entstammt die aus dem 4. Jahrhundert rührende kostbare Bibel-Handschrift des westgothischen Bischofs Ulfilas († 388), welche auf purpurfarbigem Pergament mit Silbertinte geschrieben, unter dem Namen codex argenteus bekannt ist, ebenso ein reiches Evangeliar, früher in der Paulinischen Bibliothek, jetzt in der kgl. Bibliothek zu Berlin. Der Feder Ludgers entfloß in dankbarer Erinnerung an seinen ehemaligen Lehrer die Lebensgeschichte des berühmten Utrechter Abtes Gregor und übte einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung höhern Strebens unter dem Clerus seines Sprengels aus. Die Biographie ist zwar im legendenartigen Stile geschrieben, aber zugleich voll Wärme, voll innerer Liebe zu dem großen Schulhalter und voll rührender Demuth an den Stellen, wo der Schriftsteller seines eignen Wirkens gedenkt. Wie der hl. Sturmius, der erste Abt von Fulda, so besuchte auch der hl. Ludger Monte Cassino in Italien, um den Geist des Benediktiner-Ordens an der Urquelle kennen zu lernen, und es ist anzunehmen, daß beide für unsere Gegenden besonders die Träger des Choralgesanges wurden, der damals dort in schönster Form und Blüthe stand. Liebte und verehrte Ludger doch die Ordensregel des hl. Benedikt, in der er seine Zöglinge hielt, ganz besonders. Davon legt Zeugniß ab die Gründung der später so berühmt gewordenen Benediktiner-Abtei zu Werden, die der Wunsch seines Lebens war. Er erkannte in der Tüchtigkeit jenes Ordens das Heil, welches derselbe der Welt vom Untergange des römischen Reichs an bis ins 13. Jahrhundert hinein auf dem Felde der Wissenschaft, des Studiums und der Erziehung sowohl, wie auf dem weiten Gebiete von Handwerk und Kunstgewerbe bringen sollte.

Jener Abtei entstammten denn auch die beiden nächsten Bischöfe von Mimigernaford: Gerfried († 839), der ein Neffe und von Kindheit an ein Schüler des hl. Ludger war, und Altfried († 849). Als Aebte jenes Klosters standen sie, wie ihr hl. Verwandter mit den übrigen Benediktiner-Abteien des fränkischen Reiches, den Hauptsitzen damaliger Gelehrsamkeit, in Verbindung und ist deshalb nicht daran zu zweifeln, daß damals im Domstift an der Aa dieselbe rege Thätigkeit herrschte, wie sie sich an den übrigen Stifts- und Klosterschulen des weiten Sachsenlandes vorfand. Unter Gerfried wird als erster Scholaster der Domschule uns Hildirad genannt, der später Mönch in Werden wurde. Der folgende Bischof Altfried hinterließ als Wahrzeichen für sein Studium und Streben die Lebensbeschreibung des hl. Ludger. In dieser Biographie zeigt sich schon geschichtlicher Sinn, wenn auch der Zweck der Erbauung überall durchleuchtet. Die Darstellung ist einfach und ansprechend und mit besonderer Anschaulichkeit wird des Heiligen Missionsthätigkeit geschildert und entwickelt. Die schöne Handschrift dieses Werkes, welche die alte Kapitelsbibliothek aufbewahrte, wurde später nach Berlin verkauft und so dem heimischen Boden entfremdet. Altfrieds Nachfolger Liut- oder Leutbert, ein geborner Lothringer († 871), wurde von dem berühmten Lütticher Gelehrten Sedulius Scottus in einer sapphischen Ode besungen und gefeiert und dürfte deshalb schon als Freund und Förderer der classischen Studien anzusehen sein. Vom 8. Bischofe Rumold endlich († 941) wird berichtet, daß er den gemeinschaftlichen Tisch im Domkloster, an welchem auch die Domschüler theilnahmen, dotirte, indem er bei einer Theuerung zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben desselben 28 Pfund Goldes hergab. Da der sog. Schmerkotten vor alters die gemeinschaftliche Küche der Kanoniker war, so muß ohne Zweifel in dessen Nähe das Lokal der alten Domschule Münsters gewesen sein.

Das sind die einzigen Nachrichten, welche geeignet sind uns über die Münsterschule, ihr Leben und ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit bis zum Jahre 1000 einigen Aufschluß zu geben.

Aber schon im 10. Jahrhundert mehren sich die Zeichen dafür, daß neben der Wissenschaft auch künstlerischer Sinn in Mimigernaford dauernde Stätte gefunden. Hildeboldus, der 9. Bischof († 969), so erzählt die Chronik, verehrte dem Domschatz reiche Geschenke, unter andern ein Missale in Gold und Edelstein (auro

et gemmis ornatum) sowie kostbare Festgewänder. Unter Bischof Dodo wurde die Domschule verlegt nach dem Horsteberge zu. Er erbaute auf der Stiftsburg eine größere zweite Kirche (Major ecclesia) und führte die Brüder des hl. Paulus, die Canoniker der alten Ludgerskirche, „mit ihren Büchern und Ornamenten", wie der Ausdruck ist, im Jahre 992 dorthin über.

Seit dieser Zeit war in Münster eine ständige Bauhütte. Fehlen auch leider die Nachrichten, welche wie in Hildesheim, Bischof und Dom als die Centren des gesammten kunstgewerblichen Betriebes zu Beginn des 11. Jahrhunderts ausdrücklich bezeichnen, so läßt sich doch wohl vermuthen, daß die Kunst, wie in allen sächsischen Bischofsstädten in den Clerikern des münsterschen Domklosters und ihrem Streben eine kräftige Stütze hatte. Denn Bischof Suitger, der Nachfolger Dodos, hatte seine Bildung auf den Domschulen zu Halberstadt und Magdeburg erhalten, wo die Kunst große Triumphe feierte, und keinem Geringeren als dem griechisch feingebildeten Kaiser Otto III. verdankte er die münstersche Inful. Wenn demnächst aber Bischof Siegfried (1022—1032), ein Bruder des Bischofs und Chronisten Dietmar von Merseburg, mehrere mit Gold und Edelstein geschmückte Chorbücher, wenn er ein ebenso gearbeitetes schweres goldenes Kreuz und endlich gar einen kunstvollendeten Altar von besonderem Glanze, den später die Wiedertäufer zerstörten, dem Dodoschen Dome schenkte, so muß dieser Mönch aus dem Kloster Corvey und spätere Abt von Bergen bei Magdeburg, der damals schon sich als tüchtiger Kunsthandwerker bewährt hatte, auf die Kunstthätigkeit und den Kunstgeschmack an der Aa epochemachend eingewirkt und zweifellos in der Nacheiferung seiner großen Zeitgenossen und Mitbrüder im bischöflichen Amte, Bernward und Meinwerk, die Schüler des Domes angeleitet haben.

Die beiden folgenden Bischöfe Hermann I. und Rupertus waren ebenfalls für Gott und die höheren Interessen des Lebens begeisterte Männer, nur darauf bedacht, die Blüthe der Schule zu mehren und zu schützen. Rupertus, ein Sohn des Münsterlandes und wohl auch an dessen Dome gebildet, bethätigte seinen Kunstsinn, indem er den Brüdern des Domklosters einen gold- und edelstein-geschmückten Reliquienschrein verehrte. Hermann aber, der Freund Heinrich III. und des kunstsinnigen Siegfried Nachfolger, wird als ein besonderer Gönner der Domschule gerühmt. Ihm wird die Stiftung eines Maiganges zugeschrieben, der noch im

16. Jahrhundert bei den Studierenden des Jesuiten-Gymnasiums nach uraltem Brauche zum Andenken an den Stifter in Uebung war. Hier nach der Chronik die Beschreibung des Exitus, der uns einen Einblick thun läßt in die Haltung und Führung der Münster-Schüler von Mimigernaford.

„Am Dienstag vor Pfingsten," heißt es, „gehen die sämmtlichen Cleriker und Studenten, zwei und zwei, jede Klasse von ihrem Magister geführt, Mittags 12 Uhr durch den Umgang über die schmale Brücke nach Ueberwasser zum Liebfrauenthor hinaus. Jeder führt Speise und Trank für den Tag bei sich. Vor dem Thore gehen sie in zwangsloseren Haufen zu der Sentruper Heide, wo sie am Tage vorher Hütten gebaut, aus Holz und Laubwerk, das sie nach Bischof Hermanns Privileg aus dem Busche hauen durften. Dort angekommen, vertheilen sie sich in verschiedene Gesellschaften, setzen sich in die Lauben und essen und trinken. Dann treiben sie allerhand Kurzweil, wie die Jugend sie pflegt, in Ballschlagen u. dgl. Wenn sie dann wohl gegessen und getrunken und sich müde gespielt haben und es Abend zu werden beginnt, geht der Rector auf der Heide umher zu allen Hütten und spricht: Movete castra! Es wird heimgegangen und man sammelt sich wieder am Stadtthor. Alsdann geht es in der nämlichen Ordnung, wie man ausgezogen, jeder einen grünen Zweig in der Hand, um Ueberwassers-Kirchhof herum über den Spiekerhof und Markt zum Domhof nach dem Umgang hin, wo man hinunter nach Ueberwasser geht. Hier wird zuerst das Regina coeli gesungen und, wenn man im Umgang angelangt ist, stimmen die Chorales des alten Domes, welche in ihren langen Röcken vor dem Rector hergehen, die Psalmen Miserere und De profundis nebst der Collecte an zum Gedächtniß des bischöflichen Stifters."

Bei der wichtigen Rolle, welche im Mittelalter die ganze Lernzeit hindurch und noch darüber hinaus die Ruthe spielte, ist man geneigt, diesen Auszug für einen s. g. Ruthenzug oder ein Virgatumgehen zu halten, bei welchem die Schüler alljährlich im Sommer von den Lehrern in den Wald geführt wurden, um den nöthigen Bedarf an Ruthen selbst herbeizuschaffen, ein Gang der nichtsdestoweniger jenen Geist harmloser Lustigkeit und ungetrübten Frohsinns zeigte, der die Schulen des Mittelalters auszeichnete.

Aber noch andere Spiele und Feste hatten die münsterschen

Domschüler, z. B. das Nikolaus- und Gregorius-Fest. Bei dem ersteren versammelten sie sich am Abend vor Nikolaus, wählten aus ihrer Mitte einen Bischof und führten diesen in vollem Ornat unter Fackelbegleitung auf den Domhof. Hier wurden unter großem Zulauf des Volkes Umzüge gehalten und Lieder gesungen. Dann ging es zum gemeinschaftlichen Festschmaus. Die Memorie des Bischofs Hermann wurde nach der Chronik jährlich in der Woche vor Jacobi in der Ueberwasserkirche gehalten und mußte dazu jeder Schüler einen Heller für ein Wachslicht geben.

Ein Freund der Domschule war auch der 16. Bischof Friedrich I., Graf von Wettin († 1084). Seine Bildung, die er mit so vielen hochverdienten und gelehrten Männern auf der Schule des hl. Meinwerk in Paderborn genossen hatte, der innige Verkehr und die Freundschaft, welche er diesen Männern zeitlebens bewahrte, verbürgen uns bei ihm den Adel hoher Gesinnung und die Vorliebe für Kunst und Wissenschaft. Schon früh dem geistlichen Stande geweiht, schloß er sich dem Verein frommer und gelehrter Geistlichen an, wie ihn die Domklöster boten, und ward später auf Verwendung seines Studiengenossen Hanno von Cöln als Canoniker der Magdeburger Kirche auf den Stuhl von Münster erhoben. Daß er seine Domschule nicht vernachlässigte, läßt sich vermuthen. Edelmuth und Freigebigkeit zeichneten diesen Bischof aus. Er machte unter andern sich und seinen Nachfolgern zur Pflicht, an bestimmten Festen die Brüder des Domklosters im Refectorium zu bedienen. Dabei sollten den auf der einen Seite des Tisches sitzenden eine Goldmünze, den andern Silbermünzen gereicht werden. Da nun die Domschüler an diesem Tische Theil hatten und vermuthet werden muß, daß den Aeltern die Goldmünze zugedacht war, so muß die Tischordnung im Kloster so gewesen sein, daß die Jüngern, also die Schüler ihren Lehrern und Vorgesetzten gegenüber an der andern Seite des Tisches saßen. Näheres über die Domschule aus dieser Zeit ist nicht überliefert. Soviel aber steht fest, daß unter Bischof Borchard (1098—1118) entsprechend dem von ihm neuerbauten zweiten Dom in Münster (vetus ecclesia divi Pauli) auch ein zweites Capitel, nämlich das des ältern Domes dem bisherigen Domcapitel hinzugefügt wurde und daß beide Capitel fernerhin gemeinschaftlich einen Scholaster und einen Cantor hatten, welche die Cleriker beider Domstifte gleichmäßig auszubilden hatten. Zugleich scheint in das

bisher gemeinschaftliche Leben der Domkanoniker allmälig ein Bruch gekommen zu sein.

Der Sachsenherzog Lothar stürmte die Stadt 1120, und gelegentlich des dabei entstandenen Brandes ward dieselbe mit all ihren Kirchen, den Dom und das Domkloster nicht ausgenommen, ein Raub der Flammen. Die Domschule erstand zwar bald wieder. Dem Domkapitel aber, welches in der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts schon die Abtrennung seiner Güter von der bischöflichen Kammer bewirkt hatte, gab dieser Brand den willkommenen Anlaß, eine Lockerung des Klosterzwanges herbei zu führen. Jedenfalls die Dignitäten sonderten sich ab in den nun entstehenden Einzelwohnungen der Domherrn, den s. g. Curien.

Später, nämlich im Jahre 1246, traten indessen an die Stelle der Naturallieferungen für die Tafel der Domherrn Zahlungen in baarem Gelde, also eine Ablösung aller solcher Gefälle ein und damit wohl erst hörte die vita communis gänzlich auf. Für die Domschüler und ihre Lehrherrn blieb selbe wenigstens bis dahin bestehen und dieser Umstand hat die Schule zweifellos vor all zu raschem Sinken bewahrt.

Als ein der Frömmigkeit und dem Studium besonders ergebener Domschüler jener Zeit wird gelegentlich ein Friedrich Feiko genannt, der später Stifter des Prämonstratenser Klosters Mariengaarde in Friesland wurde, wohin er erbauliches Leben und reges wissenschaftliches Streben verpflanzte. Vorsteher der Domschule in dieser Periode (—1170) waren nach den Urkunden unter der Bezeichnung magistri scholarum: Gerhardus, Lambertus, Wilhelmus und Siefridus.

Die ruhmreiche Regierung Hermann II. (1173—1203) führte Münster seiner Blüthe auf dem Gebiete der materiellen Interessen entgegen, aber unter ihm lebten auch die Kunst in einer viel beschäftigten Bauhütte und alle höheren Interessen des menschlichen Lebens neu auf. Er fügte der St. Mauritzkirche, der Gründung Bischofs Friedrich, die weitern Collegiatkirchen von St. Ludgeri und Martini hinzu. Auch bei diesen Stiftern vergaß man die Einrichtung von Schulen nicht und wurden dieselben der Oberleitung des Domscholasters unterstellt. Dieser nannte sich damals Magister scholarum — offenbar eine Bezeichnung, die den Schluß auf eine eingreifende Centralstelle, ja auf den öffentlichen Charakter aller dieser Schulen in Münster nahelegt. Es scheint hierbei das Vorgehen Meinwerks

befolgt zu sein, der in Paderborn die Stiftsschule des Busdorfes ausdrücklich der Aufsicht und Leitung des Domscholasters unterstellte. Hermann II., einer der denkwürdigsten unter Münsters Bischöfen, sicherte und hob das Amt des Domscholasters auch dadurch, daß er diese wichtige Stelle dem Range nach für die dritte Dignität des Domkapitels nach dem Propst und Dechanten erklärte. Doch dieser Beweis der Liebe und guten Meinung des edlen Bischofs für die Schule Münsters erscheint schon mehr als der letzte Versuch, dem einbrechenden Niedergange des Unterrichtswesens Einhalt zu thun.

Denn schon näherte sich die Zeit, wo das immer spärlichere Gelehrtenthum es unter seiner Würde hielt, für den Lehrstand einzutreten, der doch eine wesentliche Macht und Kraft der Staaten ausmacht. Manche wußten auch in ihrer beschränkten Abgeschlossenheit in der That nicht, was diesem Stande wahrhaft frommte. Die Erziehung und wissenschaftliche Bildung sank immer mehr, und das mußte doppelt nachteilig wirken zu einer Zeit, wo immerwährende Kriege ohnehin so viel Stoff schufen zu geistlichem und sittlichem Verderben. Denn im Münsterschen herrschte von dem Anfang des 13. Jahrhunderts an fünf Menschenalter ein Zustand fast ununterbrochener Beunruhigungen und Kämpfe. Bald waren es Streitigkeiten des Bischofs mit der Stadt, bald mit einem unbotmäßigen Ministerialen, bald mit den umliegenden Territorialherren, den Grafen v. d. Mark, Tecklenburg, Bentheim, Oldenburg, Diepholz, Arnsberg oder dem Bischof von Osnabrück, mit denen blutige, Stadt und Land schädigende Fehden geführt wurden. Wildheit und Ungebundenheit drangen durch den gewaltthätigen Adel auch in kirchliche Kreise, indem der Reichthum der Kirche Viele anlockte, welche an nichts weniger dachten, als Lehrer des Volks und der Armen zu sein. Unter solchen traurigen, friedelosen Zeitumständen mußte in Stadt und Stift das Schulwesen auf das empfindlichste getroffen werden, ja jedes wissenschaftliche Streben, wo es noch ein Leben fristete, sich still auf dornenvoll verlassenen Pfaden verlieren und ohne System und sichtlichen Erfolg für den Fortschritt, für Bildung und Wissenschaft bleiben.

Allein auch in den Jahrhunderten, die als die unfruchtbarsten für gelehrte Bildung zu betrachten sind, dürfen die Zustände in einer Stadt wie Münster nicht zu trostlos gedacht werden. War auch die Geistlichkeit eine Zeitlang ihrem Berufe als Bewahrerin von Kunst und Wissenschaft abgewendet, so fanden sich doch noch immer Einzelne

unter ihr, denen ein stilles Forschen in den noch nicht ganz verschollenen und zerstörten Schätzen des Wissens und Könnens edler und anmuthender erschien, als das Gebrause der Welthändel und die Freuden, in welchen Einzelne, oder die träge Unthätigkeit, in welcher manche andere ihres Standes sich gefielen. Insbesondere finden wir den Sinn für Bücherei im 13. Jahrhundert nicht erloschen, denn das im Jahre 1284 angefertigte Münsterische Nekrologium erwähnt zum 6. März, daß der Dechant vom alten Dome Godefried de Lon dem Dome zum Werthe von 5 Mark Silbers und unter dem 29. April, daß der Dechant Hermann seine Bücher im Werthe von 30 Mark Silbers geschenkt habe. Als münsterische Domscholastiker aus dem Ende des 12. und dem 13. Jahrhundert werden erwähnt: Diedericus, Henricus, Hermannus, Wennemarus, Gottfridus, Hermann de Didinghove, Thiedericus de Aldenoys und Arnoldus de Blankensteine.

Am Ende des 13. Jahrhunderts stand sogar die Kunst der Malerei in Münster in nicht geringer Blüthe. Der neuerbaute Dom erhielt damals unter seinem Vollender, dem Bischof Gerhard von der Mark (1261—1272) seine schönen Fresken. Man erstaunte, als man im Jahre 1874 diese wieder entdeckten alten Wandgemälde von der Tünche befreite und offen legte, über den Reichthum der in kräftigen Conturen angelegten Bilder und mehr noch über die Farbenpracht, welche bei der vorsichtig geleiteten Restauration allmälig dem Auge sich entwickelte. Ein besonderes Interesse gewährt unter diesen Domfresken das große Bildwerk an der Nordwand des einen Querschiffes. Es stellt Repräsentanten der friesischen Gaue: Reiderland, Emsga, Företga und Hunsega dar, welche der Jurisdiction der münsterschen Bischöfe unterstanden, wie sie dem hl. Paulus als Patron der Diöcese Opfergaben, Butter, Käse und Hausthiere darbringen. Ob diese Kunstthätigkeit in Beziehung zum Domkloster und zur Domschule stand, ist nicht festzustellen.

Jedenfalls ist für die Beurtheilung der Schule, in ihrer damaligen Leistung, die Thatsache von Wichtigkeit, daß die Cleriker und namentlich die angehenden Domherrn vielfach anderswo als in Münster sich ihre höhere Ausbildung zu verschaffen suchten, indem man die Hochschulen des Auslandes, Italiens und Frankreichs, bezog. So studierte z. B. im Jahre 1277 der Edelherr Otto von Steinfurt, münsterscher Domkanonikus, und im Jahre 1298 der münsterische Domherr von Hövel an der Universität zu Bologna.

Letzterer war sogar einer der beiden Prokuratoren dieser Universität, wohl ein Zeichen dafür, daß die Frequenz dieser Hochschule aus Westfalen und Münster damals eine nicht unbeträchtliche war. Waren diese sog. canonici studentes auch Präbendaten, die der Schule in Münster entlassen waren und sich zu ferneren Studien im Auslande aufhielten, so ist doch namentlich mit Rücksicht auf die geschilderten Zeitverhältnisse die Annahme nicht abzuweisen, daß die Schule in Münster nicht mehr auf der Höhe stand, die der Zweck ihrer Gründung bedingte.

Dieses Sinken der Schule in Leitung und Leistung war auch wohl der eigentliche Beweggrund, welcher das Domcapitel im Jahre 1303 veranlaßte, „um", wie es im Dekret heißt, „eine bisher beobachtete, löbliche Gewohnheit nicht abkommen zu lassen," die ausdrückliche Anordnung zu treffen, das künftig kein Canoniker emanzipiert d. h. der Schule entlassen werden solle, welcher nicht mindestens ein Jahr lang zu Paris oder Bologna oder an einem andern Orte in der Lombardei oder in Frankreich dem Universitätsstudium obgelegen habe. Im folgenden Jahrhundert wurde sogar diese Studiendauer im Ausland auf zwei Jahre ausgedehnt.

Was das Erforderniß des Adels für die Domherrn in Münster angeht, so enthält das erste Statut, von dem man weiß, von 1350 und ein zweites von 1392 darüber Festsetzungen (Niesert, U. S. 356 und 367 ff.)

Im übrigen scheint das gemeinschaftliche Leben einzelner Canoniker und der Domschüler auch während des 14. Jahrhunderts noch bestanden zu haben. Die Schüler wurden jetzt scholares de camera genannt, wohl von dem zur bischöflichen Kammer gehörigen Schulgebäude, in welchem sie wohnten und ihren Tisch hatten. Eine Aenderung trat hierin im Anfange des folgenden Jahrhunderts ein, indem das Domcapitel festsetzte, daß die scholares de camera und die Chorales (Chorknaben, jüngere Schüler) statt der Speisen, welche ihnen die Canoniker bisher lieferten, Geld und Naturallieferungen in vierteljährlichen Raten empfangen sollten, nämlich 30 münstersche Mark Silbers, 30 Malter Weizen und 30 Malter Gerste. Noch später finden wir nur das Collegium der Chorsänger (die Chorales) in dem Kammergebäude wohnen.

Auf die erwähnte Weise war nach und nach die Domschule in der Hauptsache eine externe geworden. Ihr Internat beschränkte sich auf 24 Chorknaben und Psalteristen, die man bis in unsere

Zeit hin noch Cameräle nannte. Unbemittelte Schüler besuchten sie meist und wurden durch Stiftungen und Spenden unterhalten. Nicht eine scientia eminens, eine vollständige höhere Ausbildung, sondern nur eine für den geistlichen Stand nothdürftige, galt es, ihnen zu geben, und betrieb man zu diesem Zwecke in der obersten Klasse neben der Theologie, die praktische Ausbildung in der Liturgie, im Kirchengesang u. s. w. Die Entlassung (emancipatio) der angehenden Domherrn geschah aber erst nach einer Prüfung, welche im Paradiese d. h. in der Vorhalle des Domes abgehalten wurde durch den dabei gegenwärtigen Domscholaster und Domcantor. Statutenmäßig durfte dieselbe nicht vor dem 20. Jahre des Schülers erfolgen und setzte jetzt mindestens ein einjähriges akademisches Studium zu Paris, Bologna oder sonst einer Universität Frankreichs und der Lombardei voraus. Den Unterricht ertheilten im 14. und 15. Jahrhundert wahrscheinlich Domvikare, die ihrerseits die Bildung auch wohl nur der Domschule in ihrer damaligen Verfassung verdankten und von diesen Lehrmeistern wissen wir nichts, als daß die Schulmänner, welche am Ende des 15. Jahrhunderts an ihre Stelle traten, mit ihren nichts weniger als classischen Leistungen keineswegs zufrieden waren.

Allein trotz dieser traurigen Verhältnisse mangelte es der Schule nicht ganz an innerem Halt und strebsamer Förderung. Im Jahre 1400 hatten in Münster die um den Humanismus jener Tage so verdienten Brüder vom gemeinschaftlichen Leben, die sog. Fraterherrn am Bispinghofe eine Niederlassung eingeräumt erhalten. Wie überall, so wirkten dieselben auch hier, von Papst und Bischof in ihrer Thätigkeit unterstützt, mächtig ein. War ihre Genossenschaft für den damaligen Clerus ein Beispiel wahren Seeleneifers und wirksamer Unterweisung des Volks in den Religionswahrheiten durch die Predigt des Wortes Gottes, so gab namentlich ihre Weltgelehrsamkeit, ihr Streben und ihre Liebe für das Schul- und Bücherwesen nach allen Seiten hin die weiteste Anregung und führte ihnen viele Jünger der Wissenschaft zu. Auch von Münster aus wurden die berühmten Schulen, welche sie in Holland hatten, gern und viel besucht. Durch sie kam dann auch in Münster selbst die Erziehung der Jugend und das wissenschaftliche Leben wieder mehr in Aufnahme und entwickelte sich rasch zu hohem Aufschwung. Schon 1485 finden wir einen Beweis dafür in dem Umstande, daß ein Joh. Kerkmeister eine lateinische Comödie Codrus schrieb. Er war

gymnasiarcha monasteriensis und schrieb dieselbe für seine Schüler zur Aufführung. Offenbar war er ein Mitarbeiter und Lehrer an der Domschule, der, vielleicht gar ein Fraterherr, uns als Humanist und als vir studio ac ingenio praeclarus bezeichnet wird. — In der That! während die meisten andern Domschulen mit dem Ausgange des Mittelalters ihrem vollständigen Verfall entgegeneilten, erhob sich die münstersche um dieser Zeit als eine der ersten Blüthen des in Deutschland aufkommenden Humanismus noch einmal zu besonderer Höhe. Bedauerlich bleibt es nur, daß dieser frische Aufschwung die großen Kreise, welche man dafür hätte empfänglich halten sollen, so spärlich und so wenig dauernd in seinen Zauber zog. Denn leider stellt sich diese ruhmvolle Episode lediglich als das verhältnißmäßig schnell vergangene Werk eines einzigen Mannes dar, dessen Lebensbild daher uns am besten dieses kurze Blühen erkennen lassen wird.

Rudolf von Langen, 1438 einem alten westfälischen Adelsgeschlechte entsprossen, war Zögling des Fraterhauses zu Zwolle, besuchte später die Universität Erfurt und demnächst Italien. Zurückgekehrt nach Münster, beschäftigte er sich mit Versuchen in der lateinischen Dichtkunst und brachte es in derselben so weit, daß man bei ihm zuerst in Deutschland von einem Geschmack und einer verständigen Nachbildung der alten Autoren reden konnte. Ohne sich persönlich in die Streitigkeiten, welche die demnächstige Umgestaltung des wissenschaftlichen Lebens in und außerhalb Deutschlands herbeiführte, zu mischen, war er besonders in seiner Stellung als Domherr und Probst des Stifts am alten Dom von großem Einfluß. Männer, wie der münstersche Humanist Alexander Hegius und Anton Liber aus Soest, zog er heran, und unterstützte sie und deren Schüler in Beschaffung der Mittel für ihre Ausbildung. Auch die späteren Professoren der Marburger Universität, ebenfalls Landsleute, Johann Glandorf und Hermann von dem Busch erfreuten sich seiner Gönnerschaft. Namentlich der Letztere, durch Verwandtschaft ihm verbunden, empfing von Langen Anleitung und Aufmunterung zum Studium und war ihm Begleiter auf einer zweiten Reise nach Italien. Seit seiner Rückkehr von dieser begann dann Rudolf unmittelbar an der Förderung seines sehnlichsten Wunsches zu arbeiten und erreichte denselben nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten glücklich.

Es galt ihm nämlich, die altüberkommene, dem 8. Jahr-

hundert entstammende Domschule aus ihrem Verfall in verbesserter und zeitgemäßer Gestalt wieder erstehen zu lassen, ihre Aufgaben zu erweitern und sie umzuschaffen zu einer Quelle allgemeiner, gesunder, wissenschaftlicher Bildung für die umliegenden Gegenden. Im Jahre 1494 gelang es ihm unter der Regierung des friedfertigen, italienisch gebildeten Bischofes Conrad von Rietberg, diese Neueinrichtung zu Stande zu bringen.

Langen erkannte sogleich, daß ganz besonders Alexander Hegius geeignet sei, als Rektor der Anstalt das Fundament zu einer glücklichen Entwickelung zu bieten. Aus dem kleinen Dorfe Heek im Münsterlande gebürtig, war dieser seltene Mann damals ein Muster der classischen Sprachen, namentlich auch der griechischen, voll des edelsten Wissensdurstes und bahnbrechend in der Vereinfachung der Methode des Unterrichts. Er glänzte als Rektor der Schule zu Wesel und später in der Leitung der blühenden Stiftsschule zu Emmerich, um zuletzt im berühmten Deventer das ergiebigste Feld seines Wirkens zu finden. Von nah und fern strömten die wißbegierigen Jünglinge zu Hunderten in seine Lehrsäle. Unzähligen flößte er nicht bloß Liebe zu den Studien ein, sondern weckte in ihnen auch die uneigennützige Begeisterung für den schönen, aber schweren Beruf der Jugend-Bildung. Die mächtig anregende Kraft dieses Mannes wird von seinen Schülern und Zeitgenossen als besonders in seinen sittlichen Eigenschaften beruhend geschildert, in seiner rührenden Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit und in dem Zauber seines jungfräulich reinen Gemüthes. Hegius, noch jugendfrisch begeistert für das heimathliche Münsterland und seinen segensreichen Lebensberuf, war aber bereits hochbetagt und trug Bedenken für seine nur noch kurz bemessenen Tage an die Spitze der aufblühenden Anstalt zu treten. Wichtig und werthvoll für das Unternehmen war es aber immerhin, daß ein solcher Mann eine andere Persönlichkeit dazu vorschlug.

Es war wiederum ein Münsterländer, Tiemann Kemner aus Werne, der die Leitung der Schule übernahm und ihr unerwartet schnell zu hoher Blüthe und großem Ansehen in ganz Deutschland verhalf. Als nächster Gehülfe und Konrector stand ihm Johann Murmelius aus Roermunde zur Seite, der als der eigentliche Philologe und durch seine litterarische Thätigkeit noch mehr als jener zu dem Rufe der Anstalt beitrug. Ueberall, wo dieser Schulmann auftrat, erwarb er sich die reichsten Verdienste

um die Verbreitung classischer Bildung und um die Reform des Schulwesens. Seit 1504 wurde dann ferner durch Joh. Caesarius aus Cöln noch das bis dahin fehlende Studium der griechischen Sprache in die Domschule eingeführt und damit ihr innerer Werth und ihre epochemachende Bedeutung vollendet. Joseph Horlenius (1460—1521) endlich schließt den Kreis humanistisch durchgebildeter Männer, die an der Schule thätig waren. Er war einer der ersten Schüler des alten Hegius und zugleich ein Günstling Langens, durch dessen Empfehlung er aus dem Rectorate der Münsterschule zu Herford im Jahre 1507 als Lector an die Domschule kam.

Von den Lehrern an der Domschule sind ferner noch Joh. Pering und Ludolf Raving zu nennen, welche ebenfalls in mehr oder minder naher Beziehung zu Hegius standen.

Mit aufopfernder Thätigkeit blieb der Schule ihr edler Begründer Rudolf von Langen zur Seite. Seine ausgezeichnete Bibliothek stellte er den Lehrern zum freien Gebrauch offen und unterhielt mit ihnen den regsten Verkehr. In seinem Hause trafen sich, um auf dem Gebiete des Wissens, der Erfahrungen und Grundsätze Austausch zu halten, abgesehen von den vorerwähnten, noch andere in Münster weilende Gelehrte, z. B. die damals als Humanisten hochgeehrten Fraterherrn Johannes Veghe und Jakobus Montanus. Gern ging er all diesen Freunden, unter denen namentlich auch die mathematischen Wissenschaften z. B. in dem Typographen Diedrich Tzwyfel Vertretung hatten, bei ihren Studien, bei ihrer Amtsführung und ihren litterarischen Arbeiten mit Rath und That an die Hand, ohne dabei seine Würde in Uebergewicht zu bringen, sondern suchte vielmehr durch biedere Einfachheit, Bescheidenheit und wahre Humanität ihre Liebe und ihr Vertrauen zu gewinnen.

Damals wurde Münster von diesem humanistischen Kreise als die Metropole Westfalens und die Zierde des westfälischen Volkes gepriesen. Murmelius, unstreitig einer der bedeutendsten dieser Männer, widmete der Stadt eine lateinische Ode in 40 saphischen Strophen als einen rühmenden Lobgesang, wie er Münster niemals wieder zu Theil geworden ist. Er preist den Stolz und den Reichthum Münsters in dem Schatz einer Bürgerschaft, die im Kampfe zäh, besonnen im Glück sei; nirgends schmücke der Liebreiz strahlender Anmuth holdere Mädchen als hier, wo Frommsinn wohne, Andacht und häuslicher Segen: deshalb rage das Bürgerhaus hoch, doch höher der Thurmschmuck prächtiger Tempel und in der Vielzahl der

Künste, mit Athen schier im Wettstreit, fülle mit edlem Wissen zugleich Münster den Erdkreis.

Hier die 7. und 10. Strophe aus dem mustergültigen Gedicht:

Eminent turres nimium levatae,
Sunt domus altae, spesiosa lucent
Templa et obscurae decorata cingunt
Moenia fossae.

Westphalae Gentis decus, aura, splendor,
Civitas Paulo celebris patrono
Notior Delphis variis Athenas
Artibus aequat.

In diese geistig so angeregte Zeit fielen zugleich die Erstlingserzeugnisse der neuerfundenen Buchdruckerkunst in Münster, und bezeichnend war es, daß das eine dieser Werke, die carmina latina Rudolfi Langii, die derzeit ehrenvollste Arbeit des großen Humanisten war, das andere dagegen, am 29. Juni 1498 erschienen, hohen, practisch-religiösen Werth hatte, nämlich eine Veröffentlichung sämmtlicher Decrete der kölner und münsterschen Synoden enthielt.

Was nun die Domschule zu Münster angeht, so hatte sie seit ihrer Neugestaltung zwar sieben Klassen, doch heißt die oberste Klasse in dem Lectionsverzeichnisse die zweite (secunda) und nirgends ist von einer ersten oder von Primanern die Rede. Dies erklärt sich daraus, daß die Schule stets noch die Vorbildungsanstalt für den geistlichen Stand war und daß die practische Vorbereitung für den Kirchendienst in einer besonderen Abtheilung, welche als die oberste Klasse anzusehen, von geistlichen Lehrern gegeben wurde. Lehrgegenstände der Domschule waren die lateinische und griechische Sprache, Philosophie, Poëtik, Rethorik und Dialectik, sowie Religionsunterricht, der namentlich an den Sonn- und Feiertagen ertheilt wurde. Eine Auszeichnung für die Anstalt war es, daß sie weit und breit die erste und lange Zeit die einzige war, in welcher wieder das Griechische gelehrt wurde. In den Uebungen, welche die Schule öffentlich vornahm, hatten die Sekundaner freie Vorträge zu halten über Sätze aus der Moral oder Naturphilosophie, die ihnen der Rector stellte, während die Tertianer über die Regeln der Dialectik zu disputiren hatten. An der Schule wirkten in der ersten Zeit drei, später sogar sechs Lehrer mit Rector. Denn in dem zweiten Decennium ihres Entstehens standen ihr außer dem

um die Verbreitung classischer Bildung und um die Reform des Schulwesens. Seit 1504 wurde dann ferner durch Joh. Caesarius aus Cöln noch das bis dahin fehlende Studium der griechischen Sprache in die Domschule eingeführt und damit ihr innerer Werth und ihre epochemachende Bedeutung vollendet. Joseph Horlenius (1460—1521) endlich schließt den Kreis humanistisch durchgebildeter Männer, die an der Schule thätig waren. Er war einer der ersten Schüler des alten Hegius und zugleich ein Günstling Langens, durch dessen Empfehlung er aus dem Rectorate der Münsterschule zu Herford im Jahre 1507 als Lector an die Domschule kam.

Von den Lehrern an der Domschule sind ferner noch Joh. Pering und Ludolf Raving zu nennen, welche ebenfalls in mehr oder minder naher Beziehung zu Hegius standen.

Mit aufopfernder Thätigkeit blieb der Schule ihr edler Begründer Rudolf von Langen zur Seite. Seine ausgezeichnete Bibliothek stellte er den Lehrern zum freien Gebrauch offen und unterhielt mit ihnen den regsten Verkehr. In seinem Hause trafen sich, um auf dem Gebiete des Wissens, der Erfahrungen und Grundsätze Austausch zu halten, abgesehen von den vorerwähnten, noch andere in Münster weilende Gelehrte, z. B. die damals als Humanisten hochgeehrten Fraterherrn Johannes Veghe und Jakobus Montanus. Gern ging er all diesen Freunden, unter denen namentlich auch die mathematischen Wissenschaften z. B. in dem Typographen Diedrich Tzwyfel Vertretung hatten, bei ihren Studien, bei ihrer Amtsführung und ihren litterarischen Arbeiten mit Rath und That an die Hand, ohne dabei seine Würde in Uebergewicht zu bringen, sondern suchte vielmehr durch biedere Einfachheit, Bescheidenheit und wahre Humanität ihre Liebe und ihr Vertrauen zu gewinnen.

Damals wurde Münster von diesem humanistischen Kreise als die Metropole Westfalens und die Zierde des westfälischen Volkes gepriesen. Murmelius, unstreitig einer der bedeutendsten dieser Männer, widmete der Stadt eine lateinische Ode in 40 saphischen Strophen als einen rühmenden Lobgesang, wie er Münster niemals wieder zu Theil geworden ist. Er preist den Stolz und den Reichthum Münsters in dem Schatz einer Bürgerschaft, die im Kampfe zäh, besonnen im Glück sei; nirgends schmücke der Liebreiz strahlender Anmuth holdere Mädchen als hier, wo Frommsinn wohne, Andacht und häuslicher Segen: deshalb rage das Bürgerhaus hoch, doch höher der Thurmschmuck prächtiger Tempel und in der Vielzahl der

Wetteifer der ersten und besten Schöpfung verhängnißvoll sei. Reibereien und gelehrte Zänkereien unter den Lehrern verbitterten diesen das Lehramt und drückten den Zuzug und Verkehr der studirenden Jugend wieder zurück. So ging die Anstalt, ein Muster für die damaligen Schulen, rasch zurück, und zwar in demselben Grade als die geistige Regsamkeit und Thätigkeit ihres betagten Gründers abnahm, und allmählig die kräftige Stütze fehlte, an die sie gewöhnt war.

Rudolf von Langen starb am 25. December 1519 als 82jähriger Greis. Mit ihm verschwand der Leitstern aus dem schönen Kreise humanistischer Schulung und Bestrebung in Münster. Eine deutsche Natur, ein Typus edelster Westfalenart, einfach, fest und bieder, war er ein gottesfürchtiger Mann, von musterhaftem sittlichen Wandel und bewährter Treue des Charakters, ein Vater und Freund der Bedürftigen in geistiger, wie nicht minder in leiblicher Beziehung. Schön sagt daher seine Grabschrift in dem Kreuzgange des Domes zu Münster:

Inclytus in nostro dum vixit Langius orbe,
Praesidium doctis, pauperibusque salus.
Mox ubi sustulerant tantum decus invita Fata,
Luctus erat doctis, pauperibusque fames.

Als der treffliche Lange in unserm Kreise noch weilte,
Fanden Gelehrte Schutz, wurde der Arme gepflegt.
Jetzt wo diese Zier uns geraubt ein neidisches Schicksal,
Sind die Gelehrten verwaist, fehlt es den Armen an Brod.

Ihn reihte Münster seinen verdienstvollen Männern an in dem Bilderkreise auf seinem Stadthause. Und in der That kein anderer fand sich nach seinem Heimgange geneigt und geschickt, seine Stelle zu ersetzen. Das hatte Münster für lange Zeit zu erfahren!

Nach Vertreibung der Wiedertäufer wurde zwar das alte Domgymnasium wieder hergestellt. Dasselbe entfaltete, wie ja alle Kräfte sich neu wieder belebten, verhältnißmäßig eine frische Thätigkeit. Es hatte gelehrte und fleißige Rektoren, wie Johann von Elen und Hermann von Kerßenbrock, der Verfasser der Geschichte der Wiedertäufer. Allein des letztern öffentliche Zänkereien mit der Stadtobrigkeit, welche sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts an die Herausgabe seiner Schriften knüpften, bekundeten doch ein Mißkennen der Aufgabe der Schule und konnte zum Leben und

Gedeihen derselben nicht beitragen. Dazu kam, daß das alte Lokal der früheren Domschule auf dem Horsteberge ungeeignet, eng, ungelegen und schlecht war. Da gab der hochverdiente Domherr Gottfried von Raesfeld der Schule einen neuen Aufschwung. Auch in Paderborn im Besitze einer Dompräbende, sorgte er dafür, daß von dem dort bereits bestehenden Ordenshause an Münster Jesuiten abgegeben wurden. Diese fanden bei ihrer Ankunft in Münster Raesfeld, der im Oktober 1587 starb, zwar schon dem Tode nahe. Aber in seinen letztwilligen Bestimmungen sorgte er für die Verwirklichung seines Zeitlebens gehegten Planes, nämlich die Studienanstalten Münsters, insbesondere das Domgymnasium wieder herzustellen und fest zu gründen. 18 000 Reichsthaler — ein für damalige Verhältnisse ganz enormes Capital — wurde zu diesem Zwecke bestimmt und sollte noch ein zweites Mal einen besonderen und raschen Aufschwung der Schule herbeiführen.

Schon im Jahre 1593 erhob sich neben einem neuerbauten Gotteshause und dem Jesuiten-Colleg in Münster das neue Gymnasium und der Fürstbischof Ernst von Baiern handelte im Sinne Gottfried von Raesfelds, des Wohlthäters dieser Anstalt, wenn er dieselbe mit allen Einkünften den Jesuiten unterstellte. Alsbald zeigte sich, wie sehr dadurch gleichzeitig für das Beste der Schule gesorgt war. Die Lehrmittel wurden vermehrt. Neben den bisherigen fünf Lehrern für die Humaniora wurden sofort noch drei andere für die griechische Sprache und die Erklärung der Reden und Briefe des Cicero angestellt und bald auch sogar philosophische und theologische Vorlesungen gehalten. Erfrischt und verjüngt gleichsam zog das so umgestaltete Gymnasium die Schüler an. Die Jesuiten begannen den Unterricht zuerst mit 300 Schülern, aber schon im ersten Jahre stieg diese Zahl bereits auf 600, im zweiten auf 900, im Jahre 1592 auf über 1100, kurz vor Ausbruch des 30jährigen Krieges aber gar auf 1300. Und doch fiel diese neue Blüthe des Gymnasiums in eine höchst schreckliche Zeit bürgerlicher Zwietracht und mancherlei Elends. Denn in den letzten 20 Jahren des 16. Jahrhunderts wetteiferten Pest und Krieg die Leiden Westfalens voll zu machen. Die Pest raffte, in Zwischenräumen von 2—3 Jahren immer wiederkehrend, Tausende hin, der Krieg aber wurde in den benachbarten Niederlanden zwischen Engländern und Spaniern geführt und verbreitete sich von da aus über Westfalen, welches, theilweise ohne Wehr und Vertheidigung den Raubzügen beider Nationen

preisgegeben, fast ärger zertreten wurde als der eigentliche Kriegsschauplatz. Dann folgten bald die Schrecken des 30jährigen Krieges.

Aber trotz alledem konnten, wie zu Emmerich, die Patres in ihren Jahresberichten verzeichnen, daß protestantische Schüler aus Bremen, Lübeck und aus Preußen, besonders aber auch aus Holland am Unterrichte theilnahmen. Im Jahre 1603 trafen aus der Stadt Oldenzeel in den Nierderlanden nicht weniger als 15 Zöglinge ein.

Die Blüthe des münsterschen sog. Paulinischen Gymnasiums, welches mit dem Ende dieses Jahrhunderts sein 1100jähriges Bestehen feiert, weckte in weiteren Kreise wiederum das Interesse für Bildung und Wissenschaft, die Liebe zur studierenden Jugend. Dieses bekunden die vielen Stipendien und größere Stiftungen, welche zur Förderung der Studien seit jener Zeit in Münster errichtet wurden. Unter ihnen verdient das Collegeium Dettenianum erwähnt zu werden, das von dem frommen und gelehrten Stiftsherrn am alten Dom Johann von Detten und seinen beiden Geschwistern Gesa und Heinrich gegründet, Studirenden aus der Familie, welche in einem Hause unter Aufsicht und Leitung eines geistlichen Rektors wohnen sollten, das Studium zu erleichtern bestimmt war. Die in der Stiftungsurkunde enthaltenen Statuten dieser Anstalt wurden stillschweigend oder ausdrücklich maßgebend und wirksam für zwei ganz ähnliche im Laufe der spätern Zeit entstandene Collegien, nämlich für das vom Bischof Christof Bernard gegründete adlige oder s. g. Galensche Convict mit dem Zwecke jungen katholischen Edelleuten Deutschlands eine gründliche religiöse und wissenschaftliche Bildung zu sichern, und das im Anfange des 18. Jahrhunderts sich anreihende Collegium Heerdenianum, gegründet vom Dechanten Joh. Herm. Heerde.

Neben dem Gymnasium hob sich in nicht minderer Frische ebenfalls unter Leitung der Jesuiten die bereits erwähnte, damit verbundene philosophisch-theologische Lehranstalt. Wesentlich für sie war, daß der Fürstbischof Ferdinand durch eine Bulle des Papstes Urban VIII. vom 8. September 1629 es auswirkte, daß dieses Institut den deutschen Universitäten gleich gestellt wurde und die Würde eines Baccalaureus, Licenciaten und Magisters ertheilen durfte. Als dann im Jahre 1630 die münsterschen Landstände für eine juristische und medizinische Facultät 20 000 Mark bewilligten, verlieh Kaiser

Ferdinand II. unter dem 21. Mai 1631 das Privilegium für die neue Universität.

Trat diese Hochschule in Folge der traurigen kriegerischen Zeitverhältnisse auch erst später in Thätigkeit, so schien damit doch für die Zukunft der Glanz und Gipfelpunkt regen wissenschaftlichen Strebens und Arbeitens näher gerückt und für Münster und das Münsterland, ja für das ganze nordwestliche Deutschland ein Centrum katholischer Wissenschaft angebahnt. Die fortwährenden schweren Kriegsunruhen machten aber die Ausführung unmöglich und auch heute noch besteht neben dem 1100jährigen Gymnasium zu Münster nur eine Academie.

Zum Andenken

an

Alfred Stolberg

des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn.

Von **Melchior von Diepenbrock.**

Consummatus in brevi explevit tempora multa; placita enim erat Deo anima illius.

Sap. IV, 13. 14.

Alfred Ferdinand Graf zu Stolberg, der würdige Sohn des edlen Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, ist zu Eutin am 13. August 1800 geboren. Kurz vorher, am Pfingstfeste den 1. Juni, hatten seine Eltern in die Hände des ehrwürdigen Overberg in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt. Bekanntlich hat dieser Schritt ihren ehemaligen Freund J. H. Voß in einen erbitterten Feind verkehrt. Gerade Alfreds Geburt veranlaßte den Schluß ihres langjährigen freundschaftlichen Briefwechsels. Stolberg hatte nämlich seinem Jugendfreunde dieses Familienereigniß mitgetheilt und erhielt von Voß die kurze Antwort: „Halte den nicht für Unfreund, der seitwärts geht, weil er nicht helfen kann. Segen dem Geborenen!“ Darauf erwiederte Stolberg: „Dieses Wort von Ihnen, vielleicht Ihr letztes an mich in dieser Welt, war ein freundliches. Es ging nicht verloren. Herzlichen Dank und Gottes Segen über Sie, über die liebe Erneſtine (Voßens Frau) und alle Ihrigen.“[1]) In der That war es das letzte freundliche Wort.

Von diesem Stolbergschen Sproßen hat kein geringerer als Melchior Freiherr von Diepenbrock, damals Secretär des Bischofs Sailer von Regensburg, eine Characteristik gezeichnet, die es wohl verdient, sowohl des Verfassers als des Inhaltes wegen, der Vergessenheit entzogen zu werden.

Der Herausgeber.

[1]) Hellinghaus, Briefe Fr. Leop. Grafen zu Stolberg u. d. Seinigen an J. H. Voß. Münster 1891 S. 296.

Vorwort.

Dieser ursprünglich als Brief an einen Freund geschriebene Aufsatz ward von Mehreren, die ihn lasen, als geeignet befunden, eine allgemeine Teilnahme zu erregen, und ihrem Wunsche gemäß ward er mit einigen Erweiterungen gedruckt, um zunächst der edlen Familie und den zahlreichen Freunden dessen, von dem er redet, als Erinnerung an ihn zu dienen, der so viele schöne Hoffnungen mit in sein so frühes und so fernes Grab nahm

M. von Diepenbrock.

Ihrem Wunsche, werther Freund! von dem Grafen Alfred Stolberg Näheres zu vernehmen, entspreche ich gern, indem ich Ihnen von seinem hiesigen Aufenthalte, von dem, was ich an ihm erkannt und mit ihm erlebt, und was ich über sein späteres beklagenswertes Schicksal erfahren, folgenden einfachen und getreuen Bericht erstatte.

Im Herbste 1833 kam Graf Alfred Stolberg von Rom, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, nach Regensburg. Ich lernte ihn gleich in den ersten Tagen bei dem hochwürdigsten Herrn Bischof, an den er empfohlen war, kennen und freute mich dieser Bekanntschaft schon um des Namens seines Vaters willen. Er äußerte den Wunsch und die Absicht, hier ganz still und zurückgezogen zu leben und seine, seit längerer Zeit begonnenen ernsten religiösen Studien fortzusetzen. Man bot ihm als zu diesem Zwecke vorzüglich geeignet, die Wohnung im Klerikal-Seminare an, wo er, gegen eine angemessene Vergütung auch volle Verpflegung und zugleich in der Seminarbibliothek die nötigen wissenschaftlichen Hülfsmittel finden könne. Er nahm dieses Anerbieten dankbar an, machte aber davon auf eine Weise Gebrauch, die von dem Ernste seiner Gesinnung gleich ein auffallendes Zeugnis gab; denn sobald er in das Seminar eingezogen war, betrachtete er sich als einen Zögling desselben, unterwarf sich genau der vorgeschriebenen Hausordnung, wollte sogar Schlaf- and Studirsaal mit den übrigen Alumnen teilen, und es bedurfte ernstlichen Zuredens, daß er das für ihn bereitete, leerstehende besondere Zimmer und den Platz an dem Tische der Vorstände annahm.

„Alle Uebungen des Seminars — dies sind die eigenen Worte des würdigen Seminardirektors Gallus Schwab — machte er mit, als wäre er auf's Strengste dazu verbunden. Bei dem gemeinschaftlichen Gebete und den Vorlesungen war er der Andächtigste und Aufmerksamste im Hause. In Speise und Trank war er sehr mäßig, und es war deutlich zu sehen, wie männlich er sich überhaupt, besonders zur Fastenzeit abtötete; denn sein starker gesunder Leib hatte auch gesunden Appetit, und es war zu verwundern, wie er bei so Wenigem, das er genaß, so gesund und stark bleiben konnte. Er nahm fast nie ein Frühstück und trank bei jeder Mahlzeit nur $^1/_4$ Liter Bier. In den Freistunden beschäftigte er sich unermüdet in den löblichsten Uebungen; nur einige Male die Woche erlaubte er sich einen Besuch bei Freund Diepenbrock. Darin und in einigen Spaziergängen, die er einsam machte, bestand seine ganze Erheiterung. Er war einige Monate im Seminar, ohne mir Gelegenheit zu geben, seine Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse zu bemerken. Ich glaubte an ihm nichts zu finden, als einen ernsten Christen, dessen Bußeifer gemildert zu werden nötig hätte. Er beichtete alle acht Tage und ließ sich nach der Ordnung des Hauses mit den übrigen Seminaristen die heilige Kommunion reichen."

Wenn ich Ihnen zu diesen einfachen, aber vielsagenden Worten nun noch eine kurze Beschreibung seiner äußeren Persönlichkeit hinzufüge, so sehen Sie ihn vor sich, wie er hier als schlichter Seminarist unter uns wandelte. Er war ungefähr 34 Jahre alt, — geboren den 13. August 1800 aus der zweiten Ehe seines sel. Vaters mit der Gräfin Sophie von Redern zu Königsbrück —, von mittlerer Größe, kräftigem Wuchs, breitschulterig mit stark gewölbter Brust; das blonde Haar kraus und dicht; große blaue Augen; seine ganze Gestalt, der Ausdruck ungeschwächter deutscher Kraft und Festigkeit, hätte als das Bild eines alten Germanen nach Tacitus gelten können. In seinen Zügen, besonders um die Augen, war die Aehnlichkeit mit seinem Vater selbst nach dessen Bildnis nicht zu verkennen; gewöhnlich lag ein hoher Ernst darin; wenn er aber lächelte, hatte er den Ausdruck der anmutigsten Freundlichkeit und Treuherzigkeit und aus seinem schönen Auge blickte seine ganze schöne Seele; es that einem wohl hineinzuschauen, wie in eine reiche innere Welt. Beim ersten Erscheinen hatte er etwas Scheues, Zurückhaltendes, nicht aus Mangel an Welterfahrung, sondern eher als Frucht derselben; auch redete er gewöhnlich nicht viel und nicht fließend, sondern eher etwas anstoßend; denn da er

nur Gedachtes redete, so konnte die Zunge dem Drange der Gedanken oft nicht schnell genug folgen, und er stotterte dann fast. Wenn er aber warm und begeistert wurde, was in ernsteren Dingen, wo er oft großartige Ansichten zu entwickeln, nicht selten eigentümliche zu verteidigen hatte, leicht begegnete, dann ward seine Zunge auf einmal wie gelöst, und seine Rede ergoß sich in mächtigem Strome.

In seiner Kleidung war er höchst einfach, fast nachlässig, doch immer reinlich; er fügte sich hier nach der landesüblichen Tracht der Weltgeistlichen; dem Ansehen nach hielt man ihn für einen Kaplan vom Lande, niemand hätte einen Grafen Stolberg in ihm vermutet; seine Bescheidenheit verhüllte seinen Stand sowohl als seinen inneren geistigen Reichtum. Leicht mochte er daher auch bei oberflächlicher Beurteilung verkannt werden.

Da es gar nicht seine Art war, sich schnell in Vertraulichkeit einzulassen, so wurde ich nur allmählich mit ihm näher bekannt. Schon aus Achtung für seine Familie machte es mir Freude, ihm kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Bald aber kamen wir uns näher und freuten uns, wenn wir uns auf dem Spaziergange trafen; und einige Male die Woche besuchte er mich in den Nachmittagsstunden und trank dann nach norddeutscher Sitte eine Tasse Thee mit meinem Vater und mir. Zuweilen kamen noch einige andere Freunde hinzu, darunter auch ein wohldenkender Mann seines Standes, der Graf Leopold Fugger, den er als einen Universitätsfreund von Heidelberg her kannte und ihn hier wiederzufinden sich freute. Das Gespräch wandte sich dann meistens ganz absichtslos auf ernste Dinge; es bedurfte jedoch einer Anregung, gleichsam einiger Friction, um ihn aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus und zum Sprechen zu bringen; dann hatten wir aber auch Gelegenheit, uns über den Umfang und die Gediegenheit seiner Kenntnisse, die Klarheit, Tiefe und Consequenz seines Denkens, den Ernst und Adel seiner Gesinnung zu wundern. Er war viel gereist, hatte fast alle Länder und Hauptstädte Europa's besucht und dort in den höheren Kreisen gelebt, hatte viele bedeutende Männer kennen gelernt und überall einen aufmerksamen Blick um sich geworfen, und es war höchst interessant, seine Bemerkungen und Urteile über die Menschen und Verhältnisse zu hören. Er sprach jedoch nie davon, als wenn man ihm die unmittelbarste Veranlassung dazu nahe legte, und dann immer mit großer Bescheidenheit und Billigkeit.

Noch viel merkwürdiger aber waren mir die Zwiegespräche, die ich im Verlaufe seines halbjährigen hiesigen Aufenthaltes, und zwar gegen das Ende hin immer vertraulicher, mit ihm hatte. Darin lernte ich sein innerstes Wesen erst recht kennen, und ich muß es aufrichtig gestehen, daß mir unter den vielen trefflichen Menschen, welche ich kennen zu lernen das Glück hatte, wenige vorgekommen sind von so tüchtigem, gesundem innerm Kern, noch wenigere von so reinem, ernstem Streben, wie Alfred Stolberg.

Vor allem war er ein Christ in der vollsten Bedeutung des Wortes. Das Christentum war ihm das Höchste, das Eine und All, der Mittelpunkt, auf den er alles bezog, das Licht, in dem er alles beschaute, das ihm alle die großen Rätsel der Welt, der Menschheit, der Geschichte und seines eigenen Daseins löste. Sein ganzes Wesen, sein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, war vom Christenthum nicht blos tingirt, sondern innigst durchdrungen; in Christus und für Christus zu leben, das war sein Beruf, sein Ziel, sein Streben.

Mit derselben festen, lebendigen Ueberzeugung war er Katholik; denn weil ihm das Christentum nicht bloß geoffenbarte Lehre, geschriebenes Wort, sondern göttliche That, lebendig fortwirkende Anstalt zur Erlösung und Heiligung des Menschengeschlechts war, so konnte er es nicht trennen von seiner notwendigen äußeren Erscheinung, seiner Einverleibung und Verleiblichung in der Menschheit, und das war ihm die katholische Kirche. „Wenn der unsichtbare Gott sich durch die plastische Weltschöpfung geoffenbart hat, sollte der erscheinende Gott, der sichtbar, der menschgewordene eine unsichtbare Kirche, seinen Leib, sich gebildet haben? Nein, kein Christentum ohne Kirche, keine Kirche ohne Einheit, keine Einheit ohne Mittelpunkt, und dies alles nicht ohne bleibende Wahrheit, ohne Untrüglichkeit, ohne fortwährenden göttlichen Beistand, ohne heiligen Geist. Hätte die von Christus gestiftete Eine Kirche jemals aufgehört, die wahre zu sein, wäre der heilige Geist je von ihr gewichen, so wäre das Christentum selbst eine Leiche gewesen, und keine menschliche Kraft hätte es wieder zu beleben vermocht; die Menschheit hätte einer neuen Erlösung bedurft. Die Bibel selbst wäre dann nur die hieroglyphische Grabschrift, die Papyruswindeln einer Mumie geblieben, über deren rätselhaften Inhalt und seltsame Bedeutung man sich wie über die der egyptischen gestritten hätte; wie dies ja jetzt schon wirklich von denen vielfältig geschieht, welche

die in der Kirche lebendig sich fortpflanzende göttliche Wahrheit leugnen." Dies waren die Angelpunkte seiner katholischen Ueberzeugung, wie er sie mir oft ausgesprochen. Deshalb hing er auch an der Kirche mit jener kindlichen Treue, mit jenem tiefen Lebensbewußtsein, das sich durch keine Aergernisse, durch keine zufälligen menschlichen Verunstaltungen irre oder wankend machen ließ.

Aber nicht auf leichtem ebenem Wege war er zu dieser Höhe religiöser Anschauung gelangt. Wie sorgfältig auch seine Erziehung und Jugendbildung betrieben worden, sie hatte seinen kräftig strebenden Geist in späteren Jahren nicht vor Zweifeln bewahren können, und er war der Gährung, welche reichbegabte Naturen unter dem Einfluß freierer Studien und jugendlichen Uebermutes entweder klärend oder verderbend zu ergreifen pflegt, nicht entgangen; er hatte schwere Kämpfe durchzukämpfen gehabt. Allein das gute Princip hatte endlich in ihm gesiegt; auf die Gebete seiner frommen Mutter und seines verklärten Vaters hatte die Gnade ihn heimgeholt aus allen Irrwegen, und von da an — es mochten etwa vier Jahre her sein —, wo er den Schatz im Acker, die köstliche Perle des Evangeliums gläubig wiedergefunden, hatte er denn auch alles andere dahingegeben, um ihrer ganz habhaft zu werden. Er hatte sich von da an mit aller Kraft seines Geistes auf biblische und theologische Studien verlegt, nicht um der Kenntnisse, sondern um der Erkenntnis willen, hatte die Kirchenväter, unter denen ihn Augustinus und Chrysostomus vorzüglich anzogen, und daneben auch die neueren und neuesten wichtigeren theologischen Werke, auch die der Protestanten, fleißig und mit prüfendem Blicke gelesen, und so neben lichter Erkenntnis zugleich einen Schatz von positivem theologischem Wissen sich erworben, der ihn befähigt hätte, in den wichtigsten theologischen Disciplinen eine Lehrstelle zu übernehmen.

Noch während seines hiesigen Aufenthaltes hat er mehrere Bücher des alten Testaments und die meisten des neuen aus den Ursprachen zu seinem Gebrauche übersetzt, um sich, — wie er mir sagte — Geist und Inhalt derselben tiefer einzuprägen; schon in Heidelberg hatte er sich, wie mir Graf Fugger erzählte, neben seinen anderen Studien viel mit den orientalischen Sprachen beschäftigt; zugleich hat er sich eine Menge wichtiger Auszüge aus griechischen und lateinischen Vätern gemacht, und überdies mehrere andere Aufsätze, Recensionen und dergleichen verfaßt und alle Meditationen, wozu der Stoff im Seminare täglich aufgegeben wird, ausführlich

niedergeschrieben; denn er arbeitete mit einem eisernen Fleiße, den seine kräftige geistige und körperliche Gesundheit unterstützte.

Aus der so gewonnenen lichten Erkenntnis religiöser Dinge, vereint mit dem schönen Ebenmaß seiner reichen geistigen Kräfte, ging denn wohl auch die seltene Nüchternheit des Urteils hervor, die ihn bei seiner hohen Begeisterung für die katholische Kirche in Beurteilung kirchlicher Verhältnisse, Zustände und Bestrebungen nie verließ, und dies war mir ein besonders werter und merkwürdiger Zug in seinem Character. Bei seinem glühenden Eifer für die Sache Gottes und der Kirche war er doch allem unlauteren Parteiwesen, allem falschen Zelotismus, der mehr auf die Heiligkeit des Zwecks, als der Mittel sieht, kurz allem pharisäischen und herodianischen Treiben von Grund der Seele feind; er erkannte darin die tiefste Erniedrigung, das Verderben der heiligen Sache selbst. Seine zarte Gewissenhaftigkeit und treue Wahrheitsliebe empörte sich gegen jene geistige Alchymisterei, die aus zusammengerührtem schlechtem Metall menschlicher Leidenschaften und Interessen edles Gold für die Ehre Gottes und den Dienst der Kirche zu gewinnen meint. Er sprach von solchen Tendenzen, deren unsere Tage leider mehrere hervortreten sahen, immer mit tiefem Schmerz, selbst mit Erbitterung. „Nicht durch menschliche Künste und Politik, nicht durch Despotismus oder Demagogie kann das Reich Gottes gefördert werden, sondern nur dadurch, daß alle Glieder und vorzüglich die Diener der Kirche sich ihrer Mutter würdig zeigen, jeder auf seiner Stelle seine Pflicht erkenne und sie handelnd treu erfülle und zugleich durch Streben nach Heiligung der Wirkung Gottes in sich und durch sich auf andere Raum gebe;" das war seine Ueberzeugung. Inwiefern sein letzter Entschluß der ihm das Leben kostete, hiermit vereinbar sei, mag aus dem weiter Folgenden sich erklären.

Das war in allgemeinen Zügen Alfred Stolberg's Character als katholischer Christ. Es war aber noch etwas in ihm, was ich und seine Freunde mit Freude an ihm erkannten: seine echt deutsche vaterländische Gesinnung. Wie seine äußere Gestalt, so war sein ganzes Wesen deutsch durch und durch, bis auf's Mark der Knochen, jedoch, wie in allem anderen, ohne die mindeste Affectation. Er war wie ein gesunder, kerniger deutscher Eichenstamm, der eben nicht anders sein kann, als er ist. Sein Deutschland, sein deutsches Volk ging ihm über alles. Er hatte viele Länder und Völker gesehen, viel Gutes, Treffliches auswärts gefunden; er sprach z. B. mit

großer Anerkennung von der schönen ernsten sittlichen Haltung und Würde in dem Familienleben der Engländer bei aller Rohheit im niedern Volk; von der strengen asketischen Frömmigkeit und der thätigen Nächstenliebe, die er in Frankreich neben aller Freidenkerei und Gottlosigkeit gefunden; von der kindlichen Einfalt und gläubigen Andacht, die er in einem großen Teile des italienischen Volkes neben trugvoller Verschmitztheit und sittlicher Entartung wahrgenommen; aber sein deutsches Volk mit der angeerbten Gemütlichkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe stand ihm ungeachtet seiner Mängel, die er auch nicht verkannte, unvergleichlich höher; es war ihm das Herz der Menschheit und das Haupt dazu. Diese Liebe für sein Volk ging aber nicht, wie es nur zu oft der Fall ist, aus eitler Selbstgefälligkeit, sondern aus der durch geschichtliche Anschauung gewonnenen Ueberzeugung hervor, daß Deutschland auf die Entwicklung des höheren geistigen Lebens der Menschheit einzuwirken vor allen anderen Völkern die Anlage und den Beruf habe; und daß es, um diesen Beruf zu erfüllen, ihn vorerst klar erkennen, in ihm sich selbst zu achten und sich nach außen sittliche Achtung zu verschaffen wissen müsse.

Eine Scene, die wir hier mit ihm erlebten, ist in dieser Hinsicht zu characteristisch, als daß ich sie Ihnen nicht erzählen sollte. Ein sehr gebildeter und wohlgesinnter junger Franzose, der, um deutsche Studien zu machen, sein Vaterland verlassen hatte, war mir durchreisend von Freunden empfohlen worden, damit ich ihm die hiesigen Merkwürdigkeiten zeige. Er hatte von Stolberg, dessen Namen er kannte, gehört und wünschte ihn kennen zu lernen. Ich lud daher beide nebst einigen anderen Freunden zu Tische. Es wurde über mancherlei Alltägliches, dann auch über deutsche und französische Literatur, Art und Sitte gesprochen. Der junge Mann, dem seine Dosis französischer Eitelkeit nicht fehlte, ließ sich allmählich beigehen, die Parallele zwischen Deutschland und Frankreich auf seine Art in eine Angriffsparallele hinüberzuziehen. Stolberg sprach anfangs wenig, aber ich merkte, daß er sich ärgerte. Ich suchte ihn in's Gespräch zu bringen; und er fing dann halb scherzend in folgender Weise an: die Franzosen seien, vielleicht ohne es zu wissen, in Beurteilung fremder Völker und Sitten unbillig; sie steckten so tief in ihrer eigenen Haut, daß sie niemals heraus könnten; sie reisten mit der Prätension, daß ihnen überall in ihrer eigenen Sprache begegnet werde; diese Prätension beruhe auf zweifacher Eitelkeit, weil sie sich schämten, eine *fremde* Sprache, und diese *schlecht*

zu sprechen; durch Beibehaltung ihrer eigenen Sprache seien sie aber immer gegen den Fremden im Vorteil, der ihnen, wie geistreich und gebildet er auch sei, und wie Gediegenes er auch rede, doch immer in nachteiligem Licht erscheine, weil er ihre künstlich ausgebildete Sprache und deren stereotype Redensarten mit weniger Gewandtheit zu handhaben wisse. Auch das sei schon ein Beweis von der Gutmütigkeit und Höflichkeit der Deutschen, daß sie dem Fremden in dessen Sprache sogleich entgegen kämen; „und wir selbst hier — sagte er — sind wir nicht gutmütige Thoren, daß wir mit Ihnen, der Sie unsere Sprache verstehen und sie noch besser zu lernen hierherkommen, französisch reden?“ (Der junge Mann wollte nämlich nicht deutsch reden). Er halte es für billig, daß, wer ein fremdes Land kennen lernen und beurtheilen wolle, sich vorerst der Sprache desselben einigermaßen bemächtige, und dann auch so höflich und zuvorkommend sei, mit den Eingebornen die Sprache ihres Landes zu reden. Diese Höflichkeit halte er für wahrhafter und gewinnender, als alle noch so zierlichen Redensarten französischer Politesse. Ueberhaupt aber sei deutsche und französische Höflichkeit — so scheine es ihm — in ihrem Grunde ganz verschieden. Deutsche Höflichkeit sei wahre Hingebung, aufrichtiges Bestreben, dem Andern dienstbar und gefällig zu sein; der Franzose aber sei höflich aus Selbstgefälligkeit, weil Unhöflichkeit ihm übel stehe, ihn selbst herabsetze, Höflichkeit aber zum guten Ton gehöre; französische Höflichkeit denke nur an sich, die deutsche aber vergeße sich über dem Andern. Jedoch wolle er dies nur ganz im Allgemeinen gesagt haben; es gebe auf beiden Seiten gar viele Ausnahmen.

Ich suchte nun das Gespräch auf einen gleichgiltigeren Gegenstand zu lenken und sprach von der Verschiedenheit häuslicher Lebensweise in Deutschland und Frankreich. Aber auch hier konnte der junge Mann seine National-Eitelkeit nicht unterdrücken; obwohl er als Gast an einem deutschen Tische saß, fing er doch an, den französischen Geschmack, die französische Küche u. s. w. über alles zu erheben. Man ließ ihm natürlich hierin sein Recht; als er aber begann auf deutsche Trunkliebe und deutsches Phlegma zu sticheln und endlich den Ausspruch that: „Oh certainement, tant que les Allemands auront de la bière à boire et du tabac à fumer, ils ne feront point de révolution“ (er selbst war eigentlich Legitimist)[1]), da ward es Stolberg zu arg; seine Stirn runzelte sich,

[1]) Anhänger der älteren Bourbonenlinie, einer politischen Partei Frankreichs.

seine Augen funkelten, seine Nüstern hoben sich schnaubend, seine Lippen zuckten krampfhaft, er glich einem gereizten Löwen; doch sich schnell fassend, sprach er: „Nein, mein Herr, Sie irren sich, wenn Sie es dem Bier und Tabak zuschreiben, daß Deutschland sich noch mit keiner glorreichen Revolution besudelt hat. Wohl mögen Bier und Tabak narkotische Mittel sein; aber in den Jahren 1813, 14 und 15 haben sie diese Wirkung bei den Deutschen doch nicht gezeigt. Was Deutschland vor einer Revolution bewahrt und hoffentlich für immer bewahren wird, das ist die Gewissenhaftigkeit, die Treue, die Besonnenheit und Biederkeit des deutschen Volkes. Selbst der Liberalismus, der hin und wieder in demselben Wurzel gefaßt hat, ist als deutscher Liberalismus ganz anderer Art, als was Ihr so nennt. Ich rede nicht von jener Tollwut, welche die französische Propaganda schlechtem, characterlosem deutschem Gesindel eingeimpft hat, und die wohl ein einzelnes meuchelmörderisches Attentat, nie aber eine allgemeine Aufregung in Deutschland hervorzubringen vermag. Der deutsche Liberalismus ist als solcher die Frucht des Gedankens, der Speculation, nicht, wie bei Euch, die Frucht persönlicher Eitelkeit und Leidenschaft; er beruht auf Grundsätzen und geht von Grundsätzen aus. Ob diese wahr oder falsch seien, das beurteile ich jetzt nicht; aber Prinzipien, Ideen, nicht bloße Namen sind es, die den deutschen Liberalen bewegen. Und eben deshalb, weil jeder mit Bewußtsein, mit Konsequenz und mit Redlichkeit seine eigene Idee verfolgt, und sie nicht leichtsinnig aufgibt, um der nächsten besten, welche Erfolg verspricht, zu huldigen, nur um dem unerkannten Ziele allgemeiner Umwälzung blindlings und bewußtlos entgegen zu taumeln, deshalb und weil der Deutsche noch an die deutsche Redlichkeit seiner Fürsten zu glauben Grund hat, deshalb wird eine Revolution in Deutschland nicht zustande kommen."

Dies und ähnliches sprach er mit so warmer Ueberzeugung, in so festem, entschiedenem und überlegenem Ton und in so gewählten französischen Ausdrücken, das wir alle höchlich davon überrascht waren; und noch jetzt sagen alle, die dabei gegenwärtig gewesen, daß dieser Auftritt ihnen unvergeßlich bleibe. Der Franzose schwieg, er hatte nun Alfred Stolberg kennen gelernt.

Nach Tisch, als der Fremde sich entfernt, Stolberg sich freundlich-versöhnlich von ihm verabschiedet hatte, und wir allein waren, entschuldigte sich dieser fast beschämt über seine Heftigkeit; aber er könne, sagte er, solch eitles, anmaßendes Urteil der Fremden über

Deutschland nicht mit kaltem Blute anhören; nur bedaure er, daß er durch sein Auffahren die Gastfreundschaft gegen den sonst so wohldenkenden Fremden verletzt habe. Ich beruhigte ihn darüber und sagte ihm, da jener ja eben reise, um deutsches Land und deutsche Art kennen zu lernen, so sei er, wie man zu sagen pflege, gerade vor die rechte Schmiede gekommen und könne nun davon erzählen.

Als Christ und als Deutscher, wie er beides mit ganzer Seele war, fühlte er nichts so schmerzlich, als den unseligen Zwiespalt, der durch die Glaubenstrennung in das deutsche Volk gekommen. Oft redete er mit mir davon. „Ach, wäre unser Volk in dem Höchsten und Heiligsten Eins, wie ganz anders würde es dastehen. Nun ist es ein in Wurzeln und Stamm zersplitterter Baum, der einen großen Teil seiner besten Kräfte und Säfte durch den offenen Riß verliert," so sprach er oft mit tiefer Wehmut; es war ihm ein Riß in sein eignes Herz. Doch verkannte er auch nicht die wohlthätigen Folgen, die durch Gottes Fügung aus jenem traurigen Ereigniß mittelbar hervorgegangen, und er hegte die Hoffnung auf eine, wenn auch ferne Zukunft, wo deutsche Gründlichkeit und Wahrheitsliebe den Schaden unter Gottes Hand wieder heilen würde. Dabei bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß er, der so viele edle Menschen unter den Protestanten und selbst in seiner eigenen Familie kannte, von persönlicher Intoleranz, von Mißkennung fremder Tugend wegen fremder Ueberzeugung weit entfernt war; er wußte nach dem Beispiele seines großen Vaters, der ihm auch dieses schöne Erbteil hinterlassen hatte, katholischen, alles Wahre umfassenden Glauben mit katholischer, alles Gute umfassender Liebe zu vereinigen, ohne dabei seiner streng kirchlichen Ueberzeugung das mindeste zu vergeben.

Ich muß nun, der Wahrheit getreu, eine Seite von ihm berühren, die mir selbst höchst schmerzlich ist, und die es ihm noch viel mehr war, und an die auch die Veranlassung zur traurigen Katastrophe seines Untergangs sich knüpft. So klar ihm nämlich im Lichte religiöser Erkenntnis die ganze objective Welt geworden war, so wenig war er in subjectiver Hinsicht mit sich selbst im Reinen. Nicht bloß, daß er von jener Höhe christlicher Vollkommenheit, deren Erreichung er als die Aufgabe seines Lebens erkannte, sich immer noch so fern fühlte, — denn sein eifriges Ringen darnach, wovon selbst sein Gewissensfreund so rührendes Zeugnis gibt, und Vertrauen auf die göttliche Gnade und Erbarmung hätte ihn

darüber beruhigen können, — vielmehr die Unentschiedenheit über seinen Beruf, das war es, was ihn fortwährend beunruhigte und ihm die heißesten Kämpfe verursachte.

Dies ist jedoch nicht von der Berufswahl im allgemeinen Sinne zu verstehen, als habe er etwa unentschieden geschwankt zwischen den verschiedenen Laufbahnen, die einem jungen Manne seines Standes und seiner Bildung in der Welt offen stehen. Nein, darüber war er hinaus; mit der Welt und allem, was sie ihm bieten konnte, hatte er sich abgefunden; eine Carriere zu machen, ein häusliches Familienglück sich zu gründen, darauf hatte er ein für alle Mal verzichtet; er hatte selbst eine bereits begonnene ehrenvolle Carriere freiwillig wieder aufgegeben; er wollte nur Gott dienen, nur für Gottes Reich wirken; darüber hat er sich nicht bloß gegen mich, sondern auch gegen den Herrn Bischof und gegen seinen Gewissensfreund ganz entschieden erklärt: er habe Gott gelobt, lebenslänglich das Cölibat zu halten und sich und das Seine, was ihm Gott anvertraut, — er besaß ein zur vollen Unabhängkeit hinreichendes eigenes Vermögen — zu seinem und seiner Kirche Dienst zu verwenden. Allein über die Art und Weise konnte er mit sich nicht einig werden und das beängstigte ihn unaufhörlich. Es lag in ihm der unwiderstehliche Drang zu handeln, zu wirken; das unbewußte Gefühl der reichen Kräfte, die in ihm schlummerten, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; er war gleichsam imprägnirt von lebendiger Thatkraft und kreißte in steten Geburtswehen eines Entschlusses, eines Wirkens, dem er keinen Namen zu geben, keine Bahn anzuweisen wußte. Wie oft, wenn ich ihn von solcher innern Unruhe bewegt sah und ihn zu beruhigen suchte durch Hinweisung auf seine würdige, den höchsten Studien gewidmete Beschäftigung, sagte er mir: „Ach, was nutzt mir alles Lesen, alles Studiren; das ist kein Leben; das Christentum ist Leben und will Leben; Leben ist Handeln, Wirken; das fehlt mir!“

Nachdem ich einmal seinen entschiedenen Entschluß und sein Verlöbnis, nur Gott und der Kirche zu dienen, kannte, so lag natürlich nichts näher, als die Erwartung, daß er Geistlicher werde, wozu er ohnehin durch seine gründlichen theologischen Kenntnisse vollkommen befähigt war. Aber merkwürdig genug, gerade zu diesem Entschluß konnte er nicht kommen. Nicht als ob er irgend eine Abneigung gegen den geistlichen Stand gefaßt hätte; im Gegenteil, er hatte vielmehr von der erhabenen Würde und den hohen Pflichten

desselben eine so reine Anschauung und seine gründliche Demut fand zwischen sich und dem Ideale des Priesters, wie es ihm vorschwebte, einen so großen Abstand, daß er es für Vermessenheit hielt, denselben überschreiten zu wollen.

Alle Gegenvorstellungen, die ich und andere ihm darüber machten, konnten ihn nicht beruhigen und überzeugen. „Ich fühle mich nicht reif dazu, sagte er, und würde mich versündigen, wenn ich mich so in's Heiligtum eindrängte." Oft klagte er dann darüber, daß es in jetziger Zeit in der Kirche so ganz an Anstalten für solche fehle, die, entschlossen, von der Welt getrennt zu leben und die evangelischen Räte streng zu befolgen, sich doch nicht berufen fänden, gerade Priester zu werden, sondern nur das Bedürfnis fühlten, unter geregelter geistlicher Leitung ihre Kräfte zu nützlichen Dienstleistungen für die Kirche und den Nächsten zu verwenden; er halte dafür, daß die Zahl solcher Menschen größer sei, als man gemeinlich glaube, und daß sie mit dem steigenden Ernst der Zeiten immer noch wachsen würde.

Ohne ihm dies abzusprechen, bemerkte ich ihm dann wohl, daß gerade in so ernster Zeit, wie die unserige, und wo aus verschiedenen Ursachen so manche Unberufene sich in den Priesterstand eindrängten, alle diejenigen, welche mit der entschiedenen Gesinnung, nur für Gott zu leben, die erforderliche wissenschaftliche Befähigung vereinigten, sich dem unmittelbaren Dienste der Kirche nicht entziehen sollten. In ruhigen Zeiten, sagte ich, mag das Schiff der Kirche, von seiner gewöhnlichen Mannschaft bedient, auf stillen Meere dahingleiten, und mag manchen ernsten Pilger mitführen, der auf seinem Verdecke sitzend, für sich die Sonne und die Sterne und die Meereshöhe und die Seekarte studiert und seine Entfernung und allmähliche Annäherung zum ersehnten Lande darnach bemißt. Wenn aber ein Sturm sich erhebt, und das Schiff zwischen Wogen und Klippen dahinschwankend von erschreckter oder unkundiger Mannschaft dem Verderben nahe gebracht wird, dann ist es wohl doch Pflicht eines jeden im Schiffe, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und Kraft in den Muskeln hat, mit zuzugreifen, Hand an's Ruder zu legen und zum Heile des Ganzen mitzuarbeiten.

Er konnte dies nicht in Abrede stellen und sagte: „Ja, mitarbeiten, das möchte ich ja gerne, aber Priester werden, das kann ich nicht, wenigstens jetzt noch nicht."

Lange Zeit trug er sich mit dem Plane, sich der Erziehung armer verwahrloster Knaben anzunehmen und aus seinen Mitteln

eine Anstalt der Art zu gründen und sie ganz selbst zu leiten. Gar oft sprach er hiervon. Ich fand den Gedanken wohl schön, konnte aber nicht umhin, ihm die vielen Schwierigkeiten aller Art und den ungewissen Erfolg vorzustellen. Ein solches Unternehmen, sagte ich ihm, in welchem deutschen Lande Sie es auch beginnen, — und außerhalb Deutschland werden Sie es ohnehin nicht wollen — bringt Sie bei der dermaligen Organisation des Volksschul-, Armen- und Gemeindewesens in Berührungen und Verwicklungen aller Art mit Unter-, Mittel- und Oberbehörden, wodurch die inneren Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten noch vermehrt werden. Die Sache erscheint auffallend, befremdend, weil sie keinen Character, keine ostensible Firma hat; und gerade, daß Sie Graf Stolberg sind, das macht sie noch auffallender. Sind Sie aber ein Geistlicher, dann macht sich so etwas viel leichter; jedermann begreift, daß Sie da ganz in Ihrem Beruf wirken. Ja, Sie bedürfen dann gar keiner solchen Anstalt; Sie brauchen nur als Kaplan, als Pfarrer auf's Land zu gehen, so finden Sie gleich eine ganze Herde Kinder, die ihre Thätigkeit vollauf in Anspruch nimmt. Er mußte mir wohl auch hierin beistimmen; aber alle derlei Vorstellungen wirkten vielleicht das Gegenteil dessen, was sie beabsichtigten, indem sie seine Unentschiedenheit nur vermehrten, anstatt ihn auf den Punkt zu bringen, wo er, wie wir mit Ueberzeugung glaubten, allein volle Beruhigung in angemessener Wirksamkeit finden würde, nämlich durch den wirklichen Eintritt in den Priesterstand.

Sein zaghaftes oder vielmehr demütiges Widerstreben gegen diesen, seiner Lage und Gesinnung so ganz entsprechenden Schritt erscheint allerdings sonderbar; allein eine neue Erscheinung ist es in der Kirche denn doch nicht, da sie in früheren Zeiten bei den größten und heiligsten Männern vielfältig vorkommt. Hat ja der heilige Chrysostomus sein gepriesenes Buch: „vom Priestertum" ganz im selben Sinne geschrieben, welches mich jedoch, beiläufig gesagt, wegen der darin vorwiegenden zu künstlichen Dialektik immer weniger, als seine übrigen herrlichen Schriften angesprochen hat. Unser Freund Stolberg aber, der sich so ganz in den antiken Geist der Väter hineingelebt hatte, mochte durch solche Vorbilder in seiner ehrfurchtsvollen Scheu nicht wenig bestärkt werden.

Doch ließ er sich, als die übrigen Seminaristen bereits die erste höhere Weihe empfangen, die Tonsur geben, die zwar keine geistliche Weihe, aber doch die Vorbereitung dazu ist und den Ton-

furirten schon als Kleriker betrachten läßt, ohne ihn als solchen zu verpflichten. Für ihn war es eine ernste heilige Handlung, worauf er sich durch mehrtägige Andachtsübungen vorbereitete. Er beabsichtigte wohl dabei, seinem Verlöbnis wenigstens das erste kirchliche Siegel aufdrücken zu lassen.

Was ich Ihnen bisher über seinen inneren Gemütszustand gesagt habe, das faßte sein Gewissensfreund, der würdige, in dem tieferen geistlichen Leben wohlerfahrene Herr Seminardirektor G. Schwab, in einem Briefe an seine Mutter, woraus ich Ihnen schon oben eine Stelle mitteilte, in folgenden Worten zusammen: „Daß Alfred die Bahn zur Heiligkeit mit einem Ernste betreten habe, wie mir es von wenigen Menschen bekannt ist, darüber kann ich Ihnen, ohne von dem, was ich aus seinen Beichten weiß, irgend Gebrauch zu machen, Zeugnis geben aus dem, was außer der Beicht zwischen uns nach Gottes Fügung vorgefallen ist.“ Er erzählt dann, wie auch er, nachdem er seine reichen geistigen Gaben erkannt, gewünscht habe, er möchte sich zum priesterlichen Beruf entschließen; wie Stolberg ihm hierauf sein Gott gemachtes Gelübde, aber auch sein Zagen vor jenem Schritte eröffnet habe; und dann schließt er mit den Worten: „Es war ein großer Kampf in seiner Seele; aber er war, so lange ich ihn kannte, allemal für Gott und für das Recht.“

So verlebte er hier ein halbes Jahr, vom Herbste 1833 bis zum folgenden Frühling, allen, die ihn kannten, vorzüglich aber den Seminaristen, die ihn täglich in ihren Vorlesungen und Andachtsübungen pünktlich in ihrer Mitte sahen, ein Muster wahrer Frömmigkeit, Bescheidenheit und Demut. Vorzüglich diese letztere Tugend, die sich in seinem ganzen Wesen ungeheuchelt aussprach, machte auf die Alumnen einen um so tieferen Eindruck, je mehr sie sich dadurch geehrt fühlten, einen Grafen Stolberg in ihrem Kreise zu sehen. In näheren und vertrauteren Umgang hat er sich zwar, so viel ich erfahren, mit keinem derselben eingelassen; denn das lag überhaupt nicht in seiner Art; und die freien Stunden benutzte er ohnehin eifrig zu seinen Studien, so daß sich auch keine Gelegenheit zu größerer Annäherung fand. Aber alle hatten die höchste Achtung für ihn; wie denn auch er mir gestand, daß er während seines ganzen Aufenthalts im Seminar nicht die mindeste Unart oder Unziemlichkeit an den jungen Leuten wahrgenommen, vielmehr eine schöne Zucht und Ordnung, wie er sie nicht leicht anderwärts gefunden, und die ihn zu den erfreulichsten Hoffnungen von ihrem künftigen Wirken

berechtige. Von den Lehrvorträgen des Vorstandes ward er besonders angeregt; er sprach mir oft mit Begeisterung davon und gestand, daß ihm eine so tiefe Erfassung des christlichen Lebens und eine so geistreiche und doch so ganz anspruchslose Darstellung, mit so practischer Anwendung verbunden, noch nicht vorgekommen sei. Er hegte daher auch die innigste Verehrung gegen diesen Mann, wie die späteren Briefe seiner Mutter, der er viel von ihm erzählt hatte, beweisen.

Noch muß ich erwähnen, daß in demselben Flügel des Seminargebäudes nicht weit von ihm ein ehrwürdiger, 82jähriger Jubelpriester, der Herr geistliche Rat Däzl, wohnte, der seit einigen Jahren in unserem Seminar, dessen Wohlthäter er ist, seinen Aufenthalt gewählt hat. Mit diesem liebenswürdigen heitern Greise, der sich in den, dem Zahne des Alters freudig preisgegebenen Ruinen einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit — er war berühmter Universitätslehrer und Schriftsteller in der Mathematik, Astronomie, Forst- und Staatswirtschaft — eine Kapelle kindlich frommen Glaubens und stiller Andacht erhalten hat, wo er, noch immer mit Bearbeitung von Erbauungsschriften nützlich beschäftigt, dem Rufe des Herrn entgegenharrt, — mit ihm war Stolberg bald näher bekannt geworden. Täglich besuchte er ihn, unterhielt sich mit ihm über erbauliche Gegenstände und freute sich, dem lieben Greise eine angenehme Stunde zu bereiten, die es ihm selbst nicht weniger war. Sie liebten sich wie Vater und Sohn, und noch jetzt kann der ehrwürdige Greis, der ihn wahrlich nicht zu überleben dachte, seinen Namen nicht ohne Thränen nennen

Um Ostern vorigen Jahres sagte er mir, seine Mutter und einige seiner Geschwister, die er längere Zeit nicht gesehen, würden auf dem Gute seines Bruders bei Dresden zusammentreffen; es dränge ihn sie dort zu besuchen, und er sei willens hinzureisen. Da ich wußte, wie zärtlich er seine Angehörigen, vor allem seine treffliche Mutter liebte, so ermunterte ich ihn dazu, hoffend, es werde zu seiner Beruhigung dienen. Später erfuhr ich, daß er mit zarter Gewissenhaftigkeit diesen seinen Wunsch seinem Gewissensrate, eigens zu ihm aufs Zimmer kommend, zur Gutheißung oder Verwerfung vorgetragen habe, der sich aber nicht berufen fühlte, letztere auszusprechen. Er bereitete nun alles zu seiner Abreise und nahm am Tage vorher, durch alle Museen gehend, von den Seminaristen herzlichen Abschied, dankte ihnen für die ihm bewiesene Aufmerksamkeit

und Liebe, empfahl sich ihrem frommen Andenken, hoffend, daß er wohl bald wiederkommen werde, und bat sie jedenfalls, daß, wo immer sie ihn je wiederfänden, sie ihn als ihren Freund betrachten möchten. Alle waren tief bewegt und ließen ihm durch eine Deputation aus ihrer Mitte auf seinem Zimmer nochmals ihren Dank und ihre besten Wünsche für sein Wohlergehen ausdrücken. Mehrere derselben haben mir seitdem versichert, daß ihnen, obwohl sie nur in allgemeine Berührung mit ihm gekommen, doch seine Entfernung ungemein schmerzlich gefallen sei; die ersten Tage zumal, da sie in der Kirche, im Hör- und Speisesaal seinen Platz leer gesehen, sei eine allgemeine Trauer unter ihnen gewesen; seine ganze Erscheinung, seine ernste Frömmigkeit, seine Andacht und Demut bleibe ihnen lebenslänglich unvergeßlich.

Auch von seinen übrigen Freunden nahm er männlich-zärtlichen Abschied, dankte gerührt für alle ihm erwiesene Liebe und beteuerte, daß er hier glückliche, unvergeßliche Tage verlebt habe. Mich tröstete die zuverlässige Hoffnung, daß er wiederkommen würde, was er auch versprach, mit dem Beisatze jedoch, ganz gewiß könne er es selbst nicht sagen, es hänge von äußeren Umständen ab; doch wolle er uns schreiben, sobald etwas Entscheidendes mit ihm vorgegangen. Eine Kiste mit Effecten ließ er bei mir stehen. So reiste er am 14. April 1834, begleitet von unseren besten Segenswünschen, von hier nach Sachsen ab und seitdem — haben wir kein Lebenszeichen mehr von ihm vernommen.

Wir erklärten uns sein Stillschweigen dadurch, daß er wohl noch nicht zu einem bestimmten Entschlusse gekommen sei, und eher nicht schreiben wolle. Ich hegte die Hoffnung, ihn vielleicht plötzlich, unerwartet wieder hier ankommen zu sehen. So verging der Sommer und Herbst, ohne daß wir das Mindeste von ihm erfuhren.

Um die Mitte des November jedoch hörte ich zufällig von einem durchreisenden Bekannten, der ihn im Frühsommer in Brünn getroffen, er habe dort die Absicht geäußert, über Wien nach Paris zu gehen, und werde also gegenwärtig wohl in letzterer Stadt sich befinden. Tags darauf lese ich in der Zeitung: „Der junge Graf Stolberg, der Karl V. seit zwei Monaten mit Anstrengung gedient, sei auf der spanischen Grenze an einer Brustentzündung gestorben.“ Wie ein Donnerschlag durchfuhr es mich: Das ist unser Alfred! Einige Freunde wollten es nicht glauben, es sei ihnen undenkbar,

daß der fromme stille Stolberg, der musterhafte Seminarist, dorthin in den Krieg gezogen sei. Gewiß, sagte ich, er ist's; ich habe ihn zu genau gekannt; es steckte in ihm so gut ein Held wie ein Priester, Stoff zu einem Feldherrn wie zu einem Bischof; kernige runde Naturen, wie er, taugen zu allem. O ich fürchte nur zu gewiß, er ist's und kein Anderer. Doch hoffe ich noch, die Nachricht könne übertrieben sein.

Ich muß hier die Bemerkung einschalten, daß nach meiner innersten Ueberzeugung zur Zeit seiner Abreise von hier dieser auffallende Entschluß noch nicht in seiner Seele erwacht war; er hätte ihn im vertrauten Gespräche wenigstens angedeutet; sein Vorsatz, hierher zurückzukommen, war damals gewiß ernstlich gemeint, und dessen Erfüllung ihm selbst wohl nur durch seine tiefere, schon berührte Unentschiedenheit zweifelhaft. Auch hatten wir, veranlaßt durch Zeitungsnachrichten, mehrmals über die spanischen Vorgänge gesprochen, und obwohl er immer die Sache des Don Karlos als die Sache des Rechts betrachtete, so war er doch damals mit der bisherigen Führung derselben keineswegs zufrieden. Den Sieg der Revolution hielt er aber jedenfalls für das größte Unglück Spaniens und glaubte, daß es auf dieser Bahn alle Greuel der französischen Revolution und vielleicht noch ärgere durchmachen müsse. Ihm, der mit derselben tiefen Sehnsucht sich eine ernste würdige Lebensaufgabe suchte, mit der etwa ein anderer in seiner Lage sich die Braut seines Herzes gesucht hätte, ihm konnte es wohl als eine solche erscheinen, daß er durch seinen persönlichen Beitritt zur Verteidigung des legitimen erhaltenden Prinzips nach Kräften dazu mitwirke, ein eigenthümlich-herrliches, von ihm, all seiner Gebrechen ungeachtet, so hoch gestelltes Volk vor den drohenden Greueln des politischen und religiösen Atheismus zu bewahren. Das scheinbar zaghafte Zurückhalten des Don Karlos in Portugal hat sich später aus den Umständen wohl erklärt; und vielleicht hatte Stolberg, seitdem noch aus besonderen Quellen nähere Nachrichten über des Königs Lage und Gesinnung erhalten, die ihm die karlistische Sache in noch schönerem idealem Lichte zeigten, den ritterlichen Geist in ihm erweckten und der in ihm schlummernden Thatkraft nun auf einmal eine freie Bahn öffneten, die er so lange vergebens gesucht hatte, und in die er sich nun auch ganz mit demselben Geiste hineinwarf, der ursprünglich die geistlichen Ritterorden hervorrief und beseelte, als Schirmer der Kirche und Verteidiger des unterdrückten Rechtes. Mag man nun über die Sache denken, wie man will, so wird man

doch dieser, von allem selbstsüchtigen Interesse reinen, sich hinopfernden Begeisterung für eine erhabene Idee seine Anerkennung nicht versagen können, und die sittliche Wagschale wird nicht schwanken zwischen einem solchen heutzutage seltenen Glaubensritter und jenen zahlreichen Glücksrittern, die ohne alle eigene Gesinnung auch der schlechtesten Sache ihr lockeres Schwert leihen, so lange sie ihnen Sold und Beute gewährt. Ob und inwiefern unser Freund sein Ideal in der Wirklichkeit vorgefunden habe, ist eine andere Frage, die die unparteiische Geschichte künftig beantworten wird.

Ich schrieb nun an seine edle Mutter nach Münster und bat sie um Aufschluß. Da die Zeitungsnachricht ihr nicht entgangen sein konnte, durfte ich nicht fürchten, sie unvorbereitet zu verletzen. Die treffliche Frau antwortete mir sogleich, und hat mir seitdem, gerührt und in ihrem Schmerz getröstet durch unsere warme Teilnahme, in einer Reihe von Briefen alle Aufschlüsse, die sie nach und nach erhielt, gütig zukommen lassen. Sie wird es mir wohl auch erlauben, daß ich Ihnen der Reihe nach Auszüge daraus mitteile. Das schmerzliche Ereignis verklärt sich in dem Glaubensblicke der Mutter, in ihrer heldenmütigen und doch so zärtlichen, so schmerzvollen Resignation. Ist Ihnen bisher der Sohn so lieb und wert geworden, so wird Ihnen die Mutter nicht minder verehrungswürdig erscheinen.

Sie antwortete auf meine Anfrage:

Münster, den 4. Dezember 1834.

Ja! es ist mein Sohn Alfred, dessen Tod in den öffentlichen Blättern steht. Seit dem 24. v. M., wo ich diese schmerzliche Kunde auf eben diesem Wege erfuhr von Jemand, der mich fragte, wer der Genannte sei, ohne zu ahnen, wie nahe er mich anging, wollte ich Ihnen oder dem Herrn Seminar-Director Schwab schreiben; ich wußte, wie mein Alfred Sie liebte, wie er Herrn Schwab verehrte, und Alfred wußte auch, daß er sich dessen Liebe erfreuen durfte. — Aber ich weiß ja auch nur, was in der Zeitung steht, und so unwahrscheinlich auch jede Hoffnung ist, daß diese so bestimmte Nachricht ungegründet sein könnte, so schleicht sie sich doch immer wieder in das Mutterherz ein. Gott wird mir ja wohl Gewißheit geben, wo möglich einige Nachricht von seinen letzten Augenblicken, wenn Er ihn zu sich genommen hat. — Dies wollte ich abwarten, um Ihnen oder dem Hochw. Herrn Schwab zu schreiben.

Gott lohne es Ihnen, daß Sie meinen Alfred so erkannten, ihn so zärtlich liebten. Mit vielen Thränen habe ich Ihr teures Schreiben gelesen; aber es hat mir innig wohlgethan. Mein innigster Wunsch war, daß Alfred bei Ihnen in Regensburg bleiben möchte; das war auch der Wunsch unseres Freundes K.[1]) Aber schon lange sah ich Alfred unmittelbar in Gottes Hand und erlaubte mir nie eine Entscheidung. Nie sah ich ihn so liebenswürdig, so in Harmonie, als er es war, da er von Ihnen zu uns nach Sachsen kam; er erzählte mir vieles von Regensburg. Ich hoffte immer, er würde bald wieder zu Ihnen gehen; es war aber nicht Gottes Wille; seine innere Unentschlossenheit hielt ihn ab. Manchesmal fragte ich ihn, ob er denn gar nicht seinen Freunden nach R. schreiben wollte? Dann sagte er mir, er könne noch zu keinem Entschluß über seinen Lebensweg kommen, und eher könne und möge er nicht schreiben. Ende Juli sagte er mir: er sei entschlossen, zu Don Karlos zu gehen, für ihn zu kämpfen; so könne es nicht länger mit ihm bleiben; es sei die Sache des Glaubens, des Rechts. Ich fand manches dagegen einzuwenden; konnte ihm aber doch nichts Entscheidendes entgegenstellen und verstand ganz, was ihn dazu bewegte. Heimlich hoffte ich, daß dies der Weg sein würde, ihn zu einer endlichen Entscheidung über seinen Beruf zum geistlichen Stand zu bringen. Ich gab ihn in Gottes Hand und flehte nur, Er wolle mein liebes Kind zum Heile führen. Am 1. August fuhr ich mit ihm nach Dresden und am 2. schied ich von ihm mit schwerem Herzen. Er reiste mit der Eilpost zu seinen Brüdern nach Mähren. Der jüngere stand ihm am nächsten an Jahren und verliert an ihm mehr, als alle seine Geschwister, von uns allen am meisten; denn ich werde bald wieder zu ihm kommen, ich habe mein siebenzigstes Jahr angetreten. Auch sie vermochten nicht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, was ich gehofft hatte, und so reiste er nach Wien und von da Ende August nach Paris. Am 1. September schrieb er mir einige Zeilen aus Paris; er reise am folgenden Tage über Bordeaux und Bayonne weiter; „ich gehe mit Gott, fügte er hinzu; in Wien und hier habe ich mich durch die heiligen Sacramente gestärkt. Gott, dem ich allein vertraue, wird mich nicht verlassen.“ Seitdem hat er noch drei Mal geschrieben, ganz kurz; es war nur

[1]) Georg Kellermann, Dechant an der St. Ludgeruskirche zu Münster, ward am 13. Dezember 1846 zum Bischof von Münster gewählt, starb aber, ehe die Präconisation in Rom erfolgte, am 29. März 1847.

ein Lebenszeichen. Der letzte Brief war wohlgemut, die andern waren es nicht. Dieses, l. v. H., ist alles, was ich weiß. Auf mehreren Wegen versuche ich, Sicherheit, sie sei, wie Gott es fügt, zu erhalten: Sie sollen wissen, was ich vernehmen werde.

Welch schwere Abtötung muß diese einsame Verödung für unsern geliebten Alfred gewesen sein! Keinem von uns konnte er seine letzten Wünsche sagen; so fern, so fremd! In einer Zeitung steht, er sei auf der Rückreise von Spanien in Sare gestorben, einem Städtchen unweit Bayonne, basses Pyrénées; in einer anderen wird gesagt: en Navarre, regretté de toute l'armée. Danach hätte er ja wohl noch eine befreundete Hand gefunden, ihm die Augen zuzudrücken. — Viele trauern ihm nach, die sein reichbegabtes Gemüt mehr oder minder erkannten. Ich kann mein geliebtes Kind nicht in dieses für ihn so kampfvolle Leben zurückwünschen, und so schmerzlich mir die Trennung ist, kann ich doch nur Gott danken, der ihm so große Gnade erzeigt hat. Für seine liebe Seele wollen wir beten.

Ihre ergebene

Sophie Gräfin Stolberg.

Münster, den 7. Dezember 1834.

Die schmerzliche Bestätigung ist gekommen, gestern durch einen Brief aus Bayonne. Der Name des Mannes ist mir unbekannt; es geht aber aus dem Briefe hervor, daß er in Verhältnis mit meinem lieben seligen Alfred war und auch seine Geldgeschäfte besorgte, und daß er mir schon am 15. November die eigentliche Todesnachricht geschrieben hat; diesen Brief, der gewiß nähere Umstände enthielt, habe ich aber leider nicht erhalten. Mein geliebter Alfred war krank auf einer Tragbahre in Sare angekommen, ohne Pferd und Waffen, die er bei der Junta gelassen hatte; er hat ärztliche Hilfe und Pflege gehabt; alles übrige ist nicht gesagt, steht gewiß im ersten Bericht. Sein Todestag muß wohl der 9. November gewesen sein. Und so werden wir ihn denn in diesem Leben nicht wiedersehen! Das schöne seelenvolle Auge ist für uns geschlossen, das reichbegabte, im Leben oft zerrissene Herz schlägt nicht mehr. — Er wird bei seinem Heiland und Erlöser den Frieden gefunden haben, nach dem seine liebe Seele hier dürstete, und den

sie so oft nicht fand. Er betet für uns. Ich bitte den hochwürdigsten Herrn Bischof, seinen väterlichen Freund Herrn Schwab und Sie, seinen teuern brüderlichen Freund, seiner beim heiligen Opfer zu gedenken, auch seiner Geschwister und meiner nicht zu vergessen. Wie schwer und schmerzlich ist dem Geliebten wohl der letzte Kampf in dieser Verödung gewesen! Aber Gott hat ihn ihm gewiß zur Buße und zur letzten Entkleidung dienen lassen. Beten Sie auch für mich, daß der Schmerz des Mutterherzens Ihm nicht mißfällig sei, verunreinigt durch Eigenliebe; möchte es ein reines Opfer sein! Sollte ich noch einige nähere tröstliche Umstände von seinen letzten Augenblicken erfahren, auch ob er noch, wie ich hoffe, versehen worden, so werde ich Ihnen schreiben.

Münster, den 10. Dezember 1834.

Sie, lieber hochwürdiger Herr, und der Herr Seminardirector Schwab müssen vor allen die letzten Worte meines seligen Alfred erhalten, Sie, bei denen er Frieden gefunden hatte, wie nirgends anderswo! Ach, daß er die Worte Jesu Christi: „Laßet die Toten ihre Toten begraben, du aber folge mir nach", verstanden hätte und bei Ihnen in Regensburg geblieben wäre! Wie wäre jetzt alles ganz anders. Aber es sollte nicht sein; durch schwere Entkleidung hat ihn Gott büßen lassen, und so ist er seiner lieben Seele gewiß gnädig und barmherzig gewesen, davon habe ich die feste Zuversicht. Er ist von Anstrengungen krank geworden, wie mir der Correspondent aus Bayonne in dem ersten Briefe, den ich nun erhalten habe, schreibt, und hat nur zwölf Tage an der letzten Krankheit gelegen. Diesem Brief war die Einlage, die letzten Worte meines lieben Alfred, beigefügt; ich erkenne darin die Ausdrücke deren er sich in seiner Muttersprache bediente: „ich lege mich an Dein Herz." Der liebe Alfred! er hat gewiß in seiner Verödung noch an alle gedacht und jetzt betet er für uns. Ich wußte wohl, daß er an meinem Geburtstage meiner eingedenk gewesen ist, und daß er meiner in den letzten Augenblicken nicht vergessen hat. Teilen Sie, wenn Sie es für gut halten, alles dem hochwürdigsten Herrn Bischof und Herrn Seminardirector mit und vor allem gedenken Sie seiner im Gebet.

Sare, den 4. November 1834.

Meine liebe Mutter!

Das traurige Ende meines Unternehmens war, mich krank nach Frankreich zurückzubringen. Mein Schicksal ist höchst unglücklich; ich glaube nicht, daß ich je wieder in mein Vaterland zurückkehren werde. Ach, hätte ich den Rat und Beistand eines meiner Brüder! Ich erinnere mich, geliebte Mutter, daß heute der Tag ist, an welchem Dir Gott das Leben gab, ein glückliches, segensvolles Leben. — Adieu, meine liebe Mutter, ich lege mich an Dein Herz. Ich preise den Herrn, daß ich mich in den Händen so guter Leute befinde, in einem sehr frommen Lande, wo auch ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Pfarrer ist, der die Schriften meines Vaters kennt, Herr Landeretche, und ein Vikar, der für mich die väterliche Sorgfalt eines guten Seelenhirten hegt, Herr Rognon. Ach, meine gute Mutter, könnte ein Brief von dir mich noch hier erreichen!

Alfred Stolberg.

Hochgeborne Frau Gräfin!

Im Auftrag Ihres Herrn Sohnes und unter seiner Angabe habe ich einen Brief an Sie geschrieben: es waren fast dieselben Ausdrücke, die Sie in dem vorstehenden lesen, so viel ich mich ihrer erinnern kann. Er unterzeichnete ihn mit eigner Hand: dann aber nach einigem Nachdenken zerriß er ihn wieder. Wir haben jedoch für dienlich erachtet, den Brief an Sie abgehen zu lassen. Er leidet an einer heftigen Hirnentzündung, ist aber sehr gut gepflegt, und es mangelt ihm nichts. Seine Gesinnungen sind die des besten Christen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Rognon, Vikar.

Nachschrift: Sie dürfen sich jeden Augenblick auf die Nachricht seines Todes gefaßt halten.

Münster, den 18. Dezember 1834.

Ich erwarte Ihre Antwort, um Ihnen wieder zu schreiben, Ihnen das letzte Andenken von meinem lieben seligen Sohne zu schicken. Seine letzten Worte an mich haben Sie jetzt wohl schon

erhalten. Verteilen Sie die Zettel, wie Sie es für gut halten.[1]) Schrieb ich Ihnen schon, daß ich sehr spät einige herzzerreißende Worte vom letzten Oktober von seiner lieben Hand erhalten habe? Es ist mir durch das, was mir gestern aus Bayonne von Paris geschickt ward, klar, daß mein armer lieber Sohn sie auf dem Transport von Elisondo nach Sare schrieb, im Fieber, ohne Ortsdatum; sie sind, ich weiß nicht warum, bis zum 2. Dezember in Bayonne liegen geblieben.

„Ich bin krank, liebe Mama, hart geschlagen; ich bezeuge vor Gott, daß meine Krankheit nicht gefährlich ist; aber ich flehe Dich, schreibe mir gleich; adressiere Mr. D.... Bayonne. Liebe Mama, ich bin ein sehr unglücklicher Mensch; Gott sei gepriesen!

Alfred Stolberg."

So wollen wir denn auch mit ihm Gott preisen! Die Schriftzüge sind sehr krank, so entstellt, daß ich sie auf der Adresse gar nicht wieder erkannte. Der Brief aus Sare, dessen Abschrift ich Ihnen schickte, war vier Tage später geschrieben. Folgendes enthält der Brief aus Bayonne an einen Freund in Paris, der auf meine Bitte Erkundigungen eingezogen hatte:

„Der junge Graf Stolberg hatte seine Dienste als Freiwilliger angeboten; der König machte ihn sogleich zum Offizier. Der gute unglückliche junge Mann ward nach zwei Monaten von einer Brustentzündung befallen. Man brachte ihn zur Junta und bei dem Angriffe des Lorenzo von da heimlich in das erste französische Dorf, Sare, wo man ihn den Händen der Aerzte befahl. Der wackere Mann wird von der ganzen Armee aufrichtig bedauert."[2]) Dies macht

[1]) Es lagen dem Briefe mehrere, auf die Rückseite von Crucifixbildern gedruckte Totenzettel bei, geeignet in ein Gebetbuch gelegt zu werden. Ich verteilte sie an seine hiesigen (Regensburger) Freunde.

[2]) Nach einem neuesten Briefe der Frau Gräfin hatte sie seitdem noch wieder Nachrichten bekommen, aus welchen man sieht, — dies sind ihre Worte —: „welch schweres Leben unser lieber Alfred die zwei Monate in Spanien geführt hat, oft ohne Obdach, ohne oder mit sehr geringer Nahrung, herumstreichend in den Gebirgen mit seinen Gefährten. Der König hatte ihn sehr gut aufgenommen und ihn ausgezeichnet. Es scheint aber fast aus einigen Andeutungen, als ob diese Auszeichnung des Königs ihm Neid und Verfolgung zugezogen hätte, was auch übrigens wohl möglich ist, mir aber jetzt ganz gleichgiltig erscheint." Also kann selbst der offene Zugwind der Pyrenäen von diesem nomadischen Hofe die Hofluft nicht vertreiben! Uebrigens ist es begreiflich, daß seine kräftige, vollblütige Natur bei solchen Strapazen in ungewohntem Klima einer Entzündungskrankheit leicht ausgesetzt und, einmal davon ergriffen, beim Mangel schneller Hilfe verloren sein mußte.

alles klar in den äußern Umständen; und wenn auch meine Thränen fließen, muß ich doch Gott für so viele Gnade danken, die er meinem lieben Sohne erzeigt hat. Er wird jetzt für die Bedürfnisse unserer gedrückten, zerissenen Kirche beten; er fühlte sie so tief und schmerzlich, mein lieber, lieber Alfred! Immer auf's Neue wird mein Herz tief und schmerzlich bewegt von dem Gedanken, daß alles anders wäre, wenn er bei Ihnen geblieben, statt dem ungeordneten Triebe, die Seinigen wiederzusehen, nachzugeben, oder wenn er wenigstens nach kurzer Zeit zu Ihnen zurückgekehrt wäre; aber es war nicht Gottes Wille. Er ist schmerzlich entkleidet worden, hat gewiß in den zwei Monaten schwere Buße gethan, und dann hat Gott das Opfer angenommen. Er wolle ihm und uns gnädig sein![1])

Ihre ergebene

Sophie Stolberg.

Münster, den 26. Dezember, St. Stephanstag 1834.

Ihnen, dem treuen Freunde meines geliebten Alfred, muß ich die letzten Nachrichten über sein seliges Ende mitteilen, und durch Sie dem Herrn Seminardirector, dem er mit so zärtlicher Ehrerbietung ergeben war, und auch den übrigen würdigen Männern in R., die ihn kannten und liebten. Sie werden mit mir Gott danken, der sich so an ihm verherrlichte und ihn in seiner Verlassenheit solche Männer finden ließ, wie der Pfarrer in Sare, ihm solche Hilfe, solchen Trost sandte, meinem lieben, lieben Alfred!

Ich schicke Ihnen mit Beschämung, was mein lieber Sohn über mich sagte; es war die Täuschung kindlicher Liebe. — Im

[1]) Als die Frau Gräfin dieses schrieb, hatte sie den Brief des Herrn Schwab, woraus ich früher schon Stellen mitteilte, noch nicht empfangen. Sie hat darin über den inneren Seelenzustand ihres Sohnen beruhigende Aufschlüsse erhalten, die ihr selbst zum Teil noch fremd waren. Sie schreibt mir vom 13. Januar: „Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen zu danken, daß Sie meines lieben seligen Alfreds väterlichen Freund bewogen haben, mir einige Worte des Trostes zu sagen; sie haben mir innig wohlgethan. Von ihm als von einem in den Wegen Gottes sehr erleuchteten Manne hatte mein lieber Alfred mit mir gesprochen; übrigens teilte er sich gewöhnlich nicht viel mit, und von sich selbst sprach er nie, so sehr das natürliche Mutterherz sich wohl nach solchen Mitteilungen gesehnt hätte. Jetzt ist es mir, als verstände ich ihn ganz, seinen Kampf, seine Leiden, — den ganzen gnadenvollen Weg über ihn."

Er wollte wohl nur durch sein Schweigen der geliebten Mutter Kummer ersparen, vermehrte ihn aber eben dadurch.

vorigen Jahre um diese Zeit war er bei Ihnen! — Mit tiefer Wehmut, aber mit namenlosem Dank für Gottes Gnade und Erbarmung

Ihre ergebene

Sophie Stolberg.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß mein Schwiegersohn, der Graf Robiano in Brüssel, gleich nach der ersten Zeitungsnachricht an den Pfarrer von Sare geschrieben hatte, um Gewißheit und im traurigen Falle die Bestätigung näherer Umstände zu erfahren. Das ist die Abschrift seiner Antwort:

Sophie Stolberg.

Uebersetzung eines Briefes des Pfarrers von Sare an den Grafen Ludwig von Robiano:

Herr Graf!

Die Vermutungen, zu welchen die Zeitungsnachrichten Sie veranlaßt haben, sind leider nur zu wahr. Ja, es ist Alfred Stolberg, welcher zu Sare gestorben ist, einem Orte an der äußersten französischen Grenze gegen Spanien hin, dessen Pfarrer ich bin. Wohl fühle ich, wie sehr dieser sein Tod, so fern von seiner Familie, einer Schwester trostlos erscheinen muß, welche so innig an ihm hing. Aber trösten Sie sich, Herr Graf, und trösten Sie auch Ihre Frau Gemahlin; denn dieses Ereignis, wie herzzerreißend auch für das natürliche Gefühl, ist doch wieder eine von den tausend Proben, daß die göttliche Vorsehung ihre Kinder niemals verläßt. Ich selbst war das unwürdige Organ ihrer Güte in diesem so schmerzlichen Falle. Ich habe den armen Grafen gesehen vom ersten Augenblick seiner Ankunft in meiner Pfarrei bis zu seinem letzten Athemzuge. Niemand kann Ihnen also besser, als ich, die näheren Umstände berichten, die Sie zu erfahren wünschen, und die, wie ich glaube, Ihre fromme Teilnahme eben so sehr verdienen, als sie in Ihrer Betrübnis Sie zu trösten geeignet sind.

Der Name und einige Schriften des Grafen Stolberg, des Vaters des Verstorbenen, waren mir seit einigen Jahren nicht unbekannt. Sobald ich daher erfuhr, daß ein Mann dieses Namens, vom Kriegsschauplatze zurückkehrend und an einer schweren Gehirnkrankheit leidend, in meiner Pfarrei angekommen sei, beeilte ich mich mit

meinem Vikar, ihm einen Besuch abzustatten und ihm alle meine Dienste anzubieten. Ich stellte mich ihm als Ortspfarrer vor und zugleich aus Verehrung für den Namen seines Vaters. Er war höchst erfreut über meinen Besuch; als ich aber von seinem berühmten Vater und von dem Rufe seiner Frömmigkeit, von seinen Schriften und Lebensumständen sprach, da sagte er mir mit einem Ausbruch von Freude: „O, wie bin ich entzückt, von meinem Vater reden zu hören!“ — Ich führte ihn auf seine eigene Lage zurück; ich suchte ihm die vollkommenste Beruhigung darüber einzuflößen, indem ich ihm sagte, daß ich ihn dem in Sare kommandirenden Kapitain bekannt gemacht hätte, der schon besondere Achtung für ihn hegte; daß er auch auf die Sorgfalt und Geschicklichkeit des Arztes sich verlassen könne, welcher in der That der ausgezeichnetste Arzt in unsrer Gegend ist, und daß er endlich mit vollem Vertrauen sich der Pflege und Treue der Person, welche ihn bediente, überlassen möchte. Mein erster Besuch war sehr kurz wegen der Aufregung, die ich ihm verursachte, und wegen der Natur seiner Krankheit. Im Weggehen bat ich ihn, mir zu erlauben, daß ich ihn von Zeit zu Zeit wiedersähe. „Was ich mir von Ihnen erbitte, sagte er, in einem Tone voll Liebe und Freundlichkeit, ist, daß Sie mich recht oft besuchen.“ Ich versprach es ihm und besuchte ihn auch von da an, so oft sein Zustand es gestattete.

Bei meinem zweiten Besuche fand ich ihn schon ruhiger. Er sprach nun auch mit mir von dem Ziele seiner Reise. „Ich habe geglaubt, in der Sache des Don Karlos eine schöne, heilige Sache zu sehen, und bin gekommen, für sie zu kämpfen,“ dies sind seine eignen Worte. Es scheint, daß er schon vor zwei Monaten in Navarra angekommen war. Er sagte, daß er sich vom ersten Tage seiner Ankunft auf spanischem Boden unwohl gefühlt habe. Endlich befiel ihn ein Fieber zu Lessaca (in Navarra, zwei Stunden von Sare), und zwar so heftig, daß man ihn für sterbend hielt. Man gab ihm die letzte Oelung und ließ ihn für tot liegen. Schon war man willens, ihn zur Erde zu bestatten, als einer meiner Freunde, der durch eine ganz besondere Fügung der Vorsehung sich dort befand, an ihm noch einige Lebenszeichen wahrzunehmen glaubte. Auf einen starken Aderlaß kam er wieder zu sich und verlangte, nach Frankreich gebracht zu werden, was auch ohne den mindesten Unfall vollzogen ward; fürwahr, eine merkwürdige Fügung in einem Augenblicke, wo die Gegend, durch welche er gebracht werden mußte, in jeder Richtung von den Trup-

pen der Königin durchstreift wurde, und zwar dem Anscheine nach mit dem Befehle, jeden Karlisten, gleich viel von welchem Range, er sei krank oder verwundet, auf der Stelle zu erschießen. Ich machte ihn aufmerksam auf alles, was ihn in diesem Umstande die zärtliche Sorge der göttlichen Güte für ihn zu bewundern und zu preisen bewegen konnte. Er fühlte es tief und sprach mit gen Himmel gewandten Blicken und mit dem lebendigsten Ausdruck der innigsten Anerkennung die Worte: „Ach, ich kann der göttlichen Vorsehung nicht genug danken, daß ich mich in der Mitte und unter den Händen so guter Menschen befinde; die Worte fehlen mir, mein Dank ist unaussprechlich."

Indessen nahm sein Uebel von Tag zu Tag zu. Alle menschliche Hülfe, die treueste Pflege der Wärterin, die Bemühungen des trefflichen Arztes, die Besuche und die beruhigenden Zusprüche des Militärkommandanten, meine innigsten Gebete für die Erhaltung eines Freundes — denn er war mir nun nicht mehr bloß der Sohn eines großen Mannes, sondern ein Mann, für den ich die höchste Achtung und die wärmste Freundschaft fühlte, — alles war umsonst; der Arzt gab mir zu verstehen, daß er an seinem Aufkommen verzweifle.

Unter diesen Umständen fühlte ich ganz das Schmerzliche meiner Aufgabe. Meine Amtspflicht und auch meine Freundschaft bewogen mich, ihm seinen Zustand unverholen zu erklären. Ich sagte ihm: er habe noch jüngst seiner Ueberzeugung zufolge sein Leben für einen König der Erde darangesetzt; jetzt aber handle es sich darum, es dem König der Könige anheim zu geben. — Er verstand mich; sein Angesicht belebte sich, seine Augen schienen zu schwellen; ich sah, daß er gerührt war. Wohlan, mein lieber Graf! sagte ich, ergeben Sie sich in Gottes Willen! Einige Augenblicke schwieg er und sprach dann: „ich ergebe mich; und ich hoffe, diese Ergebung wird mich nicht bis zum Tode verlassen."

Ich hörte seine Beichte, es war am 30. Oktober Abends. Am anderen Tag, Vorabend von Allerheiligen, empfing er die heilige Wegzehrung mit dem Aufschwung des lebendigsten Glaubens. Am 9. November, seinem Sterbetag, schlug ich ihm vor, die kirchlichen Sterbegebete über ihn zu beten. Er bat mich dringend, ihm die Gebete vorzusagen, die er dabei zu verrichten habe. Ich sprach die Kirchengebete mit lauter, verständlicher Stimme; er sprach sie mir nach und antwortete selbst in der Allerheiligen-Litanei, die dabei ge-

betet wird. Er behielt seine volle Besinnung bis eine Stunde vor seinem Tode, der um halb acht Uhr Abends erfolgte, ein wahrhaft sanfter Tod und gewiß, wie ich glaube, wohlgefällig vor Gott. —

Während seiner Krankheit sprach er oft von seiner Mutter und sagte: „meine Mutter ist eine Heilige.“ Auch von seinen Schwestern und seinen Brüdern sprach er. Fünf oder sechs Tage vor seinem Tode, da er sich wohler fühlte, wollte er an seine Mutter schreiben. Er vermochte es nicht. Einer der Vikare schrieb nach seiner Angabe einen Brief an seine Mutter, den er aber später, ehe er noch auf die Post gegeben ward, wieder vernichtete, wahrscheinlich in der Meinung, daß die Lebensgefahr nicht so drohend sei. Später habe ich geglaubt wohl zu thun, wenn ich diesen Brief, soweit mein Vikar sich des wörtlichen Inhalts noch erinnern konnte, an die Frau Gräfin absendete, sie zugleich benachrichtigend von dem, was sich ereignet habe, und daß sie alle Tage auf die Todesnachricht gefaßt sein müsse. Herr D., Kaufmann zu Bayonne und Geschäftsführer des seligen Grafen, hat die Uebersendung besorgen müssen, und es wundert mich, daß die Frau Gräfin zur Zeit, die Ihr Brief angibt, den Tod ihres Sohnes oder doch seinen hoffnungslosen Zustand noch nicht wußte.

Er hat einige Effecten zurückgelassen, wovon das Verzeichnis nach Münster gesandt wurde, wie mir der Geschäftsführer berichtet, der auch die Weisung erwartet, wie er damit zu verfügen habe. Es befindet sich darunter auch ein Gebetbuch mit vielen hineingeschriebenen lateinischen Gebeten und auch deutschen, wie ich glaube, die ich aber nicht verstehe.

Seine Krankheit in Sare währte 13 Tage. Ich habe schon der lebhaften Teilnahme erwähnt, welche der Arzt ihm schenkte, und auch der ganz besonderen Aufmerksamkeit, welche ihm von allen Seiten zugewendet wurde. Ich muß beifügen, daß die Person, der er zur Pflege anvertraut war, ihn mit einem bis zur Aufopferung gesteigerten Eifer bedient hat. Der gute Graf war davon selbst so überzeugt und gerührt, daß er sich fast mehr um die Gesundheit seiner Wärterin, als um seine eigne bekümmerte. Jeden Augenblick äußerte er ihr seine Besorgnisse, daß sie unter der Last so mühsamer Pflege erkranken möchte. An seinem Sterbetage bemerkte die gute Person schon früh Morgens, daß der Kranke auf eine an ihn gerichtete Frage nicht mehr antwortete. „Kennen Sie mich nicht mehr?“, sagte sie. Sogleich antwortete der Leidende: „Wie! ich sollte Sie nicht mehr kennen? Sie sind ja meine Mutter.“

Urteilen Sie nun selbst, Herr Graf, ob die Vorsehung ihn verlassen hat! Gewiß sind die Umstände seines Todes, so fern von all den Seinigen, fern vom Vaterlande, — zerreißend für das Herz einer liebenden Schwester; allein in jeder andern Hinsicht hat der Herr ihm Tröstungen aller Art und auch menschliche Hülfe im reichsten Maße zufließen lassen. Alle, die in den letzten Tagen sich hier ihm nahten, beeiferten sich, ihm seine letzten Augenblicke zu versüßen, jeder nach seinen Kräften. Er ist in der innigen Ueberzeugung verschieden, daß er in der Mitte von Freunden sterbe, deren Liebe und Teilnahme durch seine hohen Eigenschaften, seine Seelengröße, seine Sanftmut und selbst durch die Ursache seiner Reise und sein Unglück ihm von dem ersten Augenblicke an gewonnen ward, wo sie ihn kennen zu lernen die Ehre hatten. Während der ganzen Dauer seiner Krankheit hat er die unwandelbarste Geduld gezeigt, nicht eine Klage, nicht ein ungeduldiges Wort über seine Leiden oder seine Lage laut werden lassen, die vollkommenste Fügsamkeit in alle Anordnungen des Arztes bewiesen. Dies Zeugnis hat mir seine Wärterin, welche Tag und Nacht um ihn war, von ihm gegeben; sie war bis zur Bewunderung davon erbaut; und es war zuletzt nicht mehr bloß lebhaftes Mitleid, es war die tiefste Verehrung, womit sie einen so dankbaren und so frommen Dulder bediente.

Was mich betrifft, so kann ich Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr seine Gemütsfassung mich gerührt und erbaut hat. Nie sah ich so viel Seelenruhe und Heiterkeit am Rande des Grabes. Alle Mittel und Beweggründe des Vertrauens, der Ergebung und der Hoffnung, welche unsere göttliche, so trostvolle Religion mir eingab, bot ich dem teuren Grafen dar, der mir mit bewunderungswürdiger Hingebung und Folgsamkeit entgegen kam. Ich hätte alles auf der Welt darum gegeben, um sein Leben zu erhalten; denn gewiß wäre er der Welt ein schlagendes Beispiel gewesen, daß der höchste Adel und die größte Tapferkeit mit der zartesten Frömmigkeit nicht unvereinbar sind. Ich bitte Sie, Herr Graf, demjenigen vollen Glauben zu schenken, was ich Ihnen in der Einfalt meines Herzens und auch als Trostgrund für Sie sage: von meiner Seite war die Hingebung vollkommen, wie denn auch — ich glaube es sagen zu dürfen — das Vertrauen von seiner Seite ohne Rückhalt war; und er hat wohl auch einige Dankbarkeit und einige Freundschaft für mich in jenes glückliche Vaterland hinübergenommen, welches er — ich hoffe es — gefunden hat nach der traurigen Verbannung, die er verließ, und in der wir noch leben.

Kann ich noch in irgend einer Weise Ihnen, Herr Graf, oder der erlauchten Familie des Grafen Alfred Stolberg dienen, so empfangen Sie dazu mein bereitwilligstes Anerbieten und die Versicherung meiner Verehrung.

Sare, den 8. Dezember 1834.

L'abbé Landeretche,
Pfarrer von Sare.

So hat Alfred Stolberg geendet! So hat die göttliche Vorsehung sich an ihm verherrlicht und in seinem seligen Tode zugleich die Tugenden seines großen frommen Vaters gekrönt, dessen Ruhm wohl keinen schöneren Triumph feiern konnte, als indem er, bis in die tiefsten Schluchten der Pyrenäen vordringend, seinem Sohne dort in den Armen edler Menschen ein sanftes Sterbekissen bereitete. — Wohl drängt sich mir immer der schmerzliche Gedanke wieder auf: Wann wird einer wieder dastehen, wie Alfred, ausgerüstet mit allen Vorzügen der Natur und der Geburt, mit allen Gaben des Gemütes und des Geistes, tüchtig und bereit, auf des Herrn Ruf die kräftige Hand an den Pflug zu legen und, ohne rückwärts, ohne rechts und links zu schauen, eine tiefe Segensfurche durch den Acker Gottes zu ziehen? — und nun deckt ihn selbst schon die Furche des Grabes, er modert in den Pyrenäen![1])

[1]) Nach gütiger Mittheilung des Hochw. Herrn Fortabat, Rector in Sare, erinnert an den sel. Alfred ein werthvoller Kelch der Pfarrkirche mit der Dedication:

Donné à l'Eglise de Sare, en mémoire de Ferdinand Alfred comte de Stolberg mort le 9 novembre 1834.

Seine Grabstätte auf dem Friedhof neben dem Hauptportal der Kirche bezeichnet eine weiße Marmorplatte mit der Inschrift:

Ici repose
La dépouille mortelle
De Ferdinand Alfred comte de Stolberg-Stolberg
Né à Eutin dans le Holstein
Le 12 août 1800
Décéde à Sare le 9 novembre 1834.
Je suis la résurection et la vie:
Celui qui croit en moi
Quand il serait mort, vivra.
St. Jean XI—25.
R. I. P.
Concession à perpétuité.

Doch das sind menschliche Gedanken. Gott allein ist groß, Sein Ratschluß unergründlich; Seine Weisheit reicht von Ende zu Ende gewaltiglich und ordnet alles lieblich. Ihm allein wollen wir vertrauen!

Ich schließe den langen Brief mit den herzlichsten Grüßen.

Regensburg, im Januar 1835.

Ihr aufrichtiger Freund

Melchior von Diepenbrock.

Ein edler Mann und gefeierter Dichter hat seine Empfindungen über Stolberg's schönen Tod in folgendem Gedichte ausgedrückt, welches Ihnen mitzuteilen mir vergönnt ist:

An

Alfred Grafen zu Stolberg.

Ein Kämpfer für des Rechts, des Glaubens Ehrung,
Warst kühn Du nach Hispanien gezogen;
Sie brachten zu der Bidassca Wogen
Bald sterbend Dich, verlassen, voll Entbehrung.

Da blickt' auf Dich Dein Vater in Verklärung
Und flehte: Gott, sei meinem Sohn gewogen,
Laß ihn nicht trostlos fallen unter'm Bogen
Des Todes! — Und es winkte Gott Gewährung

Und sendete am fernen, fremden Ort
Den Priester Dir, zu dessen Ohr gedrungen
Der Name Stolberg's, sein Werk und Wort.

Der pflegte Dich mit tröstendem Erbarmen
Und, von der Vaterliebe Weh'n umklungen,
Schwang sich Dein Geist empor zu Vaters Armen.

Eduard von Schenk.

Zur Geschichte und Symbolik der Glocken.

Von Dr. Heinrich Samson.

I. Ursprung und Bedeutung der Glocken.

Als Gaume in der Cathedrale zu Nola zum Angelus läuten hörte, schrieb er (vergl. Rom in seinen drei Gestalten 3,48) die Worte nieder: „Fremdlinge, schienen diese Glocken zu uns zu sagen, da ihr so viele Erinnerungen von hier mit fortnehmt, vergesset nicht, daß wir campanischen Ursprungs sind. Nola sah uns entstehen, Rom erhielt uns, die christliche Welt, die uns aufnahm, liebt und segnet uns. Reisende, die ihr vorübergehet, segnet auch ihr uns! Unsere Stimme muß euch lieb sein; von der Wiege bis zum Grabe gesellt sie sich zu den Freuden des Menschen, um sie zu beleben, und zu seinen Schmerzen, um sie zu mildern, denn immer singt sie die unsterbliche Hoffnung, gegründet auf die trostreichen Geheimnisse des Glaubens.“ Die Herstellung der ersten größeren Glocken wird von der Sage dem heiligen Bischofe Paulinus von Nola zugeschrieben.

Die Kunst des Glockengusses ist wie die der Bereitung der Glockenspeise ein Werk der Empirie. Nur allmählich hat sich diese Kunst ausgebildet, so daß man von einer eigentlichen Erfindung nicht reden kann. Die einschlägigen, schon in der vorchristlichen Zeit vorhandenen Kunstfertigkeiten wurden nur weiter entwickelt, indem die Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes dazu drängten. Weil nämlich die christliche Religion alle Gläubigen zur Theilnahme

am Gottesdienst verpflichtete, so mußte die christliche Kunst sich angetrieben fühlen, ein Mittel zu erfinden, wodurch die Einladung zu den gottesdienstlichen Versammlungen am geeignetesten geschehen konnte. Und so schritt sie vorwärts von dem Semantron und den hölzernen und metallenen Klappern der ersten Jahrhunderte bis zur Bereitung der herrlichen Kirchenglocken der späteren christlichen Zeit. Die Kunst des Glockengusses kann deshalb mit Recht eine christliche Kunst genannt werden. Der christliche Gottesdienst legte das Bedürfniß nahe, Mönche waren die ersten Meister dieser Kunst, und die Kirche weihte durch eine eigene Feierlichkeit die Glocken zum gottesdienstlichen Gebrauche ein.

In der vorchristlichen Zeit war allerdings die Kunst des Bronzegusses bereits zu hoher Vollendung gekommen. Es sei nur erinnert an das, was die heilige Schrift über die Phönizier, die ersten Meister in den technischen Künsten, erzählt. Der Waschkessel, das eherne Meer genannt, das Hiram, der König von Tyrus, für den salomonischen Tempel gießen ließ, kann als ein Meisterwerk des Bronzegusses angesehen werden. Dasselbe stand im Vorhofe der Priester, hatte dreißig Ellen im Umkreise und ruhte auf zwölf aus Erz gegossenen Ochsen. „Der Rand war wie eines Bechers Rand, wie eine aufgegangene Rose“ (3 Könige 7,23; 2 Chronik 4,5). Es fehlte somit der vorchristlichen Zeit nicht an der nothwendigen Kunstfertigkeit; wenn es dennoch keine Kirchenglocken gab, so kam das daher, weil das gottesdienstliche Bedürfnis nicht vorhanden war. Erst das Christenthum weckte diese Erfindung und bildete sie aus, und bei den germanischen Völkern konnte es schon unter den Klängen der Glocken seinen Einzug halten.

In den ersten drei Jahrhunderten, in welchen die Christen den grausamen Verfolgungen der heidnischen Machthaber ausgesetzt waren, mußten die Zeichen, durch welche die Gläubigen zu den gottesdienstlichen Versammlungen berufen wurden, möglichst geräuschlos sein, weil sonst die Gefahr drohte, daß sie von den Heiden überfallen würden. Die Ankündigung des Gottesdienstes geschah durch Zusammenberufung der Gläubigen „convocatio“; die dazu angestellten Diener hießen „monitores“ oder „cursores“. Innerhalb der Kirchen selbst mögen auch die tintinnabula (Schellen) gebraucht worden sein, welche die alten Römer bereits kannten, wie ihre Schriftsteller und die Ausgrabungen bei Pompeji bestätigen. In dem Museum bei Neapel befinden sich mehrere tintinnabula von ziemlicher Größe,

welche bei Pompeji gefunden wurden. Als dann Constantin der Große der Kirche die Freiheit gab, wurden verschiedene Zeichen zu dem angegebenen Zwecke gebraucht. Mönchsgenossenschaften wurden durch das heilige Zeichen der Tuba zusammengerufen, wohl mit Rücksicht auf die mosaische Anordnung (4 Mos. 10). In der morgenländischen Kirche war das sogenannte Semantron d. i. signum üblich. Dasselbe war nach der Beschreibung des Leo Allatius ein langes Brett aus festem Holze, glatt gehobelt, so daß es einen starken Schall gab; dieses Brett wurde mit der linken Hand gehalten, mit der Rechten wurde mittelst eines eisernen Hammers darauf geschlagen, in bestimmtem Rhythmus, bald dicht an der fassenden Hand, bald höher hinauf bis zur Spitze auslaufend, wodurch dann eine Abwechselung höherer und tieferer Töne hervorgebracht wurde. Das Semantron blieb im Oriente bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts im Gebrauche; denn erst um diese Zeit wurden in der morgenländischen Kirche die Glocken eingeführt. Als dann mit der Ausbreitung der Türkenherrschaft die Glocken wieder verstummten, mußte man sich neuerdings mit dem Semantron behelfen.

Im Abendlande finden sich seit dem 7. Jahrhunderte zahlreiche Spuren vom Gebrauche der Glocken. Um das Jahr 550 hatte bereits manches Gotteshaus in Frankreich seine Glocke; doch war die Einführung derselben noch lange nicht ein Gemeingut geworden; nur hier und da erklang ihre Stimme vom Thurme einer einsamen Klosterkirche. Papst Sabinian († 604) soll dem Kreuze die Glocke als Wahrzeichen des christlichen Glaubens hinzugefügt haben. Die Glocke gehört zum christlichen Gottesdienste; Glockenklang bedeutet die Einkehr der christlichen Religion. Auf die Heiden machte der Glockenton, wenn sie ihn zum ersten Male hörten, einen überwältigenden Eindruck. Als im Jahre 615 während der Belagerung der Stadt Sens in Frankreich Bischof Lupus die Glocke seiner Domkirche läuten ließ, wurden die Soldaten des Belagerungsheeres durch den seltsamen, nie gehörten Klang so erschreckt, daß sie eiligst die Flucht ergriffen. Ueberall hatte für die Heiden der Glockenklang etwas Erschreckendes, vor dem sie bestürzt flohen, so daß die Glocken bald als die Verscheucher des Heidenthums und der heidnischen Götter galten, ihr heller Klang als das Siegeszeichen des Christenthums. Wo die Heiden wieder die Herrschaft erlangten, zerstörten sie vor allem anderen die ihnen verhaßten Glocken. Ebenso thaten die Türken, die Hussiten und die Machthaber der französischen Revolution. Die Volkssagen legen den Berggeistern etwas Scheues

und Heidnisches bei und sagen von ihnen, daß sie am meisten die Pochhämmer in den Gebirgen und den Klang der Glocken hassen, also die Fortschritte der Cultur und des Christenthums.

Der Reichenauer Abt Walafried Strabo bezeugt ausdrücklich, daß Italien das Vaterland der Glocken sei, daß dieselben zuerst in der Stadt Nola in Campanien angefertigt wurden und daß davon auch der Name campana für die größere und nola für die kleine Glocke hergenommen sei. Beide Ausdrücke kommen zur Bezeichnung der Glocke in der Kirchensprache vor. Die vom Abte Strabo angegebene Deutung der Namen hat viel für sich, da andernfalls das Zusammentreffen der beiden Bezeichnungen campana und nola das Spiel eines höchst seltsamen Zufalles gewesen sein müßte. Zudem war das ausgezeichnete Erz Campaniens zu Glockenstoff sehr geeignet, wie ja auch die Einwohner schon bei den Alten durch ihre Kunstfertigkeit in der Formerei aus Thon und in der Erzgießerei Berühmtheit erlangt hatten.

Die Glockenspeise, auch Glockengut genannt, besteht aus einer Legierung von Kupfer und Zinn und enthält in der Regel 20—25 Prozent des letzteren Metalles. Bis jetzt ist noch keine Metall-Legierung entdeckt, welche das seit dem grauen Alterthume gebrauchte Glockengut ersetzen könnte; denn die in neuerer Zeit öfter eingeführten Glocken aus Gußstahl haben einen rauheren Ton als die Bronzeglocken. Ueber das Geläute von Stahlstäben, wie sie in Amerika vorkommen, sagt A. Vogel, sie seien ein Kinderspiel und ihr Geklingel werde kaum über die Weite eines Dorfes gehört. Nach einer weit verbreiteten Ansicht sollen die Glocken, welche sich durch einen schönen Klang auszeichnen, silberhaltig sein. Mehrfach angestellte Untersuchungen haben aber die Grundlosigkeit dieser Annahme ergeben. Der Zusatz von Silber ist nach der Erfahrung dem schönen Klange der Glocken eher nachtheilig als förderlich. Freilich mag es öfter vorgekommen sein, daß die Meister der Kunst das zum Glockenguße gegebene Silber veruntreuten und anderweitig verwendeten.

Nach Deutschland kamen die ersten Glocken mit dem Christenthume aus England. Unter Rhabanus Maurus wurden in der Abtei Fulda Glocken gegossen für die Mission in Schweden. Gutbert, ein Schüler Bedas, übersandte dem Bischof Lullus von Mainz eine Glocke („clocam“) zum Geschenke. Hier kommt das Wort „Glocke“ in latinisirter Form zuerst vor; als deutsches Wort er-

scheint es nicht vor dem 9. Jahrhunderte. Das englische Wort „clock“ und das französische „cloche“ haben offenbar denselben Stamm. Die sprachliche Deutung desselben ist streitig. Einige denken an „clocchon“ (schlagen) oder halten es für verwandt mit „Glucke“ (Henne), andere leiten es von „klingen“ ab. Sicheres ist darüber nicht ausgemacht, und selbst Jakob Grimm wagt keine Entscheidung zu fällen. Es trifft hier die Mahnung desselben zu: „Ueber den Sinn alter, dunkeler Worte ist es besser, die Entscheidung offen zu lassen.“ Merkwürdig ist, daß schon gegen das Ende des 6. Jahrhundertes, wie der Abt Cumenäus Albus in der vita s. Columbae bezeugt, auf der schottischen Insel Hy die Glocken („campanae“) im Gebrauche waren. Es darf deshalb der erste gottesdienstliche Gebrauch der Glocken wohl in eine bedeutend frühere Zeit, etwa in das 5. Jahrhundert versetzt werden. Zur Zeit Karl des Großen scheinen die Glocken schon auf dem flachen Lande eingeführt gewesen zu sein; so wird in dem Traditionsbuche von St Emmeran in Regensburg über die in der Oberpfalz liegende Dorfkirche Purbach gemeldet, daß sie bereits eine eherne Glocke (campana aerea) besitze. Auch enthalten die Pontificalbücher des 8. Jahrhunderts schon den Ritus der Glockenweihe.

Die größte aller Glocken der Welt ist der „Glockenkaiser“ (Tzar Kolokol) in Moskau, welche am Fuße des Kreml liegt und eine Höhe von 21 Fuß und einen Durchmesser von 23 Fuß besitzt, bei einem Gewichte von 12,327 Pud, 1=36 Pfund (also über 4437 Centner). Sie wurde unter der Kaiserin Anna gegossen und enthält viel Gold und Silber, welches fromme Einwohner während des Gusses in den Schmelzofen warfen. Die Volkssage meldet, daß sie einst in einem Thurme gehangen und beim Brande desselben herabgefallen sei. In Wirklichkeit hat diese Riesenglocke niemals ihre Stimme hören lassen; denn sie war von Anfang an mißlungen. Im Jahre 1837 wurde sie auf Befehl des Kaisers Nikolaus aus einer Grube in einem Gewölbe am Fuße des großen Iwan (Johannes), worin sie seit Menschengedenken halb verschüttet gelegen, emporgehoben und auf einen gemauerten Unterbau gestellt. Noch jetzt liegt das bei dem Gusse herausgefallene Stück daneben; es ist so groß, daß man aus ihm allein schon eine tüchtige Glocke hätte gießen können. Aber auch abgesehen von diesem monströsen „Glockenkaiser“ hat Moskau die größte Glocke; sie heißt Rolskoi (die Dicke), wiegt über 1000 Centner und ist im Thurm von St. Iwan aufgehängt. Auch China hat seine Riesenglocken, welche jedoch nicht geläutet,

sondern mit hölzernen Keulen geschlagen werden und nicht dem Religionsgebrauche, sondern bürgerlichen Zwecken dienen. Der dort wirkende Jesuit Adam Schall aus Köln war ein berühmter Glockengießer. Nach den Berichten des Jesuiten Le Comte hatte eine herabgestürzte Glocke in Nanking ein Gewicht von 500 Centnern und einen Durchmesser von sieben Fuß.

Die Höhe und Tiefe des Glockentones ist allein von der Weite an der Mündung bedingt. Dünne Glocken klingen in der Nähe lauter als dicke; dagegen werden letztere weiter gehört. Der Ton der großen Glocke in Erfurt z. B. wird vier Meilen weit getragen und bei günstigem Winde in Gotha und Weimar gehört. Sie wurde von Gerhard Won de Campis im Jahre 1497 gegossen, hat ein Gewicht von 297 Centnern und einen Durchmesser von nahezu neun Fuß. Uebertroffen wird sie von der großen Glocke im Wiener St. Stephansdome und von der Kaiserglocke in Köln. Ueber die größte Wiener Glocke bringt Tschischka „die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien" S. 117 ausführliche Nachrichten. Sie wurde auf Befehl des Kaisers Joseph I. aus 180 erbeuteten türkischen Kanonen im Jahre 1711 von dem Stückgießer Joh. Aichamer gegossen, von dem Bischof von Rumel der unbefleckt empfangenen heiligen Jungfrau Maria bei der Weihe gewidmet und bei der Rückkehr des Kaisers Karl VI. von der Krönung im Jahre 1712 zum ersten Male geläutet. Ihr Gewicht ist in der Inschrift auf mehr als 30,000 Pfund angegeben und beträgt nach dem Zeugnisse des Pater Reifenstuhl, welcher die Glockenpredigt hielt, 324 Centner, mit Helm und Eisenwerk ungefähr 402 Centner. Sie hat zehn Fuß im Durchmesser, eine Kranzdicke von acht Zoll, und ist mit Reliefbildern des hl. Joseph, des hl. Leopold, der allerseligsten Jungfrau Maria, sowie mit den Landeswappen geschmückt; der untere Rand ist mit Laubwerk verziert, und vier lateinische Inschriften sind darauf angebracht. Der Klöppel sprang im Jahre 1739 und wurde im folgenden Jahre durch einen neuen von fünfzehn Centnern Gewicht ersetzt.

In alter Zeit sagte man: „Unter allen Glocken ist die Landshuter die höchste, die Straßburger die schönste und die Wiener Glocke die größte". St. Stephan in Wien hat zwölf Glocken. Das aus neun Glocken bestehende Geläute des Stiftes St. Florian in Oberösterreich hat vier Glocken aus den Jahren 1318 und 1319 aufzuweisen; eine gleiche Anzahl so alter und noch dazu gleichzeitiger,

wahrscheinlich von demselben Gießer herrührender Glocken dürfte kaum noch anderwärts vorkommen. An Kirchen und Glocken reich sind die Städte Prag und Köln. Das schönste Geläute soll nach Otte die St. Elisabethkirche zu Marburg besitzen, deren sieben Glocken den reinen Dur-Akkord und den Quart-Sexten Akkord ergeben, jedoch so, daß die Quarte und die Sexte als Mittelstimmen erscheinen. Sehr gerühmt wird auch das von F. X. Gugg zu Salzburg im Jahre 1830 gegossene Siebengeläute in As-Dur-Akkord zu Maria Zell.

Je nach den verschiedenen Gelegenheiten, bei denen einzelne Glocken geläutet werden, haben dieselben auch verschiedene Namen erhalten, wie die Sturmglocke, die Bannglocke, die Todtenglocke, die Wandelglocke, die Armensünderglocke u. s. w. Letztere ward geläutet bei der Hinrichtung des als Verbrecher Verurtheilten. Nach dem katholischen Kirchenrechte sollen hierzu die geweihten Glocken nicht gebraucht werden. Die Todtenglocke wird schon zur Zeit Beda des Ehrwürdigen erwähnt, also kurz nach Einführung der Glocken. Sie wurde geläutet, wenn Jemand starb oder bestattet wurde, um die Lebenden zum Gebete für den Dahingeschiedenen zu ermahnen. Das Wandelglöckchen wurde geläutet während der heiligen Messe, bei der Wandlung, woher es auch den Namen hat. Meistens wird dazu eine kleinere, hellklingende Glocke gebraucht, wogegen die Sturm- und Todtenglocke meistens größer sind und einen tieferen Ton haben. Die Angelus-Glocke wurde wohl dem heiligen Erzengel Gabriel geweiht; so ließ im Jahre 1641 das Kapitel von Paris auf eine Ave-Glocke die Inschrift setzen: „Je fus nommée Gabrielle, qui porta bonne nouvelle.“

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde auf dem Dome zu Köln bei dem peinlichen Verfahren, wenn man über Blut richtete, die sogenannte Blutglocke geläutet (Kölner Domblatt 1851). Die Mitglieder geistlicher Gerichtshöfe wurden durch Glockengeläute versammelt, da das geistliche Gericht eine „congregatio cleri“ war. Diese Sitte ging vielfach auf die weltlichen Gerichte über. In England wurden die Gerichtsglocken von den Strafgeldern der Parteien angeschafft. In der Karolina (Artikel 82) wird verordnet, an den Gerichtstagen das peinliche Gericht durch Glockengeläute anzukündigen, um die Richter, Parteien und Zeugen zu versammeln.

Wenn das preußische Strafrecht vom Jahre 1851 verordnet, die Vollstreckung des Todesurtheils durch das Läuten einer Glocke

anzukündigen und damit bis zum Schlusse der Hinrichtung fortzufahren, so soll darunter das Läuten einer Kirchenglocke verstanden und dabei die Confession des Delinquenten berücksichtigt werden.

Zuweilen kommt die Glocke in städtischen Wappen vor, z. B. zu Lüdinghausen in Westfalen; das gewählte Wappenbild wird gewöhnlich aus den Ortssagen erklärt. Als legendarisches Abzeichen findet sich die Glocke auf den Bildern des hl. Forquernus, des Patrons der Glockengießer, des heiligen Einsiedlers Antonius, des hl. Theodulus und des hl. Piamon. Das gewöhnliche Abzeichen des hl. Antonius (17. Januar † 356) ist das Kreuz mit dem Glöckchen, so auf den Bildern von Schongauer und Israel van Mecken. Das Kreuz hat die Gestalt des ägyptischen T-Kreuzes. Die Glocke deutet auf die Sitte des Heiligen hin, die Einsiedler der Wüste mit einem Glöcklein zum gemeinsamen Gebete zu versammeln. Die Glocke ist zugleich ein Zeichen von allgemeinerer Bedeutung; sie gehört zum christlichen Gottesdienste; Glockenklang bedeutet die Einkehr der christlichen Religion. So wurde das Glöcklein des hl. Antonius später oft als Zeichen des christlichen Sieges über das Heidenthum und über den Teufel gedeutet, dessen Werk nach St. Paulus das Heidenthum ist. Der heilige Bischof Theodulus von Octodurum und Sedunum (Martinach und Sitten) (18. August † 391) wird abgebildet mit den Abzeichen seiner bischöflichen Würde; zu seinen Füßen liegt ein Teufel, der eine große Glocke hält. Die Darstellung ist wohl sinnbildlich zu erklären, da Theodulus siegreich das Heidenthum und die Irrlehren des Arius und des Jovinian bekämpfte. Der heilige Priester und Einsiedler Piamon, der im 4. Jahrhunderte in Aegypten lebte, hat als Abzeichen das Glöckchen, da er seine Gefährten mit einem Glöckchen zum gemeinsamen Gebete zu versammeln pflegte. Die Musik als die Kunst der Töne wird in der Skulptur zuweilen als eine weibliche Figur dargestellt, die mit einem Hämmerchen an eine kleine Glocke schlägt. Von den christlichen Tugenden hat die Wachsamkeit (vigilantia), die Mitstreiterin des Gebetes, als Abzeichen die mahnende, wacherhaltende und weckende Glocke.

Die Glocken dienen als Rufer zum Gebete und zum Gottesdienste; auch im Dienste der Nächstenliebe erheben sie ihre Stimme, wie nicht minder als Förderer der Trauer- und Freudenfeste. In einem Sinnräthsel von Presch wird die Glocke, wie folgt, redend eingeführt:

„Ich liebe nur die steilen Höhen,
Ich niste dort mich immer ein;
Doch selten nur wirst du mich sehen,
Denn ich mag gern verborgen sein.

Ich rede laut in jeder Zunge,
Du findest mich in jedem Land,
Mir fließt die Rede stets im Schwunge,
Im Fluge mach' ich sie bekannt.

Ich rufe dich zu Himmelsfreuden,
Ich leite dich zur Tugendbahn:
Doch auch den Tod und schwere Leiden
Zeigt meine Stimme oftmals an.

Ich ward' getauft an heil'ger Stätte,
Dort segnet mich der Priester ein,
Daß ich in Noth dich schütze, rette.
Nun sprich, wie soll mein Name sein?"

II. Glockenthürme und Glockenspiele.

Die Einführung der Glocken hat auf die Entwickelung der abendländischen Baukunst einen nicht geringen Einfluß gehabt, insbesondere auf die Erbauung der Kirchthürme. Diese finden sich nicht bei den alten Basiliken, sondern entstanden erst in der karolingischen Zeit nach der Einführung der Glocken; sie charakterisiren die abendländische kirchliche Baukunst ebenso, wie die Kuppeln die morgenländische. Man hat mit Recht für die Vorliebe der christlichen Baukunst zu hohen Thürmen den transcendenten Zug des Christenthums angeführt, der die horizontale Linie aufwärts trieb und in seiner Höhenrichtung das Aufstreben der christlichen Sehnsucht zum Himmel darstellte und zum Ausdrucke brachte. Man führt auch wohl an, daß die Gewöhnung an die riesenhaften Tannen des nördlichen Europa und das Bedürfniß, in den weiten Ebenen an den hohen Kirchthürmen Anhaltspunkte zur Orientirung zu haben, auf den Bau hoher Thürme einwirken konnten. Allein zunächst scheint

diese Vorliebe der abendländischen Baukunst für hohe Kirchthürme durch den Gebrauch der Glocken angeregt zu sein, die in einer Glockenstube (nolarium) hoch gehängt werden mußten, damit sie weithin gehört werden konnten.

Den ersten Anfang zu den Thürmen machten die von den Kirchen getrennt erbauten hohen Baptisterien (Taufkapellen), in deren Spitzen man die Glocken aufhing. Später wurden dieselben mit den Kirchen verbunden. Alleinstehende Glockenthürme finden sich noch mehrfach in Oberitalien, z. B. der berühmte Glockenthurm (campanile) von San Marco zu Venedig und das Glockenthürmchen von Santa Maria dei Fiori in Florenz. Auch in Deutschland kommen sie in dieser Weise vor, z. B. bei der Bartholomäus-Kirche zu Zerbst. Weltliche Glockenthürme für die Bürger- und Bannglocke (campana bannalis) errichtete man seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts auf Rathhäusern und Thoren, sogenannte Bergfriede. Da die ältesten Kirchenglocken kleiner und leichter waren, so bedurften sie keines gemauerten Thurmes; man hing sie in kleine neben den Kirchen errichtete Thürme, wie sie in Norwegen und Mähren noch existiren, oder in Glockengiebel und Dachreiter. Afgelius (schwedische Volkssagen 3, 195) erzählt, die Schweden hätten in ihrem ganzen weiten Lande keinen Platz übrig lassen wollen, wohin nicht das Glockengeläute dränge; daher hatten sie auch an ganz abgelegenen Orten sogenannte „wüste Kapellen" errichtet, d. h. nur eine Art Glockenthürmchen.

Zuweilen wurde in dem Glockenthurme eine Gruppe von abgestimmten d. h. nach dem Tone und damit zugleich nach Form und Größe verschiedenen Glocken zu einem Glockenspiele zusammengestellt. Schon der hl. Hieronymus erwähnt ein Glockenspiel, Bombalum genannt; es bestand aus einem metallenen Schafte mit wagrechten Kreuzbalken, an welchem 24 Glöckchen und 12 Klöppel hingen. Zur Zeit Karl des Großen kannte man schon mehrere Arten desselben: 1) Ein wagrechter Stab mit daran fest hängenden Glocken, die mit einem Hammer angeschlagen wurden. 2) Das Cymbalum, vom 11. Jahrhunderte an Flagellum genannt, mit 15—20 Glöckchen, aus dem das Glockenrad hervorging. Letzteres war ein um eine Achse sich drehendes, durch eine Schnur in Bewegung gesetztes Rad, das an seinem Kranze mit kleinen Glocken versehen war. Es diente zum Anzeigen der heiligen Wandlung und war entweder einfach auf einer Stange oder in einem geschnitzten

Gehäuse in der Nähe des Altares an der Chormauer angebracht (Mothes, Lexicon S. 470). 3) Das schon erwähnte Bombalum, bei dem aber an Stelle des Schaftes zwei spiralförmig umeinander gewundene Röhrchen getreten waren, welche die Resonanz bedeutend vermehrten. Mit der allgemeinen Anwendung gegossener Glocken wurde die Gestalt der Glockenspiele eine ganz andere. Die Glocken wurden reihenweise nach der Größe aufgehängt und durch Hämmer zum Tönen gebracht, deren Bewegung ursprünglich mit der Hand, später durch einen mit der Uhr verbundenen Mechanismus und auch wohl durch das Schlagen einer mit den Glockenzügen verbundenen Claviatur bewirkt wurde.

Zu den Glockenspielen gehören die Schlagwerke, bei denen eine Statue den Hammer schwingt; diese Statue heißt im Französischen Jacque-marc. Ursprünglich hießen so die beiden an der Thurmuhr von Notre Dame zu Dijon befindlichen Automaten, die mit dem Hammer die Stunden an die Glocken schlugen; der Name kommt von dem Erfinder Jacques Marc. Berühmte Glockenspiele in Deutschland findet man in München, Berlin, Düren, Potsdam und Straßburg. Die eigentliche Heimath der Glockenspiele sind die Niederlande, worüber Otte ausführliche Nachrichten giebt. Das erste holländische Glockenspiel soll zu Alost im Jahre 1487 von einem irren Künstler angefertigt worden sein. Die holländischen Glockenspiele bestehen meistens aus vier diatonisch (ganze Töne betreffend) oder chromatisch (in halben Tönen auf- und absteigend) abgestimmten Glocken und einer mechanischen Vorrichtung zum Anschlagen derselben. Letztere war ursprünglich sehr einfach, dieselbe wie bei dem sogenannten Beiern. Das Beiern ist namentlich an manchen Orten Westfalens und des Rheinlandes als Volksbelustigung an den Vorabenden hoher Feste üblich; eine Person dirigirt dabei oft mit Händen und Füßen vier Glocken; es geschieht in lebhaftem Tempo und macht einen freudigen Eindruck. Der Klöppel jeder einzelnen Glocke wird mittelst eines um den unteren Stumpf desselben geschlungenen Seiles seitwärts in wagrechter Richtung befestigt und an der Mitte dieses Seiles ein Strang geknüpft, den man in ein tiefer gelegenes Stockwerk des Thurmes hinableitet und hier mit einem hölzernen Tritte (wie an einem Webstuhle) in Verbindung bringt. Wird nun dieser Tritt niedergedrückt, so schlägt der Klöppel an die Glocke, prallt aber durch die Federkraft des wagrechten Seiles sogleich wieder zurück, ohne jenseits die Glocke noch einmal treffen zu können. Diese ursprünglich mangelhafte

Mechanik wurde bald durch mehr künstliche Vorrichtungen ersetzt: an Stelle des Seiles traten Drähte und statt der Klöppel ließ man federnde Hämmer innerlich und äußerlich an die Glocke schlagen, so daß der Mechanismus dem der Clavier-Instrumente ähnlich wurde; endlich brachte man das Glockenspiel mit Uhrwerken und Walzen in Verbindung.

In den Niederlanden findet man in fast allen Städten auf Kirch- und Rathhausthürmen Glockenspiele. Die älteren sind minder harmonisch klingend als die im 17. Jahrhunderte entstandenen, unter denen sich durch Wohlklang besonders auszeichnen: Zütphen mit 26 Glocken von 14,000 Pfund Gesammtgewicht, Deventer, Utrecht, Amsterdam (auf der Börse). Alle diese Glockenspiele wurden verfertigt von dem Lothringer Franz Hemony zu Zütphen in der Zeit von 1645—1653. Dem genannten Meister steht nur gleich an Ruhm der Amsterdamer Glockengießer de Grawe. Um den Besitz des größten und kostbarsten Glockenspieles streiten sich die Städte Delft und Brügge. Die Synode zu Haarlem im Jahre 1564 rügte schon den Vortrag unpassender und muthwilliger Stücke; es eignen sich die Glockenspiele zur Aufführung feierlicher Musikstücke, als Choräle, Psalmen und Hymnen. Wo die mit Uhrwerken in Verbindung stehenden Glockenspiele fast unausgesetzt sich hören lassen, müssen sie den Umwohnern lästig und langweilig werden, wenn nicht bald Gewöhnung und Abstumpfung des Ohres einzutreten pflegt. Als Beispiel einer Inschrift an Glockenspielen sei erwähnt der klangvolle Spruch: „Ubi ons, ibi sons.“ (Wo Zwang und Drang, da heller Klang“. Die im Orchester und als besonderes Register mancher Orgeln sonst gebräuchlichen Glockenspiele sind in neuerer Zeit durch stählerne Federn ersetzt, welche weniger kosten und eine reinere Stimmung zulassen. Ein sehr primitives Glockenspiel ist das nach einer eigenthümlichen, naturwüchsigen musikalischen Theorie abgestimmte sogenannte Heerdengeläute, dessen Schellen aus mit Messing zusammengelöthetem Eisenblech bestehen. Dieselben haben sich namentlich im Thüringer Walde erhalten und werden nach der dort üblichen Terminologie in grobsche (tiefe) und kingsche (hohe) eingetheilt.

Die Glockengießer hatten im Wappen eine goldene Glocke im rothen Felde und verehrten als Patrone die hl. Agatha und den hl. Focquernus. Letzterer, namentlich in Irland hoch in Ehren gehalten, hat seinen Gedenktag am 17. Februar. Nach der Legende

war er vor dem Empfange der Priesterweihe Glockengießer. (Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 9, 295). Er wird dargestellt, wie er eine aus dem Gusse gekommene Glocke vollends ausarbeitet. Er war der Schüler und Genosse des hl. Patritius und des hl. Lomanus und starb als heiliger Einsiedler. Nach ihm wurde benannt ein Kloster in der Provinz Leicester. In irischen Menologien (Verzeichnissen von Monatsheiligen) steht sein Name und der des hl. Lomanus am 17. Februar.

Oft wird die Glocke genannt in den Räthseln und Sprüchen des Volkes; als Beispiel kann dienen das Sinnräthsel:

Es ist ein Speis', die Niemand ißt,
Es ist getauft und doch kein Christ,
Es hat ans Stehlen nie gedacht
Und hat's zum Hängen doch gebracht.

III. Glockenweihe und Glockennamen.

Die Sitte, der Glocke einen Namen beizulegen, wird auf Papst Johannes XIII. zurückgeführt, der im Jahre 968 die Glocke zu St. Johann im Lateran weihte; doch schon die Pontificalbücher des 8. Jahrhunderts enthalten den Ritus der Glockenweihe. Wie alle Dinge, welche in den unmittelbaren kirchlichen Gebrauch genommen werden, so werden auch die Glocken gesegnet. Bei dieser Glockenweihe findet eine Abwaschung mit geweihtem Wasser statt, eine Salbung mit dem heiligen Oele und Chrysam, es wird der Name eines Heiligen beigelegt und Glockenpathen werden zugezogen. Wegen dieser Aehnlichkeit der Glockenweihe mit einigen bei der heiligen Taufe vorkommenden Ceremonien wird dieselbe mit einem volksthümlichen Ausdrucke Glockentaufe genannt. Engherzige und befangene Gegner der Kirche haben sich an dieses Wort gehalten und sich die undankbare Mühe gegeben, die Katholiken eines Mißbrauchs der Taufe zu beschuldigen. Der Streit ist namentlich im 16. Jahrhunderte mit mehr Eifer als Verständniß geführt worden; es genügte zu sagen, daß bei der sogenannten Glockentaufe gerade die wesentliche Form des Sakramentes fehlt, nämlich die Worte: Ego te baptizo (Ich taufe dich u. s. w.).

Verständiger urtheilt der Protestant Menzel über die Bedeutung der Glockenweihe, indem er in seiner Symbolik sagt: „Das fromme Mittelalter sah in den Kirchenglocken nicht gern nur todtes Erz, sondern legte denselben eine gewisse Persönlichkeit bei, als den Vorsängerinnen und Administranten beim Gottesdienste, als den kirchlichen Wächterinnen über die Gemeinde. Die gewaltige Stimme der Glocke, immer nur ertönend im Dienste Gottes und zum Nutzen der Gemeinde, verlieh ihr nicht nur etwas Ehrwürdiges, sondern auch etwas Persönliches. Daher der unschuldige Gebrauch, bei der Einweihung der Glocken denselben auch einen Namen zu geben, was man doch nur uneigentlich eine Taufe nennen und als gottlosen Aberglauben bekämpfen konnte, wenn man nur in den Schranken der Symbolik blieb. Die sogenannte Glockentaufe, wie sie noch in der katholischen Kirche geübt wird, ist rein sinnbildlich und sieht in der Glocke nicht einmal eine Persönlichkeit, sondern nur das Symbol des göttlichen Wortes, verkündet in der Stimme des Priesters. Die Waschung der Glocke bedeutet die Reinigung der Lehre, das weiße Linnen, womit sie getrocknet wird, die Albe des Priesters, die Räucherung mit Weihrauch die Vertreibung der Dämonen und alles Unreinen und Gemeinen, die siebenfache Salbung die sieben Gaben des heiligen Geistes."

Die bedeutungsvolle Stimme, die der eherne Mund der Glocken „bald frohlockend, bald klagend, bald stürmend, bald zagend" ertönen läßt, scheint an den Ereignissen des Menschenlebens einen innigen und geheimnißvollen Antheil zu nehmen und verkündet und weckt die Gedanken, die der jedesmaligen Handlung der Kirche entsprechen. Es gilt von der Glocke, was Schiller von dem Liede des Sängers sagt: „Sie weckt der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen." Viele Glocken-Inschriften heben diese Bedeutung der Glocke hervor; wir erinnern nur an die Inschrift der Glocke im Münsterthurm zu Schaffhausen, die als Motto zu dem Meisterwerke Schillers berühmt geworden ist: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" („Ich rufe die Lebenden, ich beklage die Todten, ich breche die Blitze"). Die kirchlichen Gebete bei der Glockenweihe enthalten beredte Hinweise auf die Bedeutung der Glocken für das christliche Leben. Wenn man erwägt, wie bedeutungsvoll diese metallene Zunge ist, wie viel Freude und Leid sie verkündet, so hat die Kirche volles Recht, auch bei der Weihe der Glocke durch einen frommen christlichen Spruch an den Ernst und Wechsel des Lebens zu erinnern. Das kirchliche Rechtsbuch (Glosse

zu c. un. Extrav. com. 1,5) giebt schon den Zweck der Kirchenglocken an mit den Worten:

Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctum ploro, nimbum fugo, festa decoro.

(„Ich lobe den wahren Gott, rufe die Gemeinde, versammele den Clerus,
Beklage die Todten, theile die Wetter, verherrliche die Feste.")

Durch die Weihe erhalten die Glocken die Eigenschaft einer wirklichen Heiligung und werden res sacrae, bestimmt zum gottesdienstlichen Gebrauche. Die kirchliche Glockenweihe ist ein Vorrecht der Bischöfe. Das Pontificale Romanum (Tit. „de benedictione campanae" schreibt ausdrücklich vor, daß die Glocke geweiht werden muß („debet benedici"), bevor sie in den Glockenthurm aufgehängt wird. Der Bischof kann es verhindern, daß nicht geweihte Glocken geläutet werden; er kann nach der Entscheidung der Riten-Congregation auch die Ordensleute zwingen, die Glocken vom Thurme herabzunehmen, wenn letztere ungeweiht dort aufgehängt worden. (S. R. C. 5. Juli 1614). Sollte die Glocke bereits in den Thurm aufgezogen sein, so daß die feierliche Benediction nicht entsprechend vorgenommen werden kann, dann müßte, so meint Streber im Kirchen-Lexicon, eine einfache Benediction mittelst Weihwasser und Kreuzzeichen an ihre Stelle treten. Daß auch Glocken aus Gußstahl in feierlicher Weise zu benediciren seien, erklärte die Congregation der Riten am 6. Februar 1858.

Die Glockenweihe kann vom Bischofe nur auf Grund eines päpstlichen Indultes durch Delegation einem Priester übertragen werden, weil die dabei vorkommende Salbung mit dem heiligen Oele dem Bischofe allein zusteht (S. R. C. 18. April 1687). Wenn Priester zur Vornahme der Glockenweihe bevollmächtigt werden, so haben sie sich genau an die Form der römischen Pontificale zu halten und das vom Bischofe geweihte Glockenwasser in Anwendung zu bringen. Wer zur Glockenweihe delegirt ist, darf nicht einen andern subdelegiren, es sei denn, daß ihm dies in dem Indulte ausdrücklich gestattet wurde (S. R. C. 1. September 1703). Ein besonderes Privileg zur Vornahme der Glockenweihe besitzen die Aebte und Prälaten, welchen der Gebrauch der Pontificalien zusteht, aber nur für die Glocken ihrer eigenen Kirchen, wie Ferrari (Prompta biblioth. s. v. campana) aus mehreren Entscheidungen der Riten-Congregation nachweist.

Die Glocke gilt als das „Herz des Thurmes"; durch das Aufhängen der geweihten Glocke ist auch der Thurm geweiht, weshalb letzterer bei der Consekration der Kirche nicht besonders geweiht wird. Der Ritus der feierlichen Glockenweihe ist von Amberger in seiner Pastoraltheologie ausführlich beschrieben. Der Bischof in Pontificalkleidern von weißer Farbe betet mit den ihm assistirenden Priestern als Vorbeitung zur Weihe sieben Psalmen, deren Inhalt ein bußfertiges Flehen um Gottes Hülfe und Gnade ist. Hierauf mischt er Salz und Wasser und wäscht die Glocke von innen und außen. Wegen dieser Abwaschung nennt man im Volke die ganze Handlung gewöhnlich „Glockentaufe"; doch hat die Kirche, wie Benedict XIV hervorhebt, diese Bezeichnung nicht angenommen. Nachdem hierauf sechs zum Lobe Gottes auffordernde Psalmen im Chore gebetet sind, schreitet der Bischof zur Salbung der Glocke. Er zeichnet mit dem oleum infirmorum ein Kreuz auf die Außenseite der Glocke und betet, daß dieselbe durch die Gnade des heiligen Geistes geweihet werde, als Gottes Stimme die Frömmigkeit in den Herzen wecke und alles Schädliche, Stürme und Ungewitter fern halte. Dann wird der 28. Psalm gesungen, der die Macht der Stimme Gottes preist. Hierauf zeichnet der Bischof das Kreuz siebenmal mit dem heiligen Oele auf der Außenseite und viermal mit Chrysam auf der Innenseite der Glocke und legt der letzteren den Namen eines Heiligen bei, unter dessen Schutz sie künftig stehen soll. Die Person, welche bei dieser Gelegenheit den Namen der Glocke dem Bischofe angiebt, heißt im Volksmunde der Glockenpathe. Als Vollendung der Weihe wird ein Kohlenbecken mit Tymian, Weihrauch und Myrrhe bestreut und unter die Glocke gestellt, so daß ihr Inneres sich mit Wohlgeruch erfüllt. Nachdem dann das Evangelium von der zu den Füßen Jesu sitzenden hl. Maria Mägdalena gesungen worden ist, bildet eine nochmalige Segnung mit Weihwasser den Schluß. Die siebenmalige Salbung von außen deutet nach Amberger auf die Heilung mannigfacher Uebel durch die siebenfache Macht des heiligen Geistes, die vierfache Salbung im Innern auf die positive Wirkung desselben heiligen Geistes, in den Seelen die Liebe zum göttlichen Wort, wie es in den vier Evangelien verkündet ward, zu wecken.

Nachdem Papst Johannes XIII. die große Glocke der Lateranskirche im Jahre 968 in Gegenwart mehrerer Bischöfe feierlich geweihet und ihr den Namen „Johannes" gegeben hatte, kam der Gebrauch auf, bei der Weihe den Glocken besondere Namen zu

geben. Jetzt wird bei der Weihe regelmäßig der Glocke der Name eines Heiligen beigelegt. Anfangs kamen Namen vor, wie Cantabona, Pretiosa, Dominica. Häufig findet sich der Name „Susanna". Der Kirchenkalender nennt zum 18. Januar die heilige Jungfrau und Martyrin Susanna von Nola. Diejenigen, welche die Namen campana von Campanien bezw. von dem campanischen Erze und nola von der Hauptstadt Campaniens Nola ableiten, werden geneigt sein, bei dem Glockennamen Susanna an die genannte Heilige zu denken. Eine andere Heilige dieses Namens hat ihren Gedenktag am 11. August. Es ist ihr in Rom die Kirche der Cisterzienserinnen geweiht, die zugleich Pfarrkirche und ein Cardinalstitel ist. Die von Seiten der Cisterzienser dieser Heiligen erwiesene Verehrung mag in einzelnen Fällen die Wahl des Glockennamens Susanna veranlaßt haben. Der Einfluß der Cisterzienser war im frühen Mittelalter sehr groß; sie besaßen viele Klöster; im Sachsenspiegel werden sie oft genannt unter dem Titel: „grawe monike" (graue Mönche). Auch kommt in einzelnen Fällen der Umstand in Betracht, daß eine Person Namens Susanna bei der Glockenweihe Pathin war. So schreibt Aufseß (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1832. S. 66) von der großen Glocke der Pfarrkirche zu Schwabach aus dem Jahre 1445, daß eine Jungfrau Namens Susanna Pathenstelle vertreten und ein Stück Feld zum Eingebinde gegeben habe. Von dieser Glocke hatte das Volk, wie von der Erfurter großen Glocke, den Spruch: „Die große Susanna treibt die Teufel von danna". Die berühmte Erfurter Glocke, die im Jahre 1472 bei einem Brande schmolz und im Jahre 1497 unter dem Namen Maria Gloriasa erneuert wurde, heißt im Volke Susanna. Entweder ist das der alte Name, oder es ist das Wort, wie Einige annehmen, aus Hosanna corrumpirt, ähnlich schallmalend, wie bei den Franzosen Bourdon überhaupt Bezeichnung einer großen Glocke ist. Sehr häufig wurden bei der Glockenweihe zur Bezeichnung der Glocken die Namen der heiligen Martyrinnen Catharina, Margaretha und Barbara gewählt; diese drei heiligen Jungfrauen wurden verehrt als die Patroninnen der drei Hauptstände, des Lehr-, Nähr- und Wehrstandes, und sie standen auch deshalb in so großer Verehrung, weil sie dem Kreise der vierzehn heiligen Nothhelfer angehören.

Die älteste Glocke des Würzburger Domstiftes hieß im Volksmunde „das Heinle". Es hatte laut zu klagen, so oft der Tod im Domstifte einkehrte (Niedermeyer, Kunstgeschichte Würzburgs S.

143). Der neugewählte Bischof zog dreimal am Strange des Glöckleins, und der Dombechant rief ihm dabei die Worte zu: „Memento mori!“ („Gedenke, daß du sterben wirst!“). Hatte „das Heinle“ gerufen, so tönten alle Glocken der Stadt über die Neuwahl jubelnd zusammen. Es erinnert diese ernste, sinnreiche Sitte an den Gebrauch bei der Papstwahl, nach welchem vor den Augen des neugewählten obersten Hirten der Kirche ein Stück Werg verbrannt wird und an denselben die Worte gerichtet werden: „Sancte Pater, sic transit gloria mundi“ („Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt). Es entspricht dem Geiste der heiligen Kirche, mit der Erwählung zu hohen Ehren eine Mahnung zur Demuth zu verbinden.

IV. Die Glocken-Inschriften und Glocken-Ornamente.

Der bei der Weihe der Glocke beigelegte Name wird oft in der Aufschrift der Glocke genannt. Von der Form der Schrift läßt sich auf das Alter der Glocke schließen. In der Zeit der Gothik ist der Name gewöhnlich in gothischen Minuskeln geschrieben, welche wie unsere Kleinbuchstaben des deutschen Druckes aussehen; seit dem 16. Jahrhunderte zeigt die Schrift meistens lateinische Großbuchstaben. Die alten Glocken sind oben und in der Mitte enge und schmal, unten aber verhältnißmäßig weit, so daß die Glocke mehr langgestreckt erscheint. An der untersten Ausladung oder Schwellung, dem sog. Schlagringe, befindet sich an den alten Glocken regelmäßig ein einziger Rundstab. Im 16. Jahrhunderte wurden unter der Umschrift mehr und mehr Reliefbilder angebracht, und die Glocken wurden kürzer, d. h. oben weiter, unten treten mehrere Stäbe und Ringe auf; später wurden die Bilder mitten in der Leibung angebracht. Auf ein hohes Alter der Glocke weist gewöhnlich die Patina hin, der durch Oxydation entstandene grüne Ueberzug.

Die Sitte an den Glocken Inschriften anzubringen, reicht bis in das 12. Jahrhundert hinauf. Auf den ältesten Glocken sind die Buchstaben vertieft in das Metall geschnitten, dann finden sich, wie Otte in seiner „Glockenkunde“ nachweist, bis nach der Mitte des 14. Jahrhunderts erhabene Inschriften und Reliefs in bloßen Umrissen, welche auf der inneren Seite des Mantels eingeritzt wurden.

Dieses mußte links geschehen, wenn das Bild im Abgusse rechts erscheinen sollte; oft ist es aber aus Unkunde oder wohl auch mit Absicht nicht beachtet, weshalb dergleichen Inschriften im Spiegelbilde gelesen werden müssen. Im 14. Jahrhunderte finden sich schon reich verzierte Inschriften in flachem Relief von bandartigem Querschnitte; gleichzeitig kam das noch jetzt gebräuchliche Verfahren auf mit in Wachs bossirten, auf dem Hemde der Glocke aufgeklebten Buchstaben mit erhabenem Relief. Um Glocken-Inschriften zu lesen, empfiehlt sich in den meisten Fällen die Anfertigung von Papierabdrücken, da bloße Abzeichnungen meistens ungenau sind. Die mittelalterlichen Glocken-Inschriften sind bis in das 14. Jahrhundert in lateinischer Sprache abgefaßt; von dieser Zeit an kommen auch Inschriften in der Landessprache vor. Dieselben stehen gewöhnlich rund um den Hals oder um den Kranz der Glocke. Nach der Mitte des 16. Jahrhundertes war es üblich, die ganze Fläche der Glocke mit Inschriften zu bedecken, die nach einer Bemerkung Otte's ebenso weitschweifig und abgeschmackt sind, wie die mittelalterlichen größtentheils kurz, kraftvoll und wohlklingend waren.

Die figürlichen Darstellungen, mit denen man die Glocken seit dem Ende des 13. Jahrhunderts häufig geschmückt hat, theilt man der Technik nach in zwei Klassen. Bei den älteren, bis in das 16. Jahrhundert vorkommenden sind bloße Umrisse in den Mantel eingeritzt. Hierbei geschah es häufig, daß man das Bild nicht von der Gegenseite zeichnete, weshalb im Abgusse die Figuren verkehrt erscheinen und z. B. Ritter das Schwert auf der rechten Seite tragen und in der linken Hand die Lanze führen. Die zweite Klasse bilden solche, die über Wachsmodellen in flachem oder erhabenem Relief abgeformt sind. Was den Inhalt der Darstellungen, deren Kunstwerk sehr verschieden ist, anbetrifft, so findet sich im Mittelalter am häufigsten das Crucifix, mit Maria und Johannes zu den Seiten des Kreuzes; auch das Salvatorbild zwischen Alpha und Omega, das Veronikatuch, das Gotteslamm und die allerseligste Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde kommen frühzeitig vor; sodann die Titularheiligen der betreffenden Kirche, die Schutzheiligen der Donatoren u. s. w., doch stets nur einzelne Figuren, niemals zusammenhängende Darstellungen. Seit dem 15. Jahrhunderte werden auch häufig die Wappen weltlicher und geistlicher Personen und Corporationen in Relief angebracht. In Betreff des bildnerischen Schmuckes der Glocken hat die neuere Zeit große Fortschritte gemacht; es fragt sich aber, ob die stark erhabenen Reliefs, in deren

tadelfreiem Gusse einige berühmte Meister der Gegenwart ihren Ruhm suchen, nicht unter gewissen Umständen nachtheilig auf den Klang der Glocken einwirken müssen, da es keineswegs gleichgültig ist, wenn die Wandung der Glocke an einzelnen Stellen so bedeutend verstärkt wird.

Auf den sogenannten Betglocken steht oft die Inschrift: „O rex gloriæ, veni cum pace", oder man liest daran die Anfangsworte des englischen Grußes: „Ave, Maria, gratia plena, Dominus tecum". Die erste der beiden Inschriften ist besonders zur Zeit der Türkenkriege gebraucht worden. Die mit derselben bezeichneten Glocken wurden geläutet, um die Christenheit zum Gebete für die Wiederkehr des Friedens zu ermahnen. Die zweite Inschrift weist auf das dreimalige Angelus-Läuten hin, welches durch Verordnungen der Päpste Gregor IX (1230), Johannes XXII (1325) und Calixtus III (1457) eingeführt wurde. Dieser Gebrauch entspricht der alten apostolischen Ueberlieferung, daß man vorzugsweise zu drei bestimmten Tageszeiten, und zwar mit Rücksicht auf die Zeit des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn, am Abende, Morgen und Mittag zu Gott beten solle.

Ihrem Inhalte nach sind die Glocken-Inschriften entweder Gebetsformeln oder Aussprüche, die sich auf die Bestimmung der Glocken beziehen, oder geschichtliche Notizen. Zahlreiche Inschriften haben Otte, Hertz u. A. gesammelt; wir geben von den deutschen Glocken-Inschriften folgende Auswahl:

1) Sanct Martinus bin ich genannt,
Den von Markolmdorf wohl bekannt,
Dess' müssen sie oft und viel genießen,
Darum sie mich auch ließen gießen.
(Markolmdorf 1557).

2) An einer Glocken kann man spüren
Die Ding, so einem Prediger gebühren!
Gott loben und führen in rechter Lehr,
Das Volk versammeln und die Schaar
Zur Kirchen und zu aller Zucht,
Bringt gut Exempel und gute Frucht.
(Germsee 1650).

3) Anna bin ich genannt,
Wenn ick rufe, kommt to Hand.
(Altmark).

4) Maria hete ick
Dat Wedder verdriewe ick.
(Altmark).

5) Osanna heiß ich
Den Todten pfeif ich.
(Kloster Weingarten 1490).

6) Ich heiße Susanna
Und treibe den Teufel von danna.
(Erfurt).

7) Hilf Maria, wer mich hör',
Daß ich ihm alles Leid zerstör.
(1485).

8) Osanna heiß ich,
Der böse Feind flieht mich.
(Stuttgart).

9) Susanna, Susanna,
I' Bergfelde will i hanga,
I' Bergfelde will i bleibe,
Will alle Wetter vertreibe.
(Bergfelde).

10) St. Martin nennt man mich,
Zum Dienste Gottes ermahne ich,
Den Donner zerschlage ich,
Die Todten beklage ich,
Die Sünder bekehre ich,
Daß Du lebst ewiglich.
Edmund Pipin von Cölle gosse mich.
(St. Martin zu Cöln 1721).

11) O Maria, Muttergotteszell,
Hab' in Hut, was ich überschell.
(Freimünster in Zürich).

12) Ich bin in Gottes Namen durch's Feuer geflossen,
Hans Olemann von Magdeburg hat mich gegossen.

13) Im Jahre MDCXVII von Gottes Geburt hat mich gegossen
Meister Barthmann Wengle in München unverdrossen.
(Salve-Glocke im Frauendom zu München).

14) Gottes Hülfe habe ich genossen,
Durch Feuer bin ich geflossen.
Peter Kaufmann hat mich gegossen.
(Cöln 1644).

15) In sankt Maurizien Ere
So lüte ich gar sere.
Meister Andreas von Colmar mathe mich
Anno Domini MCCCL. Amen.
(Multzig im Elsaß).

16) Goat ar in ze Messe,
Daß Gott ewer nimem firgesse. Amen.
Ave Maria.
(Elsaß 1350).

17) Ehre sei Gott in der Höhe.

18) Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.

19) Veni sancte Spiritus.
Hermann de makede us.
(Wüllen bei Ahaus 1350).

20) Die Glocken und die Kirchen dein,
O Gott, laß Dir befohlen sein.
(1698).

Mit viel Polemik, die oben schon als unverständig dargethan wurde, ist die Reimerei versetzt, die sich auf der großen Glocke der Frauenkirche zu Jüterbogk vom Jahre 1697 findet:

Mir gilt nicht Weih' noch Taufe, ein antechristlich Zeichen,
Doch soll mein heller Klang zum Gottesdienst gereichen.
Gott, laß mich alle Zeit zu Deiner Ehre schallen
Und ja nicht wiederum in alten Mißbrauch fallen,
Bis daß der Tag des Herrn erscheint zum Gericht
Und mit dem letzten Knall die Welt in Stücke bricht.

Wie diese, so zeigt auch die folgende geschwätzige Reimerei an der Glocke der Pfarrkirche zu Marburg, daß die deutschen Glocken-Inschriften seit dem 17. Jahrhunderte vielfach abgeschmackt und weitschweifig sind:

So lang ich sitze, bleib ich stumm,
Doch schwing ich mich im Thurm herum

Und werf mein Zungen hin und her,
So ruf' ich dich zu Gottes Ehr',
Zu Predigt, Orgel und Gesang.
Dem Dieb ruf ich zum Galgenstrang,
Den Wittwen bring ich Traurigkeit,
Dem Bräut'gam bring ich frohe Zeit,
Auch des creirten Doctors Ruhm
Verkünd' ich in der Stadt herum.
Zu Märkten, Schlachten und zu Brand
Ruf ich die ganze Stadt zu Hand.
Was man verliest bei meinem Schall,
Ein jeder Bürger wissen sall.

V. Glockensagen.

Die Glocken, die man wohl mit einem Scherzworte „die Artillerie der Kirche" nannte, haben wegen ihrer sinnreichen und poetischen Bedeutung in den Liedern der Dichter und in den Sagen des Volkes eine hervorragende Stelle eingenommen. Die Herstellung der ersten größeren Glocken wird, wie erwähnt, dem heiligen Bischofe Paulinus von Nola zugeschrieben. Er war ein hochgebildeter und sehr wohlthätiger Mann und starb im Jahre 431. Die Sage berichtet über die Erfindung der Glocken Folgendes: Die Sonne war im Sinken, als Paulinus über eine Waldwiese sinnend dahinschritt. Der goldene Purpur des Abends durchglühte das üppige Blättergrün der leise rauschenden Bäume, und rings herrschte solch' ein seliger Friede, daß der fromme Mann unwillkürlich die Hände faltete und ausrief: „Sei gebenedeit und gepriesen, Herr der Welten, in deinem irdischen Himmel! O gieb mir ein Zeichen, daß du jetzt bei mir weilest und bei mir bleiben wirst bis zum Ende meiner Tage!" Da begann es leise, ganz leise im Umkreise zu klingen, und der heilige Beter gewahrte, wie die blauen Glockenblümchen rings ihre Köpfchen im Abendwinde wiegten. Zur Erinnerung an diese selige Stunde ließ der gottesfürchtige Bischof zu Nola für den Dom eine Riesenglockenblume gießen, die stets beim Gebete der frommen Gemeinde erklang; dies war die erste Kirchenglocke zum Preise des Christengottes.

Die mit mancherlei märchenhaften Zügen ausgeschmückten Erzählungen vieler Ortschroniken melden von absichtlicher Vermischung der Glockenspeise mit edlen Metallen, von der Strafe des Betruges hierbei, heben auch wohl den Umstand hervor, daß Sachverständige die etwaige Beimischung von etwas Gold und Silber dem Klange der Glocke sogleich abzuhören im Stande gewesen seien. Bemerkenswerth ist die Sage, welche sich an die Glocke im Dom zu Aachen knüpft (Monachus Sangallens. Gesta Caroli Magni lib. 1 cap. 29 bei Pertz). Als Kaiser Karl seinen Dom zu Aachen vollendet hatte, goß ihm für denselben der Mönch Tancho im Kloster Sanct Gallen eine Glocke, deren Ton die Bewunderung des Kaisers erregte. Alsogleich erbot sich ein Erzgießer, eine noch schöner tönende Glocke zu gießen, wenn ihm der Kaiser Kupfer und statt des Zinnes hundert Pfund Silber geben würde. Karl der Große ging darauf ein; der Gießer stellte eine wunderschöne Glocke her. Als man sie aber in Gegenwart des Kaisers läuten wollte, konnte trotz aller Anstrengung Niemand sie in Schwingung bringen. Da ergriff der Glockengießer selbst den Strick, und der Schwengel fiel herab und erschlug den ungetreuen Mann, welcher das Silber unterschlagen und statt dessen nur Zinn beigemischt hatte. Die Sage will, so meint Geistberger, auch andeuten, man habe schon damals gewußt, daß Silber zur Glockenspeise unbrauchbar sei.

Nach den Volkssagen lieben die Glocken ihren Heimathsort; ungern trennen sie sich von der Kirche, deren Schutzheiligen sie geweiht sind, von der Gemeinde, der sie schon lange als Boten Gottes gedient haben. Darum sind sie schwer fortzubringen und leisten den auf ihre Fortschaffung gerichteten, oft fruchtlosen Versuchen allerlei Widerstand. Schon wenn die Versetzung einer Glocke nur beabsichtigt wird, verschlechtert sich ihr Ton und hört ganz auf, kehrt aber hernach um so lieblicher wieder, wenn man sie ruhig an ihrer Stelle läßt. Ein anderes Mal vermögen viele Pferde die Last der Glocke nicht von der Stelle zu bewegen oder gelangen damit bis an den nächsten Berg, wo die Glocke liegen bleibt, bis an einen Sumpf, wo sie versinkt, bis an eine Brücke, mit welcher sie zusammenbricht und ihr Grab in der nassen Fluth findet. Steht man dagegen noch bei Zeiten von dem Unmöglichen ab und beschließt die Umkehr, dann ist die Last leicht, und nun leistet ein Pferd mehr als vorher wohl zwanzig. Gelingt indeß die schwierige Fortschaffung, da war die Mühe doch vergebens; die sonst volltönende Glocke klirrt und schnarrt an dem neuen Orte ganz jammervoll und versagt gar eigen-

sinnig vollends das Läuten, so daß man sie gern wieder zurückschickt, wo sie denn daheim bald völlig gesundet; sonst stirbt sie am fremden Orte leicht an Heimweh und zerspringt.

Ist eine Glocke versunken, so hat sie auch in der Erde oder im Wasser, wo sie liegt, keine Ruhe; in gewissen Zeiten wenigsteus ertönt sie klagend und führt dadurch die Wiederausgrabung und ihre Zurückführung an den alten, lieben Ort ihrer ersten Bestimmung herbei. Nicht selten gelingt ihre Wiederauffindung auch durch Wildschweine, welche in Feldern, Sümpfen und Wäldern merkwürdige alte Glocken aufwühlten. Mone (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 7. Jahrg. S. 364) erzählt die folgende Sage über das Glöcklein der Kirche zu Bernhardsweiler, in welcher sich die meisten der angegebenen Züge der Volksdichtung zusammenfinden: In das Kirchlein zu Bernhardsweiler stiftete vor Zeiten eine Gräfin eine Glocke, die viel Silber enthielt, und nannte sie nach ihrem Namen Anna Susanna. Während eines Krieges flüchtete man die Glocke und verbarg sie im Walde. Erst etwa nach hundert Jahren wurde sie dort von Wildschweinen herausgewühlt und bald darauf von Leuten gefunden. Da Niemand wußte wohin sie gehörte, so hing man sie zu Dinkesbühl in den Kirchthurm. Doch so oft sie daselbst geläutet wurde, ließ sie nur ein schwaches Tönen hören, welches lautete:

Anna Susanna
Zu Berndweiler will i hanga.

Nach dem man diese Worte verstanden, brachte man die Glocke in das Kirchlein zu Bernhardsweiler, wo sie gleich beim ersten Läuten ihren schönen, kräftigen Klang wieder hatte.

Die Sagen von der Heimathliebe der Glocken knüpfen sich in Deutschland an die verschiedensten Oertlichkeiten an, und wie gewöhnlich auf dem Gebiete der Sage, spielen nach Otte in die dichterischen Gebilde wirkliche Ereignisse und geschichtliche Thatsachen hinüber. Müller erzählt in den Annalen der Kreisstadt Jüterbogk (Handschrift im Rathsarchiv daselbst) S. 218: „Anno 1501 kam Erzbischof Ernst von Magdeburg nach Jüterbogk. Die Ursache war, daß er unsere Glocke auf dem Nikolai-Thurm gern nach Magdeburg haben wollte, weil ihm berichtet worden, daß in Magdeburg dergleichen Glocke von so schönem, reinem Klange nicht zu finden sei. Da nun einen Tag der Wind aus Morgen kam, so befahl der

Bischof die Glocke zu läuten. Da aber der Rath merkte, daß der Bischof die Glocke austauschen würde, so gebrauchte er die List und ließ die Glocke mit einem Tuche behängen, davon sie einen dämpflichen Klang bekam. Als der Bischof die Glocke läuten hörte, so schüttelte den Kopf und verlangte sie nicht." Als Herzog Albrecht von Bayern im Jahre 1487 eine dem Emmerans-Kloster zu Regensburg abgekaufte Glocke auf der Donau und Isar hatte nach München bringen lassen, sprang dieselbe auf der dortigen Frauenkirche schon am Weihnachtsfeste des gedachten Jahres — „vor Heimweh und Herzeleid", sagte das Volk.

In den Annalen des Cisterzienser Klosters Zwittl ist die Rede von einer großen, schönen Glocke, welche unter dem Schutte eines von den Türken zerstörten Dorfes in Ungarn lange verborgen lag, bis wühlende Schweine zu ihrer Entdeckung führten. Im Spätsommer 1851 wurde einige Meilen von Berlin, unweit des Dorfes Schönerlind, beim Pflügen an einer Stelle, genannt „der alte Hof", eine Glocke gefunden. Dieselbe war etwa $2^1/_2$ Fuß hoch, hatte 2 Fuß im Durchmesser und neun Centner in Gewicht. Zum Läuten konnte sie nicht gebraucht worden sein; denn sie war ohne Klöppel und Hängeisen, war also wohl eine Uhrglocke (Berliner Zeitung 1851 Nr. 236). In einer späteren gerichtlichen Vorladung des ursprünglichen Eigenthümers wurde diese Glocke übrigens nur als „ein metallenes Gefäß von 8—9 Centner Schwere" bezeichnet. Die älteste noch vorhandene Glocke, die man kennt, ist der sogenannte „Saufang" in der Cäcilien-Kirche zu Köln; sie wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts noch geläutet, hat die Gestalt einer Kuhschelle, ist $15^1/_2$ Zoll hoch und $13^3/_4$ Zoll breit und besteht aus zusammen genietetem Eisenblech. Den Namen „Saufang" hat diese Glocke, weil sie nach der Volkssage im Jahre 613 von einem Schweine soll ausgewühlt worden sein.

Die alten Schwengel oder Klöppel sind rund und haben nach unten eine polygone Fortsetzung. Zuweilen zeigen alte Glocken nagelartige Ornamente, und zur Erklärung der letzteren hat sich die Volkssage wieder geschäftig erwiesen. Sie berichtet von dem Einschlagen der Nägel in Glocken, damit letztere die große Glocke einer nahen, wichtigeren Kirche an Tiefe und Fülle des Tones nicht übertreffen. So zeigt man auf dem Mantel der großen Glocke zu Pfarrkirchen bei Bad Hall mehrere nagelartige Ornamente und behauptet, diese Nägel seien da eingeschlagen worden, damit sie die

Klosterglocke von Kremsmünster nicht übertöne. Wer das Mährchen fest glaubt, der meint auch wahrzunehmen, daß die Glocke auf der anderen Seite tiefer klinge. Der Benedictinerpater Geistberger schreibt in den Linzer Kunstblättern: „Ganz eigenartig überkam's mich, als ich vor einigen Jahren die größte Glocke in Klosterneuburg besichtigte und dieselbe Sage und Klage von einem Knaben hören mußte, der mich auf Geheiß des Meßners zu ihr hinaufführte. Wehmüthig zeigte er mir im Innern derselben die vermeintlichen Nägel (Unebenheiten des Glockenkernes, also vom Guße herrührende Mängel), welche einst in ihre Leibung getrieben sein sollten, damit sie die St. Stephansglocke im nahen Wien nicht übertreffe. Denn der Stephansdom muß selbstverständlich nicht nur die größte, sondern auch die bestklingende Glocke weitum, ja im ganzen Reiche haben, weil Wien die Metropole, die Residenz- und Reichs-Hauptstadt ist."

Die Lügenglocke auf der Hochstraße zu Gent soll nie zur rechten Zeit geläutet haben (Wolf, Niederländische Sagen S. 623). Nach einer andern Sage wandeln die Glocken zuweilen des Sonntags von den Thürmen herab, um kirchenscheue Leute in das Gotteshaus zu bringen (Goethe's Werke 1,224 „Die wandelnde Glocke"). Als die Hunnen das Kloster der Ordensfrauen zu Lieu überfielen und letztere durch den Schutz des hl. Germanus wunderbar gerettet wurden, läuteten gleich darauf alle Glocken der Stadt, ohne daß ein Mensch an sie rührte; zum Andenken daran läutet man noch alle Jahre am Feste des genannten Heiligen von fünf bis zehn Uhr Abends die Glocken von Lieu. Von den Glocken zu Vitilla in Aragonien meldet die Sage, daß sie wiederholt von selbst geläutet haben, und zwar mit eigenthümlich verändertem dumpfen Tone, um öffentliches Unheil voraus zu verkündigen. In Gent verlangte Kaiser Karl V. nach Dämpfung eines Aufruhrs, daß die auf dem Stadtthurme befindliche Glocke, die zum Aufruhr geläutet war, zerschlagen werden sollte, gab indessen auf Bitten der angesehensten Einwohner so viel nach, daß sie nur durch Herausschlagen eines Stückes aus dem Rande unbrauchbar zum Läuten gemacht wurde und mit heiserm Klange nur noch als Uhrglocke dienen durfte. Für das Alter der Gerichtsglocken, welche der Kläger behufs Zusammenrufung der Richter läutete, sprechen mehrere Sagen, z. B. die von der Schlange, welche zu Zürich beim Kaiser Karl die Kröte verklagte, oder die von dem Schimmel zu Vineta, welcher als Kläger wegen Undank seines Herrn auftrat (Grimm, deutsche Sagen 2,130).

Der Angelus-Glocken gedenkt Uhland in seinem Liede „die Waller" mit den Worten:

Rührt sich dort die Aveglocke,
Hallt es weit die Gegend nach,
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.

Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

In den oft so schönen und sinnigen Glockensagen wird zuweilen die Angelus-Glocke erwähnt. Ein rührendes Lied hat Fr. Halm von der Ave-Glocke von Innisfär gesungen:

Vom Kloster von Innisfär
Ertönt nicht Chor noch Orgel mehr;
Die schlimmen Sachsen warfen's nieder,
Seitdem erhob es sich nicht wieder,
In Trümmern liegt's, mich dauert's sehr,
Das Kloster von Innisfär.

Nur eine Kapelle ist übrig mehr,
Drin hängt ein Glöcklein von gutem Klange;
Zieht einer zur rechten Zeit am Strange,
Wirkt's Wunder rings im Land umher,
Das Glöcklein von Innisfär.

Liegt ein Kranker darnieder schwer,
Daß er wieder euch gesunde,
In der Christnacht zwölfter Stunde
Zieht das Glöcklein, ich rat' euch's sehr,
Das Glöcklein von Innisfär!

Weiter erzählt der Dichter, daß eine todkranke Wittwe den innigsten Wunsch hegte, man möge ihr in der heiligen Christnacht das Wunderglöckchen läuten. Nachdem die Lichtlein des Christbaumes überall erloschen, wagt sich deren zehnjähriges Töchterlein „ins Schneegestöber und Sturmgebraus" und gelangt trotz Gefahren und Hindernissen noch rechtzeitig zur Kapelle. Aber o weh? Der Glockenstrang ist morsch geworden und herabgefallen! In dieser

ärgsten Verlegenheit wendet sich die kleine Maria durch die Fürbitte ihrer Namenspatronin an das liebe Christkind „um ein paar Schläge der Glocke hier" zur Genesung der sterbenskranken Mutter:

Und eh' noch im Dorf der zwölfte Schlag
Verkündet einen neuen Tag,
Da plötzlich regt sich's,
Da schwingt's sich im Kreise,
Da schallet es leise:
Ein Schlag, noch einer und noch mehr,
Da läutet die Glocke von Innisfär.
Das that der Sturm nicht, dess' rohe Macht
Dahintobt brausend durch die Nacht;
Das ist der Herr, der Gewährung nickt
Dem Kinde, das gläubig aufwärts blickt.
Und wie hinaus über Berg und Wald
Mit mächt'gem Ruf die Glocke schallt,
Da mischt sich, dem Kinde wie Engelsgesang,
Der Mutter Stimme in ihren Klang:
Gerettet, gerettet! weht's ihm von ferne her
Ins Geläute der Glocke von Innisfär.

In der feierlichen Messe am Gründonnerstage wird das Gloria gesungen, gleichsam ein jubelnder Freudenruf der Kirche ob der Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes; mit dem Gesange des Gloria verbindet sich das Geläute aller Glocken. Von da an verstummen die Glocken, auch die Meß- und Sakristei-Glöckchen bis zum Gloria des Karsamstages, der Ostervigil. Während dieser Zeit der sogenannten Glockentrauer wird die christliche Gemeinde zum Gotteshause durch ein Instrument von Holz berufen, dessen man sich auch bedient, um das Zeichen zum Engel des Herrn zu geben. Benedict XIV. bemerkt, daß diese Instrumente von Holz uns wieder in die ersten Zeiten des Christenthums versetzen, andeutend die Weise, auf welche damals die Gläubigen zum Gottesdienste berufen wurden. In der feierlichen Messe am Karsamstage werden zum Gloria wieder die Glocken geläutet; denn nun ist die Trauerzeit zu Ende; schon ist nahe der Augenblick der Feier der Auferstehung des Herrn, welche die ganze Erde mit Freuden erfüllt. Den Glocken kehrt die Sprache zurück; sie erklingen dem auferstandenen allerheiligsten Erlöser entgegen. Sind in einem Orte mehrere Kirchen,

so hat die wichtigste Kirche zuerst das Ende der Glockentrauer zu verkünden. Wird eine Kirche zur Probstei-Kirche erhoben, so erlangt sie nach kirchlicher Anordnung das Vorrecht, daß ihre Glocken am Karsamstage zuerst geläutet werden dürfen. Rupert von Deutz sieht in der Glockentrauer einen Hinweis darauf, daß die Jünger Christi, die berufenen Verkünder des Evangeliums, bei dem Leiden und Sterben ihres Herrn und Meisters sämtlich verstummten. Es schweigen aber die Glocken zum Zeichen der Trauer der Kirche über das bittere Leiden und Sterben ihres Bräutigams, unseres Herrn; der Dichter (J. G. Seidl) sagt:

Selbst der Thürme rege Zungen
Sind vom stummen Weh' durchdrungen,
Stumm geworden und verklungen.

Die Glockentrauer hat die schöne und sinnige Sage von der Glocken Romfahrt veranlaßt, das Schweigen der Glocken an die drei letzten Tagen der Karwoche wird nämlich von der Kinderwelt erklärt durch die Sage, daß sie nach Rom pilgern, um im Colosseum den Kreuzweg zu gehen und den heiligen Vater zu sehen und daß sie von dort die Ostereier mitbringen. Nach einem anderen Berichte der Sage stimmen die Glocken, die als Pilgerinnen nach Rom zogen, am Karsamstage mit den Glocken von St. Peter in den Osterjubel ein und kehren dann alsogleich in ihre Heimath zurück, um dort die Auferstehung des Herrn zu verkünden.

Antiquaria.

	Mk.
Adams, Deo gratias! oder: der Christ bei großen Heimsuchungen. (Paderborn —.50).	—.30
Aertnys, Theologia moralis juxta doctrinam S. Alphonsi Mariae de Ligorio Tom. I/II (Paderborn 90). 8.—	4.25
Aigner, Prakt. Anleitung zum würd. Empfange d. hl. Communion (Innsbruck 90. —.20).	—.15
Albers, Veni sancte Spiritus! Belehrungen und Erzählungen über d. hl. Sacrament d. Firmung Nr. 1. (Paderb. 90. 1.—)	—.60
Albers, Veni sancte Spiritus Nr. 2. (Paderb. 2.—)	1.15
Albers, Blüthenkränze auf d. Festtage Gottes und seiner Heiligen . 1. (Paderborn 90. 4.50).	2.40
Albers, Blüthenkränze I. 2. (Paderb. 92. 4.—)	2.20
Albers, Blüthenkränze I. 3. (Paderb. 92. 3.60)	1.95
Andelfinger, Sozialismus und die Arbeitgeber mit Bezugnahme auf das Rundschreiben Sr. Heiligk. Leo XIII. (Regensb. 92. 1.—)	—.60
Andacht, vollkommene, zu Maria im Geiste d. sel. L. M. Grigon v. Montfort (Freiburg 92. —.80)	—.50
Andachtsübungen für Mitglieder der Bruderschaft v. hl. Erzengel Michael (Kempten 92. —.60)	—.35
Aufnahme in die Erzbruderschaft des hochg. und unbefleckten Herzens Maria (Mainz 92. —20)	—.15
Bacuez, Ferienbuch für Seminaristen (Mainz 91. 3.—)	1.65
Bacuez, Die hl. Weihen d. Subdiakonats, des Diakonats und des Priestertums (Mainz 92. 2.—)	1.10
Bacuez, Das Brevier vom Standpunkte der Frömmigkeit betrachtet (Mainz 91. 5.40)	2.95
Barbe, Lourdes Hier Aujourd'hui Demain (Paris 93. 4.80)	2.55
Baumgartner, A. S. J. Gallus Jakob Baumgartner, Landamann von St. Gallen (Freiburg 92. 9.—)	4.80
Bautz, Weltgericht und Weltende (Mainz 96. 4.—)	2.25
Bautz, Grundzüge d. christl. Apologetik (Mainz 87. 2.—)	1.15
Bautz, Der Himmel (Mainz 81. 2.40)	1.35
Bautz, Die Hölle (Mainz 82. 2.75)	1.55
Bautz, Das Fegfeuer (Mainz 83. 3.20)	1.75
Becker, Die Weissagungen als Kriterien der Offenbarung (Mainz 90. 3.—)	1.65
Beissel, St. S. J. Das hl. Haus zu Loretto (Freiburg 92. —.15)	—.08

v. Bergamo, Gedanken und Herzensergüsse über das Leiden Jesu Christi I/II. (Innsbruck 89. 5.20) 2.75

Bernardini v. Piconio, Triplex expositio beati Pauli apostoli epistolae ad Romanos (Innsbruck 91. 9.60) 4.50

Bierbaum, OS. Fr. Hirtenbriefe Leo XIII. Paderborn 91.) —.20 —.15

Binders, Predigten, Homilien und Ansprachen H. 1/17 pro cplt. (St. Pölten 1890. 12.75) 6.45

Bisping, Erklärung der beiden Briefe an die Thessalonicher (Münster 65. 2.—) 1.10

Bisping, Erklärung der Evangelien nach Markus und Lucas (Münster 68. 4.00) 2.20

Blätter katechetische. Zeitschrift für den Religionslehrer 17. Jahrg. (Kempten 91. 2.40) 1.35

Boissarie, Lourdes und seine Geschichte vom mediz. Standpunkte aus betrachtet (Augsburg 92. 2.75) 1.45

Boissieu, Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres über das hl. Evangelium (Regensburg 93. 4.—) 2.25

Bonsmann, Gregor I. der Große (Paderborn 90. 1.—) —.55

Bougard, Religion und Irreligion (Mainz 91. 4.50) 2.35

Bremscheid, Der christl. Arbeiter (Mainz 92. —.40) —.25

v. Brentano, Außer der einen wahren Kirche Christi ist kein Heil (Augsburg 92. 2.—) 1.10

v. Brentano's Ausgem. Schriften Bd. I. (Freiburg 73. 3.50) 1.90

Breviarium romanum Bd. I/IV (Regensburg 91. à 6.00=24.00) 8.—

Brevier, Das römische Bd. I/IV (Regensburg 90. à 4.—) 12.—

Bücherkunde, kath. theol. I. (Wien 90. 1.80) 1.—
" " " II. (" 91. —.60) —.35
" " " III. (" 91. —.80) —.45
" " " IV. (" 91. 1.—) —.55

Bürgel, Biblische Bilder und ihre Verwertung beim Religionsunterr. d. Volksschule (Freiburg 83. —.60) —.35

Burg von der, Beati patris francisci assiatis opera omnia (Cöln 49. 2.50) 1.35

Busl, Katechetische Predigten III. Bd. (Regensburg 90. 5.25) 2.75

Businger, Das unblutige Opfer des neuen Bundes (Solothurn 90. —.80) —.45

Caussette, Apologie des Christenthums und der kath. Kirche (Mainz 88. 5.—) 2.85

Caussette, Manresa für Priester I. und II. Bd. Mainz 87. 6.50) 3.45

Chaignon P., Der Priester am Altar oder d. ew. Darbringung ds. hlg. Meßopfers (Mainz 87. 1.50) —.95

Challoner, Betrachtungen über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren I. u. II. Bd. (Regensburg 79. 4.50) 2.35

Der Teufel in Goethe's Faust.

Von **Jos. Holl**, Stadtpfarrer in Weißenhorn.

Über Goethes Faust wurde schon soviel geschrieben, daß es bedenklich erscheint, dem noch etwas beifügen zu wollen. Der Leser denkt unwillkürlich, es werde nur eine alte Meinung aufgewärmt oder neu zugestutzt und für alle Fälle handle es sich nur um schwankende Vermutungen, ohne den wahren Gedanken des Dichters zu ergründen. Es gehört dies zu den weitverbreiteten Vorurteilen, daß man die Faustdichtung nicht verstehen könne. Die abweichenden Meinungen der Philologen und der Schriftsteller, welche sich mit der sog. schönen Litteratur befassen, haben dieses Urteil wohl begünstiget. Hier wird der einfache schlichte Versuch gemacht, den Mephistopheles, der vom Prolog im Himmel bis nach Faustens Tod eine so große Rolle spielt, zunächst vom theologischen Standpunkt aus ins Auge zu fassen und zu beurteilen. Seine Rolle wirft ungeahntes Licht für das Verständnis der ganzen Dichtung.

Den Namen hat Goethe nicht erfunden, sondern von der Sage und dem Puppenspiel überkommen. Der Ursprung klingt griechisch. Manche deuten ihn als den Lichtscheuen, andere leiten ihn von mephitis, Schwefeldunst, ab. Wir wollen uns nicht mit seiner Deutung befassen, sondern den Träger des Namens betrachten. Erhält er doch gelegentlich auch andere Namen. Bei seinem ersten Auftreten nennt ihn Faust, auf die biblischen Bezeichnungen des Teufels anspielend, Fliegengott, Verderber und Lügner, ohne daß er auf diese Namen reagiert, sondern einfach abweichend sein Wesen in verschiedenen Wendungen bezeichnet. In der Hexenküche nennt ihn die Hexe Junker Satan; doch verbittet er sich diesen Namen und will lieber als Cavalier angesehen und Herr Baron genannt sein.

1. Mephistopheles beim Prolog im Himmel.

Der Prolog im Himmel führt den Mephistopheles ähnlich ein wie das Buch Job den Satan. Hier heißt es (I. 6): „Eines Tages, da die Söhne Gottes kamen, um vor dem Herrn zu stehen, war unter ihnen auch der Satan zugegen". Unter den Kindern Gottes sind die Engel gemeint. Daß der Satan in ihrem Gefolge vor dem Angesichte des Herrn erscheint, wie hier und im dritten Buch der Könige (22, 21) erzählt wird, kann der Theologe nur

als poetische Einkleidung gelten lassen. In Wirklichkeit kommt Satan nicht vor das Angesicht des Herrn. Nach allgemeiner Lehre der Theologen hatten die Engelgeister nicht einmal vor der Bewährung oder dem Falle eine übernatürliche Anschauung Gottes, sondern nur eine übernatürlich erleuchtete Vernunfterkenntnis. Während die Engel bei Job lediglich dastehen, um die Befehle des Herrn zu empfangen, läßt Goethe die drei Erzengel Raphael, Gabriel und Michael aus der Reihe der himmlischen Heerscharen hervortreten und die unbegreiflich hohen Werke des Herrn, die unter Lichtsphären wandelnde Sonne, die im Sphärenlauf sich drehende Erde, die zwischen Land und Meer brausenden Stürme preisen. Man kann an Job (38,7) denken, wo gesagt ist, daß die Morgensterne allzumal den Herrn lobten und alle Kinder Gottes jauchzeten.

Im schrillsten Gegensatz, wie ihn eben Goethe liebt, führt sich nun Mephistopheles vor dem Throne des Herrn ein als einer, der sonst gern gesehen sei, und berichtet, wie bei Job, über die Erde. Nur fängt er als höhnender Ankläger sofort über den Menschen zu schmähen an, der das ihm geschenkte Himmelslicht, die Vernunft, nur mißbrauche und dadurch unglücklich werde. Während nun der Herr wie in der Bibel den Job, so hier den Faust rühmlich hervorhebt, meint Mephisto, er werde von Gott seinem Urquell ablassen, wenn dieser Erlaubnis gäbe den Faust zu verführen. Diese Erlaubnis gibt Gott für dessen Lebensdauer. Mephisto drückt seinen Dank, seine Freude, seine Siegeshoffnung aus; der Herr aber bezeichnet diesen als einen ihm nicht verhaßten Schalk und als einen die leicht erschlaffende Thätigkeit des Menschen anregenden Gesellen.

In den Worten, die hier „dem Herrn" in den Mund gelegt werden, haben wir den ersten tiefgehenden Gegensatz zwischen dem Teufel, wie ihn der Dichter zeichnet, und dem Satan, wie ihn die hl. Schrift und auf deren Grund die christliche Theologie kennt. Wäre bloß im Buche Job vom Teufel die Rede, so ließe sich die Darstellung, wie sie in Goethes Prolog gegeben ist, vielleicht einigermassen biblisch begründen. Allein die Geschichte des Sündenfalls, das Buch Tobias und das ganze neue Testament gehen viel weiter, sie stellen den Teufel als ein von seinem Ursprung abgekommenes, dauernd in der Feindschaft Gottes befestigtes und darum radikal böses Geistwesen dar, welches als Feind des Menschengeschlechtes dem Menschen mehr noch an der Seele als am Leibe schaden will. Der Theologe muß es als eine vorlaute Unschicklichkeit bezeichnen, bestimmen zu wollen, wie der Ewige, der im unzugänglichen Lichte

wohnt und der Urquell und das höchste Ziel der vernünftigen Kreatur ist, von den gefallenen Geistern denkt und urteilt. Und er muß beifügen, so kann er unmöglich reden, wie ihn Goethe reden läßt. Allerdings weiß Gott das Böse zum Guten zu lenken und dient die Versuchung denen, die sie überwinden, zur heilsamen Prüfung und Läuterung. Aber daraus folgt keineswegs, daß der Teufel lediglich ein von Gott gerngesehener Schalk ist.

Wie wenig Goethe bei seiner sensualistischen Richtung ein übersinnliches, rein geistiges Wesen und namentlich ein radikal böses zu fassen vermag, zeigt er an der Stelle, wo er den zufriedenen Mephisto sich bedanken läßt, daß er den Faust, so lange er lebt, versuchen darf, und beisetzt:

mit den Toten
Hab' ich mich niemals gern befangen,
Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen;
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Auch nach Faustens Tod wird Mephisto mehrfach durch die allerliebsten Jungen, die „appetitlichen Racker", von seinem Ziel, die Seele zu gewinnen, abgezogen. Allerdings erklärt er beim Pakt:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Nach Fausts Ableben holt er Helfershelfer, um die Seele zu bewachen und die flüchtige bei ihrem Auszug aus dem Körper zu fassen. Wenn uns Düntzer versichert, der Dichter lehne schon im Prolog die Annahme einer ewigen Verdammnis als eine Thorheit ab und Mephisto spotte in seinem Danke an den Herrn des seelenschnappenden Teufels, so muß bei dieser Deutung der Dichter des Prologs mit dem der Tragödie in Widerspruch geraten, oder man muß annehmen, daß nicht beide Aeußerungen gleich ernst gemeint seien. Ob der Dichter das Recept der lustigen Person:

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut —

selbst gebraucht hat oder wie die Sache sonst zu lösen ist, wollen wir gern gelehrten Litteraten überlassen. Daß auch in dieser Beziehung der Satan der Bibel ernstlich von dem Teufel Goethes abweicht, dürfte außer Zweifel sein.

Die sinnig gewählte Nachbildung des Buches Job hat ihre Aehnlichkeit lediglich darin, daß in beiden Fällen Satan die Er-

laubnis erhält, einen Menschen zu versuchen; im übrigen ist die Verschiedenheit im Charakter der Versuchten und in der Art der Versuchung groß genug. Job ist unbescholten, gerecht und gottesfürchtig und enthält sich vom Bösen. Gottergeben erträgt er den Verlust seiner Güter und Kinder, selbst in der Bitterkeit der Leiden lobt er Gott in seinen Werken. Er gesteht: Ich habe einen Bund geschlossen mit meinen Augen, daß ich auch keinen Gedanken auf eine Jungfrau richte. (31, 1). Am Schlusse thut er wegen der klagenden Aeußerungen, die er im Uebermaß des Schmerzes geredet, in Staub und Asche Buße. Da findet man keine Magie, keinen Bund mit dem Teufel, keinen Gretchenroman und keine Helenaphantasterei. Wenn diesen Job der Herr seinen Knecht nennt, findet man es begreiflich. Wenn aber der Herr im Prolog Faust seinen Knecht nennt, so muß, wer an einen heiligen Gott und eine gottgewollte sittliche Ordnung glaubt, bedenklich den Kopf schütteln. — Bei Job handelt es sich um das Problem, wie es mit dem Walten Gottes vereinbar sei, daß die Gerechten leiden. Bei Faust handelt es sich um das Problem, wie man durch die Welt rennt, das Leben durchstürmt, sich von Gott und der Ewigkeit abkehrt und schließlich die Eitelkeit und Ungenügsamkeit der irdischen Dinge erkennt. — Bei Job erscheint der Herr am Ende und löst das Problem, während im Faust der Herr sich nicht mehr blicken läßt! — Job soll durch Leiden von Gott abwendig gemacht werden, Faust durch die Lüste des Lebens. Den Job schlägt Satan mit einer zeitweiligen Krankheit, während Mephisto die Erlaubnis erhält, den Faust, solange er lebt, seine Straße zu führen. Bei Job handelt es sich um die große Wahrheit, die selbst das Kreuz des Erlösers prediget, daß die Gerechten im Feuerofen der Leiden geläutert werden; bei Faust geschieht die Läuterung durch Liebe, Kunst und Arbeit und das Resultat besteht lediglich darin, daß er die Eitelkeit der kleinen und großen Welt einsieht, beständiges Ringen und Schaffen preist und das beseligende Gefühl gemeinnütziger Thätigkeit bekommt. Die Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung im christlichen Sinne waren Goethe nicht verständlich. Der leidende Job war nicht nach seinem Geschmack, das Kreuz erschien ihm ein Aergernis und die Bilder der Martyrer erregten sein Mißfallen. So kam er zu einer Art von Selbst-Erlösung, die darin besteht, Faulheit, Genußsucht und Egoismus, was ungefähr in Mephistopheles personifiziert ist, zu überwinden. Doch wollen wir dem Gange unserer Untersuchung nicht vorgreifen.

2. Das Selbstzeugnis des Mephisto beim ersten Besuche Fausts.

Der vom „Herrn" erhaltenen Erlaubnis gemäß versucht nun Mephisto seine Kunst an Faust. Man wird kaum annehmen, daß dessen unbefriedigter Wissensdurst und Naturdrang, sein Raisonnieren über seine Bücher, sein Zimmer und seine ganze Umgebung auf Einflüsterung des Teufels beruht. Von der Anwandlung Gift zu nehmen, ist später gesagt, daß es der Teufel ausspioniert habe. Diese Dinge sind wohl zunächst als Anknüpfungspunkt für Mephisto zu fassen. Als Faust in gehobener Stimmung mit seinem Famulus Wagner vom Osterspaziergang heimkehrt und über den Zwiespalt seines Innern klagt, da wünscht er, daß die Geister, die etwa zwischen Erd' und Himmel herrschend weben, ihn zu neuem bunten Leben führen. Es ist hier an die auch in der hl. Schrift begründete Ansicht, daß der Satan als Fürst dieser Welt auch in der Luftregion thront, vermutlich angespielt. Fausts Wunsch geht sofort in Erfüllung. In der Abenddämmerung sieht er einen schwarzen Pudel, der in Schneckenkreisen die Wanderer umjagt, Fausten in sein Studierzimmer folgt und durch sein Rennen, Schnobbern und Knurren dessen edle Anwandlungen stört. Es soll hier nicht weiter darauf hingewiesen werden, wie sinnig das geschildert ist und welche seelischen Vorgänge dadurch veranschaulichet werden, sondern wie der durch Zaubersprüche, an denen Goethe immer reichen Vorrat hat, in der Gestalt eines fahrenden Skolasten zur Erscheinung gebrachte Mephistopheles sich selbst einführt.

Die Frage, wie sich Mephistopheles zu dem Erdgeist, welcher den vordringlichen Frevler niederschmettert, verhalte, kann man füglich auf sich beruhen lassen, da sich der Dichter darüber nicht ausspricht. —

Die erste Definition, welche der Teufel von sich gibt, heißt: Ich bin

ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Das klingt ziemlich naturalistisch. Wenn man außer diesem Zusammenhang von dem „Teil einer Kraft" hört, so denkt niemand an ein persönliches Wesen. Im Munde Mephisto's, bei dem burschikosen Ton, in dem er auftritt, darf man die Worte nicht pressen, zumal er sich sofort einen Geist nennt. Es ist also ein geistiges Wesen gemeint, das hier die Gestalt einer menschlichen Person angenommen hat. Des weitern ist nicht zu übersehen, daß unter dem Bösen und Guten nicht streng das verstanden wird, was die christliche Sittenlehre darunter versteht. Am Schlusse nennt der Dichter

das Gute den Dauerstern, ewiger Liebe Kern, das Ewig-Weibliche und was uns dahin führt. Der christliche Theologe kann nicht zugeben, daß der Satan stets das Gute schafft. Wo Gott das Böse zum Guten lenkt und die Versuchung überwunden wird, da entsteht das Gute, aber nicht der Teufel schafft es. Wird die Versuchung nicht überwunden, so entsteht das Böse durch die Verführung des Teufels und die Mitschuld des Menschen. Was in dieser ersten Definition ausgesprochen wird, ist ein Lieblingsgedanke Goethes. So sagt die Sphinx im zweiten Teile von Mephisto, daß er dem frommen Manne nötig sei, wie dem bösen. —

Die weitere Definition, die der Teufel von sich gibt, heißt:

> Ich bin der Geist, der stets verneint,
> Und das mit Recht; denn alles was entsteht,
> Ist wert, daß es zu Grunde geht;
> Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
> So ist denn alles, was ihr Sünde,
> Zerstörung, kurz das Böse nennt,
> Mein eigentliches Element. —

Die Verneinung ist hier zunächst weniger im Sinne des Unglaubens oder der Verleitung der Menschen zum Unglauben und Ungehorsam gegen das Gesetz Gottes zu verstehen, sondern weiter zu fassen. Sie ist besonders auf das physische Sein und Werden ausgedehnt. Der Teufel haßt nach Goethes Auffassung auch dieses; er ist Zerstörer. Darum ist Zerstörung und Sünde nebeneinander gesetzt. Wie sehr der Dichter das physische heranzieht, sieht man weiter unten, wo Mephisto sagt, daß er mit Wellen, Schütteln, Brand versucht habe, der „plumpen Welt" beizukommen, und daß er von „der Tier- und Menschenbrut schon viele begraben" habe. In dieser Zerstörungssucht und im Streben, den Menschen von seinem Ziele abzubringen, bewegt sich der Teufel als seinem eigentlichen Lebenselement, wie der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser. Er setzt der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen. Er ist für die entstehenden Gebilde ungefähr, was der Frost für die Blüten ist.

Ueber diesen Punkt ist zu bemerken, daß die Theologie dem Teufel allerdings auch ein verderbliches Eingreifen in das Naturreich, soweit es Gott gestattet, einräumt; aber sie geht nicht soweit, als diese Aeußerungen der Dichtung annehmen. Die Väter der Kirche sind mehrfach dem Streben, die Macht des Teufels über Gebühr auszudehnen, entgegengetreten. Sie verwarfen die Ansicht,

als ob der Teufel einige unreine Kreaturen geschaffen oder Donner, Blitz, Trockenheit und Aehnliches aus eigener Macht bewirken könne. Gott gilt allgemein als Herr über Leben und Tod. Nach obiger Definition ist der Teufel Nihilist im absoluten Sinne. —

Über sein Entstehen gibt der Mephisto folgenden Aufschluß:

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.

Dem Dichter schwebt hier die ursprüngliche Finsternis und das Chaos im mosaischen Schöpfungsbericht vor Augen. Die hl. Schrift sagt: „Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Daß die Finsternis sich das Licht geboren hat, davon weiß die Schrift nichts. Die Finsternis ist die pure Leugnung des Lichts, sie ist nichts; das Nichts kann aber nicht die Ursache des Lichtes sein, das etwas ist. — Der Dichter bringt sinnig Licht und Raum mit einander in Verbindung. Mit der Gestaltung des Chaos, mit dem Nebeneinander der Dinge ist der jetzige Raum gegeben. Beides ist ohne Licht nicht denkbar. Seitdem das Licht und der jetzige Raum vorhanden ist, ist die Finsternis nur mehr ein Teil und ein Teil dieses Teils ist der Teufel genannt. In diesem Sinne heißt der Teufel auch der wunderliche Sohn des Chaos. Diese Ausführungen klingen pantheistisch und erinnern an die Fabelwelt der Gnostiker.

Nach biblischer Lehre hat Gott die Engel, die materielle Ursubstanz und die Seele Adams unmittelbar erschaffen. Die Bibel bezeichnet den Satan nicht im Sinne der Faustdichtung als Sohn der Finsternis und des Chaos. Sie lehrt vielmehr, daß er durch seinen Fall in die Finsternis herabgestürzt, und nennt ihn den Fürsten der Welt und Herrscher in der Finsternis im moralischen Sinne, die in Sünde und Irrtum geratene Menschheit unter Finsternis verstehend. Manche Theologen bringen den Engelsturz mit dem biblischen Schöpfungsbericht in Berührung, durch die Annahme, daß die Erde durch die gefallenen Geister verwüstet und von Gott wieder geordnet wurde. —

3. Mephistos zweiter Besuch und Abschluß des Paktes.

Während nun Geister den Faust in einen Zauberschlaf singen, entkommt Mephisto und kehrt nach einiger Zeit wieder. Erst nach dreimaligem Hereinruf tritt er, um nicht aufdringlich zu sein, in

dessen Studierzimmer. Diesmal erscheint er „nicht mehr als fahrender Scholast," sondern als „edler Junker" im goldverbrämten roten Kleid, das Mäntelchen von Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut, also für noble Weltfahrt ausgerüstet. Der an Verzweiflung grenzenden Mißstimmung Fausts bringt er scheinbare Teilnahme entgegen. Da dieser allem flucht, was die Seele blendet und ergötzt, dem Ruhm und Reichtum, dem Familienglück, der Selbstgefälligkeit, auch Glaube, Hoffnung, Liebe und Geduld verflucht, und so die schöne Welt, in der er bisher gelebt, zerstört, findet ihn Mephisto zum Gefolge in die weite Welt präpariert und leitet ein bezügliches Übereinkommen ein. Um dieses zu verstehen, mögen einige theologische Gesichtspunkte dienen.

Die neutestamentlichen Schriften bezeichnen als eine Hauptaufgabe des Erlösers, die Gewalt, welche der Teufel über die Menschen durch die Sünde erlangt hat, zu brechen. Der Erlöser hat dem Fürsten dieser Welt seine Waffenrüstung genommen, ihn hinausgestoßen; unter dem Panier des Kreuzes schart er seine Getreuen gegen den Teufel und seinen Anhang. Daher im Taufritus die Exorcismen und die Abschwörung. In der morgenländischen Kirche geschah dies in der Art, daß der Täufling in der Vorhalle des Taufhauses gegen Sonnenuntergang gewendet die Hand ausstreckte, um dem Satan, dem Urheber und Mithelfer aller Bosheit, als wäre er gegenwärtig, zu widersagen und allen seinen Werken, seinem Gepränge und seinem Dienste. Dann wandte er sich gegen Sonnenaufgang, um den Glauben an den dreieinigen Gott zu beschwören. Schön schildert das der hl. Cyrill von Jerusalem († 386) in seiner dritten mystagogischen Katechese. Da der Christ von der Gewalt des Teufels frei gemacht ist und einer gegen ihn kämpfenden Fahne Treue geschworen hat, so ist für ihn ein Pakt mit dem Teufel, dessen Möglichkeit theologisch nicht zu beanstanden ist, ein schändlicher Bruch der Treue, ein Abfall von der Fahne, der er zugeschworen, und somit ein entsetzlicher Frevel. Gerade das war das Treibende in der alten Faustsage, den Frevel, daß Faust seinen Taufbund bricht und von Gott seinem Schöpfer abfällt und daß er in Hochmut und Vermessenheit ein Glied des leidigen Teufels wird und mit diesem gegen Gott sich setzt, in seiner ganzen Verwerflichkeit darzustellen. Dieser Gesichtspunkt tritt in Goethes Faust völlig zurück.

Der Umstand, daß der Herr die Erlaubnis gibt und der Teufel als Schalk erscheint, ändert den Charakter. Ferner erscheint das Übereinkommen von Fausts Seite als Verlegenheitsprodukt und ist nur eine Wette, also ein bedingter Vertrag. Vom großen Geist

verschmäht, von der Natur abgesperrt, mit Ekel vor allem Wissen erfüllt, hat Faust für seinen rastlos strebenden Geist keinen entsprechenden Gegenstand und ist daran, sich selbst zu verzehren. Da erscheint ihm das Anerbieten Mephistos als der einzig mögliche Ausweg und er greift nach diesem Notbehelf, obwohl er von dessen Unzulänglichkeit von vornherein überzeugt ist. Nach dem ersten Vertragsentwurf will Mephisto hier dem Faust dienen und dieser soll das Gleiche drüben thun.

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun. —

Da Faust in seinem irdischen Sinn nur um die Freuden und Leiden der Erde sich kümmern will, muß der Passus vom „drüben" aus dem Vertrag fallen, worauf Mephisto gern eingeht. Im Anschluß an dessen Äußerung, daß man mit der Zeit doch etwas Gutes in Ruhe schmausen möchte, entwickelt Faust den Vertragsentwurf:

Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag,
Die Wette biete ich.

Dieses Anerbieten nimmt Mephisto sofort an, beide schlagen ein und so kommt der Pakt zu Stande. Wie man sieht, ist der Gegenstand, um den sich die Wette dreht, der, daß sich Faust selbst gefalle und genüge, oder an irdischen Besitz und Genuß seinen Geist hänge, vom Weiterstreben ablasse, sich damit zufrieden gebe. Sollte Mephisto dies vermögen und Faustens Geist zum Genügen an sich oder dem irdischen Ergötzen bringen, so hat er die Wette gewonnen, andernfalls Faust. Es handelt sich nicht darum, daß Faust ein Leben der Selbstverleugnung führt und im übereilten Streben die Freuden der Erde überspringt, vielmehr soll Schmerz und Genuß, Gelingen und Verdruß wechseln und jedes Gelüste, das sich darbietet, bei den Haaren ergriffen werden, dadurch geht die Wette nicht verloren, nur darf Faust am Gelüste nicht haften bleiben und darin dauerndes Gefallen finden. Nur in diesem Falle würde Mephisto die Wette gewinnen. Dessen Chancen sind von vornherein sehr ungünstig, da die sinnlichen Genüsse ihrer Natur nach die Seele nicht dauernd befriedigen können. Wie bei Wetten zu geschehen pflegt, glauben beide, daß sie gewinnen und machen sich ans Werk. Mephisto

spricht, während Faust sich umkleidet, seine Siegeshoffnung lebhaft aus. Als Punkt, wo die Entscheidung fallen soll, setzt Faust fest: Sobald er zum Augenblicke sage:

Verweile doch, du bist so schön!

Das tritt buchstäblich ein. Die Scene über Faustens Tod ist der Vertragsscene völlig angepaßt und wie es scheint, ziemlich früh gedichtet, schon vor vielen Partieen des zweiten Teiles. Mephisto kann wohl Faust in Fesseln schlagen, sofern er dessen Tod herbeiführt. Aber er hat nur Gewalt über den Leib, nimmermehr über dessen „Unsterbliches", da Faust nicht im sinnlichen Ergötzen wünscht, daß der schöne Augenblick bleibe, sondern im beseligenden Gefühl gemeinnütziger Thätigkeit. Das ist auch schließlich „des Pudels Kern,": du brauchst dich um das drüben nicht viel zu kümmern, magst die Freuden der Erde genießen, nur bleibe nicht daran kleben, überwinde den Egoismus und erschwinge dich zu gemeinnütziger Thätigkeit, dann werden die Engel Gottes dein Unsterbliches sicher zum Himmel tragen.

Man kann fragen: Was hätte denn Mephisto gewonnen, wenn er vermocht hätte, Faust durch Selbstgefallen und Genuß zu betrügen? Wäre auch in diesem Fall etwas „Unsterbliches" verblieben? Welches Schicksal hätte dieses gehabt? — Was der Dichter nach Fausts Tod von Mephisto und seinen Helfershelfern sagt und sie treiben läßt, wird kaum im Ernste zur Beleuchtung oder Lösung dieser Fragen herangezogen werden können. So locker ist der Knoten, welcher die angebliche Tragödie zusammenhalten soll. Der Gretchenroman ist eine Tragödie für sich und zwar eine sehr ergreifende, die Helenaphantasterei ist eigentlich auch ein Stück für sich. Die beiden Walpurgisnächte, die Hexenküche, die große Mummenschanz und der Krieg desgleichen. Und so befolgt der Dicher recht gründlich, was der Direktor im Vorspiel sagt:

Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout es muß euch glücken . . . .
Was hilfts, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Daß der Pakt schriftlich gemacht und von Faust auf ein Blättchen Papier mit Blut unterzeichnet wird, ist nach dessen eigener Erklärung nur eine Fratze. Was vor der „schönen Fahrt" die Welt zu sehen weiter verhandelt wird, ist nur eine geistreiche Ausführung der bereits vorgebrachten Gedanken. Erst dämpft Mephisto Fausts immer wiederkehrende Überschwenglichkeit und Großmannssucht mit gesundem Spott und lebensfrohem Realismus und in der Ver-

handlung mit dem Schüler entwickelt er nur die Gedanken, die Faust schon am Anfang des ersten Monologs aussprach. Da hat er also nicht blos Fausts Rock und Mütze, sondern auch seine Ideen sich angeeignet. — Man zitiert häufig das Vorhaben Fausts:

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

Das ist ja wunderschön gesagt. Aber näher besehen, ist es eben auch ein parturiens mons und gehört unter die Überschwenglichkeiten. Am allerwenigsten ist es wohl gethan, Faust deshalb als sog. Zentralmenschen zu fassen. Das ist er kaum im Sinne des Dichters, noch weniger in der Ausführung. Vom Weh der Menschheit hat er nicht sonderlich viel erfahren. Beim Gretchenfall kam er mit „des Herzens grimmem Strauß" davon, obwohl er mindestens etliche Jahre hinter Schloß und Riegel gehört hätte! — Von ihrem Wohl hat er auch nicht sonderlich viel im Busen gehäuft, bis er als Kolonist eine gemeinnützige Thätigkeit entfaltet. In Summa ist er ein hochbegabter, aber mit sich zerfallener Mensch, so ein wunderlicher Kerl, zeitweise sehr lüderlich, zeitweise ein halbverrückter Phantast, schließlich reicher gemeinnütziger Kolonist. Für Religion und Moral, für Philosophie, Geschichte und sonstige positive Wissenschaft hat er, soweit er aus der Tragödie bekannt ist, keinen rechten Sinn.

Beachtenswert ist auch der Spruch, den Mephisto dem Schüler ins Stammbuch schreibt. Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum (die Vulgata hat an der betr. Bibelstelle dii). Vorher sagte er zu Faust, um ihn von der Überschwenglichkeit zu heilen, daß er mit Perrücken von Millionen Locken und auf ellenhohen Socken eben ein Mensch unter Menschen sei. Diesen führt er zur Wirklichkeit herab, den Schüler führt er hinauf und wie man im zweiten Teile sieht mit bestem Erfolg. Ein solcher Teufel ist allerdings der Geist der Negation und des Widerspruchs! —

4. Mephisto's Thätigkeit beim Besuche der kleinen Welt. — Auerbachs Keller und die Hexenküche.

Die Fahrt in die kleinere Welt hat vier Stationen, nämlich Auerbachs Keller in Leipzig, die Hexenküche, dann die Stadt, wo Gretchen wohnte, samt Umgebung, endlich die nächtliche Partie auf den Brocken. Der erste Ausflug ist eine für sich bestehende Episode, während die drei folgenden in eine gewisse Beziehung zu einander gebracht sind. — Mephisto erfüllt auf der kleinen Fahrt bereits sein

Wort, Faust seine Künste sehen zu lassen, dann das andere Wort:

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis und Trank vor gier'gen Lippen schweben.
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn.

Bei allen vier Stationen empfindet man die derbe Ironie, daß der hochfahrende Doktor, Professor und Kenner aller vier Fakultäten, der der Menschheit Krone erringen will, in so fatale Lage und Umgebung geraten ist.

Vor allem treffen wir in Auerbachs Keller recht wüstes Treiben. Während Faust vom Himmel die schönsten Sterne fordert und da er sie nicht findet, mit seinem Grame spielt, der wie ein Geier an seinem Leben frißt, zeigt Mephisto seinem Gefährten, wie leicht sichs leben läßt. Freilich ists ein Leben, das vernünftiger Wesen nicht mehr würdig ist und dem Behagen der Säue gleicht.

Mephisto erscheint hierbei nicht bloß als gewandter Junker, der überall zu Hause ist, die Situation rasch überblickt und keck beherrscht, sondern als Zauberkünstler, indem er aus dem angebohrten Tische verschiedene Weine fließen läßt, den verschütteten Wein in Flamme verwandelt und den Zechern Weinberge mit Trauben vorgaukelt. Es ist sehr bezeichnend, daß Goethe diese Zauberkünste nicht dem Faust überträgt, sondern den Mephisto vollbringen läßt. Der Volksglaube unterscheidet bei derartigen Staunen erregenden Werken zwischen solchen, welche der Mensch aus sich selbst vollbringen kann, und denen, welche er mit Hülfe des Teufels vollbringt. Letztere heißt man Schwarzkunst und die sie üben Schwarzkünstler. Es läßt sich in Wirklichkeit bei dem weiten Gebiete der Magie schwer ausscheiden, was bloß auf Betrug und Gaukelei beruht, was auf verborgene Naturkräfte, was auf dämonischen Einfluß zurückzuführen ist; das sehen wir auch an den Zechern. Siebel nennt alles Betrug und Lug und Schein, Frosch glaubte wirklichen Wein zu trinken, Brander kann sich die Trauben nicht erklären und Altmayer ist so vom Schrecken betäubt, daß sein Zweifel an den Wundern ins Wanken gerät. Die heilige Schrift bestätiget den Glauben, daß es neben der göttlichen Wundermacht dämonische Wunderwirkungen gäbe, welche sich als Zerrbilder der ersteren durch ihr eitles Gepränge und ihren ganzen Charakter bekunden.

In dem Liede, welches Mephisto singt, werden unbedeutende Menschen, welche durch Hofgunst sich und ihre Verwandten empor-

bringen, verspottet. Ziemlich oft erhält der Teufel in Goethes Faust die Aufgabe, an dem Treiben der Mensch spöttische Kritik zu üben.

Dem Faust gefällt das wüste Treiben sehr wenig; daher äußert er die Lust abzufahren, während es den Zechern kannibalisch wohl ist. Auch das tolle Zauberwesen der folgenden Hexenküche widersteht ihm anfänglich.

Um die ganze Scene und besonders die Rolle und Thätigkeit Mephistos zu verstehen, ist es nötig einige Begriffe festzustellen. Man versteht unter Hexe etwa eine im Bunde mit dem Teufel stehende Weibsperson, welche durch diesen außergewöhnliche Kenntnis und Macht erhält und sie vorherrschend zum Schaden anderer verwendet, bei Tieren und Menschen Krankheiten verursacht, den Erfolg menschlicher Bestrebungen vereitelt. Man verband damit also den Begriff des Gottlosen, Häßlichen und Gemeinen. Dann des unsteten Umherschweifens, getrieben von den dämonischen Mächten. Die Hexe erscheint als Dienerin des Teufels, als Priesterin seines Reiches. Ihre unheimliche Macht üben die Hexen aus durch gewisse Zeichen, Zauberformeln und insbesondere durch Zaubertränke. Der Glaube an solche war im heidnischen Religionswesen sehr verbreitet. Ihnen schrieb man nicht bloß die Macht zu, Gesundheit, Kraft und Liebe zu vermitteln, sondern unter Umständen auch das Gegenteil, Krankheit, Wahnsinn und Haß. Liebestränke waren im alten Rom sehr verbreitet. Im Gegensatz zum Christentum erschien das heidnische Religionswesen, besonders dessen Opfer und Opfermahle als satanisch. Hatte Faust einmal den Bund mit dem Teufel eingegangen, so war er naturgemäß auch in dessen Mysterien und Synagoge einzuführen. — Die Hexe in Goethes Faust hat einen völligen Großbetrieb, sie hat für ihre Tränke eine eigene Küche, wo sie im großen Kessel gekocht werden, und besonderes Dienstpersonal. Das ist der Meerkater und die Meerkatze samt ihren Jungen. Nach Düntzers Auslegung kannte sie Goethe aus Reinecke Fuchs und versteht man darunter eine häßliche Affenart mit dickem Kopfe, eingefallenen Augen, kurzem Leibe, kurzen Füßen und schlaffem Schwanze. Natürlich sind sie bei Goethe vernünftige Wesen, die mitunter sehr schlau reden.

Die Scene hat zwei Teile. Im ersten wird die Notwendigkeit des Zaubertrankes von Mephisto begründet, und verhandelt dieser mit dem Dienstpersonal. Im zweiten verhandelt er mit der heimgekehrten Hexe und diese präpariert und reicht den Trank, der indes nicht aus dem großen Kessel, sondern aus einer eigenen Flasche stammt.

In wie weit diese Teilung bloß zur Belebung der Scene durch reichere Handlung dient, oder eine allegorische Bedeutung haben soll, mag dahingestellt sein. Mephisto stellt Faust die Alternative, zur Verjüngung entweder mit eigener Hand das Feld zu bebauen oder den Zaubertrank zu nehmen. Es ist wie es scheint ein Lieblingsgedanke des Dichters, daß geistige Überspannung durch Rückkehr zur Natur geheilt werden müsse. Der Teufel als Geist hat für die sinnlich geistige Sphäre keine Organe; demnach liegt es nahe, daß die Hexe den Trank bereite. Als Mephisto befreundetes Wesen schmeichelt der Kater diesem und huldiget ihm in Scepter, Thron und Krone als seinem König und hat auch Mephisto an den häßlichen Affen sein Wohlgefallen, während sie Faust abgeschmackt vorkommen. Auch die Geldgier des Katers und sein Schmähen über die hohle Welt paßt zur Sippschaft Mephistos. Selbst hier bei seiner Sippe zeigt sich Mephisto als Geist der Verwirrung und Zerstörung. Der Kessel läuft über, die Flamme brennt zum Schornstein hinaus, die heimkehrende Hexe schimpft, spritzt Flammen nach Faust und Mephisto, dieser schlägt die Gläser zusammen. Des weitern ist Mephisto als Herr der Hexe bezeichnet und das obscöne Verhältnis zwischen Teufel und Hexen angedeutet, wodurch der Respekt wieder schwindet, wie es unter „dem Pack" eben geschieht. Mephisto verbittet sich den Namen Satan, der Menschenfeind, dann noch aus einem andern Grunde, den er sofort ausspricht:

Der ist schon lang' ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nichts besser dran:
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.

Es will scheinen, als ob hier der Dichter, die Objektivität verlassend, das was mit dem Namen Satan biblisch gesagt wird, bekämpfen wollte. Bei ihm ist eben der Teufel die Personifikation des verneinenden, zerstörenden Elementes, das in Faust als Junker, Baron oder Cavalier auftritt. Die Zauberformel, welche die Hexe beim Hokuspokus gebraucht, enthält numerischen Unsinn, wie man ihn bei Zaubersprüchen öfter findet; indes deutet die darauffolgende Äußerung ziemlich deutlich auf eine polemische Tendenz; ebenso die Parodie der kirchlichen Ceremonien, womit das „satanische Sakrament", wie Düntzer es nennt, gereicht wird.

Die Hexenküche, welche in der Villa Borgheſe zu Rom im März 1788, also viel später als die Hauptpartien des Gretchenromanes gedichtet wurde, will im Zusammenhang der Tragödie den schon über die Jugend hinausgeratenen Professor verjüngen und zur Gretchenverführung präparieren. Dies ist am Anfang und Ende deutlich gesagt:

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

Was Faust im Spiegel sieht, deutet psychologisch an, wie der Teufel der Fleischeslust auf die Phantasie des Menschen einwirkt und ihn zu böser Lust reizt. Der Trank geht auf die physische Disposition des Blutes. Indes darf man kaum annehmen, daß der Zweck dieser Scene damit erschöpft ist. Goethe hat, wenn er sie auch später als dramatisierten Unsinn erklärte, immerhin eine allegorische Bedeutung hineingelegt. Bei deren Bestimmung gehen freilich die Ausleger auseinander. Düntzer meint: „Der Dichter hat diese Scene weiter ausgeführt, um den Hexen- und Zauberglauben mit seinen tollen Ausgeburten hirnverbrannter Phantasie zu verhöhnen. Sie bildet eine Ergänzung zur Verspottung des Volksteufels in der Vertragsscene". Dies ist zu allgemein; Gödeke drückt sich bestimmter aus: „In der Hexenküche, die zur Zeit der beginnenden französischen Revolution verfaßt wurde, wandte sich Goethe, freilich versteckt genug, gegen das Zeittreiben, die dogmatischen Rechenexempel, die flache Literatur, die hohle Welt überhaupt." Naturgemäß sind der Kessel, das Kochen und Überlaufen, die zerbrochene Krone, die Wut der Hexe u. s. w. mehrdeutige Symbole. Festere Prägung erhalten sie durch die begleitenden Worte. Es will scheinen, daß der erste Teil mehr politische und literarische, die Partie mit der Hexe mehr religiöse Polemik übt. — Wegen der Bearbeitung in Rom liegt eine Deutung auf die Person des Dichters nahe. Dieser zerlegt sich zu Rom in Faust und Mephisto. Goethe-Faust befaßt sich mit seiner Schönen, die ihm vielleicht als Modell (Spiegel) diente und erhält den Zaubertrank gebraut aus Natur- und Kunstgenuß, während Goethe-Mephisto — seine versteckte Polemik entfaltet.

5. Mephisto in der Gretchentragödie und auf dem Blocksberg.

Was Mephisto von der Wirkung des Trankes gesagt hat, geht sofort in Erfüllung in der folgenden Gretchentragödie. Diese ist der verständlichste und bekannteste Teil der Dichtung, geschrieben in der Frische der Drangperiode. Es besteht ein gewisses Mißverhältnis zwischen Mephisto und dem dämonisch präparierten Professor und Experten aller Fakultäten auf der einen Seite und dem frommen Bürgermädchen mit dem jungen Herzen in seiner arglosen Hingabe aber auch in der schlummernden leicht geweckten Eitelkeit und Sinnlichkeit. Da sie von der Kirche heimkehrt, bietet ihr Faust keck Arm und Geleite an und verlangt von Mephisto un-

gestüm sie ihm zu verschaffen. Bei der Ausführung dieses Auftrages erweist sich Mephisto als gewandter und gewissenloser Kuppler, der alles ausspioniert, Lüge und falsches Zeugnis, Diebstahl und Raub nicht scheut, die edlen Gefühle und Anwandlungen Fausts verspottet und verdrängt und diesen in seiner Leidenschaft zum Lügner und Mörder macht. Sehr schön schildert der Dichter die Antipathie Gretchens gegen Mephisto, der ihr wie ein Schelm vorkommt, spöttisch und halb ergrimmt, der „an nichts keinen Anteil" nimmt und dem es an der Stirne geschrieben steht, daß er keine Seele lieben mag. Wunderschön ist auch der Vorwurf Fausts vor dem Gang zum Kerker:

Hund, abscheuliches Untier! Wandle ihn, du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weile gefiel, vor mir herzutrotten . . . Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und an Verderben sich letzt? —

Indes auf die Frage Mephistos: „Wer wars, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder du?" — hat Faust keine Antwort, sondern blickt wild umher. Das große Problem über das Böse in der Welt ist angeregt, lichtvoll aufgezeigt, aber nicht gelöst. Am Schlusse flehen die drei Büßerinnen zur glorreichen Mutter:

Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Das scheint denn doch die Verantwortlichkeit und Schuld Fausts in liebevoller Teilnahme gewaltig zu verkleinern! — Daß der Teufel besonders die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen als Anknüpfungspunkt seiner bösen Pläne benützt, ist klar durchgeführt; was indes Mephisto im Gretchenroman thut, könnte auch ein recht verworfener Mensch vollbringen. Schuldbewußt fleht Gretchen die Mater dolorosa an und läßt die Dichtung der Vermutung Raum, daß deren Fürsprache sie vor dem vollen Verderben bewahrte. Wenn ihr im Dom der böse Geist Vorwürfe macht und die Sünde und Schande ausmalt, so braucht man nicht an Mephisto zu denken, sondern an einen andern bösen Geist. Ein solcher wird es auch sein, der sie zum Kindsmord treibt, da Mephisto nur einer von den vielen ist. Im Kerker hat Mephisto selbst keine Gewalt über sie, da sie sich dem Gerichte Gottes übergeben und fleht:

Dein bin ich, Vater! — Rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!

Während Mephisto den Faust an sich zieht und in die große Welt weiterzerrt, folgt diesem Gretchens teilnehmende Liebe und Sorge, und später, wie man am Ende des zweiten Teiles erfährt, ihre himmlische Fürbitte. Seltsamer Weise zieht der Protestant Goethe vom Katholizismus gerade das heran, was der Protestantismus am stärksten bekämpft, die Marienverehrung, die Gemeinschaft der Heiligen, das fürbittende Gebet. Gerade das macht er zum rettenden Anker für Faust, daß er im Sturm der Leidenschaften und im Getriebe der Welt nicht untergeht. Während er die Abhängigkeit vom Teufel als ein Schmieden an den Schandgesellen bezeichnet, führt ihn die Katastrophe sofort zu einem freiern und unabhängigern Verhältnis. In diesem Zusammenhang erscheint Mephisto am ehesten als Personifikation der Begierlichkeit, die der Dichter als zeitweise übermächtig darstellt.

Zwischen Gretchens erwachendem Schuldbewußtsein und ihrer Kerkerhaft schiebt der Dichter eine Episode ein, welche er Walpurgisnacht und Walpurgisnachtstraum heißt. Ein paar Tage nach der nächtlichen Scene vor Gretchens Thür treffen wir Mephisto und Faust im Harzgebirge und zwar am südlichen Aufgange des Brockens, seines höchsten Berges (etwa 3500 Fuß hoch), dessen kahler Felsengipfel Blocksberg heißt. In der Nacht auf den ersten Mai steigen sie den Berg hinan, um dem Reichstag und Tanzfest des Teufels und der Hexen beizuwohnen. Um Mitternacht kommen auf rasender Windsbraut Satan (Urian) die Hexen und dann auch die Hexenmeister. An ihren Reden und ihrem garstigen Treiben nehmen nun Mephisto und Faust Anteil.

Der Dichter setzte diese Scene später ein, um einen Zufluchtsort zu bekommen, wohin sich die Frevler nach der blutigen That zurückziehen, ebenso eine Handlung zu bieten, welche die Begebenheiten zwischen Gretchens Ohnmacht und ihrer Kerkerhaft, die er nicht weiter ausmalen will, in den Hintergrund drängt. Daneben steht noch ein tieferer Zweck, der als Kern für die Entwickelung der Tragödie gelten mag, nämlich der Teufel sucht durch abgeschmackte Zerstreuungen Faust von den schrecklichen Folgen seiner Leidenschaft abzulenken und durch rohe Lust das Gewissen zu betäuben. Daher sagt er auch:

Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was Besseres gibt? —

Wir haben hier ein Recept, wie es oft genug im Leben gebraucht wird. Faust ist auch geneigt darauf einzugehen:

Nur zu! Du magst mich führen,
Ich denke doch, das war recht klug gemacht,
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieselbst zu isolieren.

Der Tanz mit „der Schönen" und der Wechselgesang deutet auf rohe Sinnlichkeit. Indes tritt er plötzlich aus dem Tanz, da ihn unwillkürlich das Bild Gretchens und ihr trauriges Loos verfolgt. Dies drängt ihn auf der abschüssigen Bahn einzuhalten und bildet den Wendepunkt zu seiner Rettung.

Beachtenswert ist auch, wie der Dichter den Mephisto der Frühlingsnatur gegenüber charakterisiert. Faust merkt den Frühling in den Birken und Fichten und fühlt ihn in seinen Gliedern. Mephisto ist es winterlich im Leibe, er wünscht Schnee und Frost auf seiner Bahn; auch hierin ist er Feind des Werdens und des Lebens.

Auch sieht man aus der ganzen Scene die Vorliebe des Dichters für Spuk- und Teufelsgeschichten. Die Sagen, die sich an den Blocksberg, den er 1777—1784 dreimal bestiegen hatte, knüpften, verwertet er mit sichtlichem Behagen. Daß die Hexen auf einem Besenstiele, auf einer Gabel, auf einem Bocke geritten kommen, Baubo auf einem Mutterschwein, daß sie wie die Windsbraut durch die Luft rasen, die Sage von Lilith, — alles muß verwertet sein. In dieser Beziehung ist die Walpurgisnacht das Seitenstück zur Hexenküche. Hier zeigt sich im Großen, was dort im engen Raum geschieht. Viel deutlicher als in der Hexenküche verbindet er mit dem Spuk eine derbe Kritik über ephemeren Erscheinungen in Politik, Kunst und Wissenschaft. Das verknöcherte Festhalten am Hergebrachten ist ebenso verspottet, wie unruhiges Strebertum und unsicheres Umherflackern. Wie Dante die Personen, welche seinen Anschauungen nicht entsprachen, in die Hölle oder das Fegfeuer versetzt, so versetzt sie Goethe auf den Blocksberg und macht sie zu Blocksberg-Kandidaten. Doch nennt er nur wenige einzeln, er faßt ganze Gruppen zusammen. Dieser malitiösen Kritik dient das beim Hexenfest aufgeführte Theaterstück ausschließlich. Das Ganze hat keine Handlung, jede Person, bzw. Gruppe sagt oder singt ihr Verschen, während Fliegen und Mücken, Frösche und Grillen die Musikanten bilden. Mephisto mischt sich nicht zu weit in ihr Treiben; er ist Reaktionär im höchsten Grade, so daß er das Ende der Welt nahe glaubt. Und vom Theaterpersonal sagt er:

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

6. Mephisto beim Besuche der großen Welt; zunächst als Hofteufel.

Wie der erste Teil vier Stationen hat, die man als kleinere Reiseausflüge betrachten kann, so hat auch der zweite Teil vier große Reisestationen, nämlich den Aufenthalt am kaiserlichen Hof, die Fahrt nach Griechenland im Anschluß an eine kurze häusliche Rast, den Gewinn der Helena und das Leben mit ihr auf einem mittelalterlichen Schloß, dann die Teilnahme am Krieg samt der Belehnung. Der fünfte Akt beschäftigt sich mit den letzten Lebenstagen, dem Tode und der Himmelfahrt Fausts. Der ganze zweite Teil ist weniger eine Tragödie im engern Sinn, wo eine Hauptfigur in Konflikt kommt, die durch die Begebnisse gehemmt oder gefördert wird, und sich so der Knoten schürzt und löst. Es sind vielmehr Wanderungen mit allerlei zum Theil romantischen Episoden und Abenteuern. Über dem Streben, das Leben in breiten Zügen zu entrollen und an dem, was dem Dichter nicht gefällt, Kritik zu üben, tritt Faust und sein Schicksal mehrfach in den Hintergrund. Der Genuß ist auch nicht, wie ihn eine ergreifende Tragödie gewährt, der Reiz besteht vielmehr in der naturwahren Schilderung der menschlichen Dinge, in den sinnigen, oft in magisches Dunkel gehüllten Allegorien, in der geistreichen Kritik, im formgewandten Versbau. Demgemäß erscheint auch Mephisto in erweiterter Gestalt als Hofteufel, Wissenschafts- und Kunstteufel, als Schlachtenteufel, endlich nach Faustens Tod als gefoppter Seelenjäger. Im ganzen zweiten Teil ist das Verhältnis Fausts zu Mephisto viel freier und unabhängiger als im ersten Teil. Scenen wie beim Pakt und auf freiem Feld nach der Walpurgisnacht kommen nicht mehr vor.

Um das Wirken Mephisto's als Hofteufel zu verstehen, muß man das Bild, welches der Dichter über den Kaiser und sein Reich entwirft, zunächst ins Auge fassen. Mephisto sagt (im 4. Akt):

Jung ward ihm der Thron zu Teil,
Und ihm beliebt' es falsch zu schließen,
Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswert und schön,
Regieren und zugleich genießen . . . .
. . . . Er selbst genoß und wie?
Indes zerfiel das Reich in Anarchie.

Die Anfänge dieser Anarchie zeigen sich bereits im ersten Akt. Der Kanzler klagt, daß der Gerechtigkeitssinn gewichen sei, die Unschuld ohne Schutz bleibe und rohe Gewalt und Bestechlichkeit eingetreten sei. Der Heermeister klagt, daß im Heere die Disciplin mangle und

die Mietsoldaten nur der unbezahlte Sold festhalte. Der Schatzmeister klagt über leere Kassen; der Marschall desgleichen über Verschwendung und die steigenden Bedürfnisse des Hofes. Trotzdem will der Kaiser Schönbärte mummenschänzlich tragen und Heiteres nur genießen. Es ist ihm nicht angenehm, mit Regierungsgeschäften behelligt zu werden; die Nöten seines Reiches bekümmern ihn nicht sonderlich. Sonst ist er ein gutmütiger, offener Mensch, aber ohne Selbstständigkeit und Energie. Man sieht leicht, daß Goethe den Kaiser so gezeichnet hat im Gegensatz zu Faust, welcher beim Pakt ständiges Schaffen und Streben als Maxime aufgestellt und Selbstgenügen und Hängen an Bequemlichkeit und Genuß abgelehnt hat.

Mephisto ist nun weit entfernt, das richtige Recept, Interesse an den Staatsgeschäften, strenge Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung und Sparsamkeit vorzuschlagen. Statt dessen schafft er Vergnügen und falschen Reichtum und schmeichelt seinem Allmachtswahn! Vor allem weist er auf den Glanz hin, der den Kaiser und seinen Hof umgibt, und meint, wo solche Sterne scheinen, könne kein Unheil entstehen. Er spielt den Schalk und lügt sich vor, wie das murmelnde Volk richtig bemerkt. Eitler Prunk, eitler Wahn, Geld und Vergnügen — das ist die Weisheit des Mephisto, das ist der Hofteufel. Seine Behauptung, daß hier das Geld fehlt, ist freilich wahr, aber ganz oberflächlich; auf die Wurzel des Übels geht er nicht ein. Sein Vorschlag, es herbeizuschaffen, ist nach Hofnarrenmanier doppelsinnig. „Begabten Manns Natur- und Geisteskraft", soll es aus der Tiefe schaffen. Da es der Kanzler sofort im Sinne der gewöhnlichen Schatzgräberei faßt, entgegnet Mephisto durch das vielcitierte und vielzutreffende Diktum:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

In der That treffliche Worte, die man, in die zweite Person der Einzahl umgesetzt, in die Amtsstube jedes geistlosen Bureaukraten schreiben sollte. Auch in manchem Hörsaal wären sie nicht übel angebracht. Im Sinne zauberischer Schatzgräberei wird das Thema weiter variiert und, daß das Geld die Welt regiert, bläst Mephisto dem Astrologen ein.

Ja, wenn zu Sol sich Luna feingesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das übrige ist alles zu erlangen:
Paläste, Gärten, Brüstlein, rote Wangen.

Zwar will der Kaiser sogleich daran, Hake und Spaten nehmen und selber graben, allein da ihm Mephisto und der Astrolog raten, vorläufig noch das wilde Carneval zu feiern, ist er umgestimmt und zieht dies vor. Daß zum Glück Verdienst gehört, zum Throne die Tüchtigkeit, „fällt den Thoren niemals ein".

Den Mißbrauch des Geldes führt Mephisto auch in der Mummenschanz aus und zwar pantomimisch, indem er es in den Händen zu Teig knetet, um anzudeuten, daß man mit dem Geld die Menschen oft umgestalten und verwandeln kann, ja ungestraft Tugend und Sitte verletzt. Ein drolliger Einfall Mephistos ist es, durch die Ausgabe von Papiergeld der Not abzuhelfen. Während der Kaiser als großer Pan beim Maskenzug ist, also mitten im Festtaumel, wird die Unterschrift erlangt, ein Wink, wie an manchem Hofe die Unterschrift des Herrschers verlangt und gegeben wird. Von der Oberflächlichkeit und dem Leichtsinn, womit man das Papiergeld aufnimmt, macht nur der genesene Hofnarr eine Ausnahme; der erwirbt sich festen Grundbesitz. Indes preist der Kaiser die Erfinder des Papiergeldes als hohe Wohlthäter seines Reiches und macht sie zu Ministern, zu Collegen des Schatzmeisters. Weiter kann man den Spott nicht treiben, als Goethe hier thut.

Der Maskenzug ist allerdings ein Ganzes für sich, ein Fragment, wie es eben Goethe liebte, allein er ist in die innigste Beziehung zu der vorausgehenden Erörterung gebracht. Er beantwortet in der Bildersprache, wie der Geldmangel zu heben und die Schätze aus dem Boden zu bringen sind, was dabei fördert und hemmt, und welche Folgen der Mißbrauch hat. Daher kommen zuerst die Schätze des Pflanzenreiches in Knospe, Blätter, Blumen, Frucht und als Ähnlichkeit das fertige und werdende Leben in der Menschheit. Die Fischer und Vogelsteller führen die Schätze des Wassers und der Luft der Gesellschaft zu, die Holzhauer bieten die Schätze des Waldes. Neben der schätzefördernden Arbeit erscheint auch in den Volksschichten leichte Lebsucht und Verschwendung. Die Grazien, Parzen und Furien stellen geistige Mächte dar, welche das gesellige Leben teils fördern, teils hemmen. Die nette Gruppe mit dem Elephanten zeigt, wie Furcht und Hoffnung in den rechten Schranken, Klugheit und unermüdliche Thätigkeit, dem Einzelnen, der Familie, der organisierten Gesellschaft Kraft und Festigkeit verleihen. Der Knabe Lenker ist die Dichtkunst und die Flämmchen sind die dichterischen Ideen, die bei den meisten rasch vorübergehen und nur bei den Wenigsten zünden. Er steht im innigsten Bunde mit Plutus,

der im vollen Mondgesicht mit blühenden Wangen daherkommt. Als Reichtum entfesselt er seine Schätze, als Träger der Macht hält er mit glühendem Stabe die Leidenschaften in Schranken, er schafft und überwacht die gesetzliche Ordnung, die freilich von der Not mehrfach durchbrochen wird. Plutus nimmt mehrfach die Stellung ein, die füglich der Kaiser behaupten sollte. Dem Mißbrauch des Goldes durch den Hungermann folgt als letzte Gruppe der große Pan mit seinem Gefolge, die am schwersten zu deuten sind. Pan, ursprünglich arkadischer Wald- und Waidegott mit leichtfertiger Gesellschaft, wurde auch mehrfach als Symbol des Weltalls aufgefaßt. Im doppelten Sinn scheint ihn der Dichter zu nehmen. In seinem Gefolge sind Faunen, Satyre, Riesen, Nymphen und Gnomen, letztere das Bergvolk. Die Gruppe scheint das Treiben des Kaisers und seines Hofes zu sinnbilden, indem sie roh und unbesonnen auf den Wohlstand und die gesetzliche Ordnung einstürmen. Die Feuerquelle scheint das geistige Leben der Nation zu bedeuten; der Kaiser verliert den Bart, das Zeichen der Manneswürde, das heißt, seine Genußsucht und das Treiben seines Hofes raubt ihm die Achtung. Das Umsichgreifen der Flammen bedeutet das Feuer der Revolution, das seine Umgebung, nachdem sie ihn dem Volke und den Regierungsgeschäften entfremdet, veranlaßt hat. Daher sagt der Herold:

Sie sei verflucht, die ihn verführt,
In harzig Reis sich eingeschnürt,
Zu toben her mit Brüllgesang
Zu allerseitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirst du nie
Vernünftig, wie allmächtig wirken?

Indes beschwichtiget Plutus, das ist der im Lande gelegene Wohlstand und Ordnungssinn das Element und löscht den Brand. Der Dichter sagt uns nicht deutlich, ob Mephisto oder Faust beim Maskenzug und Papiergeld der Urheber gewesen und Mephisto stellt im 4. Akte beides als gemeinschaftliches Werk dar. Indes zieht sich durch den ganzen Maskenzug ein Dualismus zwischen den Personen und Gruppen, welche Faust, und denen, welche dem Mephisto angehören. Zu Mephisto gehören unter andern die Pulcinelle, Parasiten, der Trunkenbold, die Furien, Zoilotherſites, der Geiz und der größere Teil von der Pangesellschaft. Das Papiergeld ist vorherrschend Mephistos Erfindung, der in seinem Lobe die niederen Seiten hervorhebt, während Faust die ideale Unterlage an-

deutet. Faust bittet in der auf den Maskenzug folgenden Audienz gleichsam um Verzeihung wegen des Flammengaukelspiels. Dem Kaiser dämmert einen Augenblick dessen Bedeutung, indes seine verwöhnte Eitelkeit, die herkömmlichen Huldigungen ersticken die bessere Einsicht.

Sie huldigten, wie sie es stets gethan,
Von meinem Hof erkannt ich ein und andern,
Ich erschien ein Fürst von tausend Salamandern.

Mephisto bindet an seine Eitelkeit an, umschmeichelt ihn als den unbedingten Beherrscher des Feuers, des Wassers, des Meeresgrundes und versetzt ihn schließlich auf den Olymp. So verdrängt er die durch Faust in der Bildersprache gegebene Erklärung über seine gefährliche Lage, das Lob und die Auszeichnung trifft in erster Linie Mephisto, Faust nimmt daran nur Anteil, weil der Kaiser das Werk beiden Ankömmlingen zuschreibt und Mephisto als Diener Fausts erscheint.

Die ganze Darlegung ist, wie es scheint, neben Skizzen über den Wohlstand der menschlichen Gesellschaft und was ihn fördert und hemmt, eine derbe Satire auf das Treiben eines leichtsinnigen Hoflebens, eine derbe Satire auch auf den Größenwahn und Allmachtsdünkel jener Herrscher, die durch die gewohnten Huldigungen und Schmeichler verblendet werden. In vielen Stücken bietet der Dichter einen lehrreichen Fürstenspiegel. Es ist nebensächlich zu erforschen, woher er die Züge und Farben zu seinem trefflichen Bilde genommen hat. Vorherrschend scheint der französische Hof des vorigen Jahrhunderts als Vorbild gedient zu haben. Leider fehlt auch anderswo der genußsüchtige, in eitlen Wahn einschläfernde Hofteufel nicht und hat auf der Welt schon genug Schaden angerichtet. Möchten die trefflichen Lehren des Dichters verstanden und befolgt werden!

Die folgende Episode, wo Faust zur Unterhaltung des Kaisers Paris und Helena herbeischaffen soll, bietet für die Charakterisierung des Teufels wenig Neues. Die Gegensätzlichkeit zu Faust tritt scharf genug hervor. Während er im Hofgedränge sich an Spaß und Trug ergötzt, zitiert ihn Faust in eine finstere Galerie; die Gestalten herbeizuschaffen findet er unsinnig und leichtsinnig. Obwohl ihn das Heidenvolk, das in einer andern Hölle haust, nichts angeht, weiß er doch den Weg und hat den Schlüssel. Von den Müttern ist so geheimnisvoll gesprochen, hinterher nennt er die Erscheinung ein Geisterfratzenspiel und mahnt den Faust nicht aus der Rolle zu

fallen. Bis zur Ankunft der Erscheinungen macht er den medizinischen Teufel. Die Äußerungen des Hofpersonals über die Erschienenen sind sehr sinnig und bekunden die Neigungen der Herzen. Faust verliebt sich närrisch in die erschienene Helena. Mephisto nimmt denselben auf die Schultern und trägt ihn hinaus. Ob das dramatisierter Unsinn oder unfaßbarer Tiefsinn ist, mögen gelehrte Forscher ausmachen! — Faust und Mephisto wirken zusammen; der eine nimmts ernsthaft, der andere für ein Gaukelspiel. Der im Maskenzug so intelligente Faust ist, wo Liebschaft und Helena vorkommt, wieder ganz verrückt. Daß die Weisheit die Schätze aus der Tiefe schaffe, ist überhaupt die Losung im ersten Akte. Zur Helena muß man eben noch tiefer hinab, als zu den Schätzen. Der Schlüssel wird wohl die Weisheit, der forschende Geist sein, der wächst und blitzt. Dazu gehört das liebende Herz, das eben fehlt Mephisto. Nach seiner Praxis kommt zuerst statt der realen Schätze das Papiergeld und nun statt des Paris und der Helena ein dunstiges Trugbild.

7. Mephisto als Natur- und Kunstteufel.

Beim ersten Auftreten ergeht sich Mephisto in gewaltigen Sprüchen, wie er sich schon bemüht habe, der Welt mit Wellen, Stürmen, Schütteln und Brand beizukommen und wie viele von den Tieren und Menschen er schon begraben habe. Viel zahmer erscheint er im zweiten Teil; er tritt sogar produktiv auf, wenn er es auch nicht weit bringt. Namentlich benützt ihn der Dichter, um Ansichten über Natur und Kunst, die ihm nicht gefallen, zu bekämpfen und lächerlich zu machen.

Zu den köstlichsten Episoden gehört der Anfang des zweiten Aktes. Während Faust aufs Lager hingestreckt von der Helena-Beschwörung ausruht und solchen Phantasien nachhängt, tritt Mephisto als Liebhaber des Häßlichen und herzloser Kritiker naturgemäß in Aktion. Die Insekten, Cikaden und Käfer, welche er aus dem Pelzmantel schüttelt, begrüßen ihn im Chorgesang als ihr Väterchen. Die Idee, den Teufel als den Urheber gewisser niedriger und unreiner Tiergebilde zu betrachten, treffen wir ja häufig. Indes ist es dem Dichter weniger darum zu thun, als um seinen beißenden Spott spielen zu lassen. Die Insekten und Käfer sind ihm ein Sinnbild der häßlichen Mißgeburten, welche bisweilen die Köpfe der Stubengelehrten ausbrüten. Dieser Spott setzt sich fort, nachdem auf Mephistos gewaltige Anmeldung der Famulus schreckensbleich herbeiwankt, Mephisto als hochwürdigen Herrn anredet, zum Beten einladet und sodann nachdem er sich von seinem Schrecken

einigermaſſen erholt hat, über das ſeltſame Treiben Wagners Bericht erſtattet. Hier ſind deutlich die Beziehungen zum Anfang des erſten Teiles aufgefriſcht. Die Gedanken über die Verirrungen der Stubengelehrſamkeit und Bücherweisheit kehren in neuer Beleuchtung wieder. In den folgenden Epiſoden werden zwei ſolche Gelehrte, ein Metaphyſiker und ein Naturphiloſoph, mit beißendem Spotte übergoſſen.

Der Schüler, welcher von Mephiſto vor der Weltfahrt Winke über den Betrieb der Studien erhalten hat, iſt mittlerweile Baccalaureus geworden und kommt wieder zu dem frühern Ratgeber. Sein Auftreten und Reden bekundet, welche gewaltige Umwandlung etliche Semeſter in ihm hervorgebracht. Ehedem ſo höflich, ſchüchtern und unerfahren, iſt er nun keck und grob und voller Dünkel. Schon deklamiert er, während er den Gang herſtürmt, und er redet den in der Zelle ſitzenden Mephiſto alſo ſelbſtbewußt an:

Ich find' euch noch, wie ich euch ſah;
Ein andrer bin ich wieder da.

Während jeder in ſeiner Weiſe dieſen Gedanken weiter ausführt, verſteigt ſich der Baccalaureus zu der kühnen Behauptung:

Erfahrungsweſen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig!
Geſteht, was man von je gewußt,
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Da ihm Mephiſto ſcheinbar recht gibt und ſich thöricht und albern nennt, wird der andere immer anmaſſender und gröber und behauptet, wer über dreißig Jahre alt ſei, ſei ſchon ſo gut wie tot und es wäre am beſten, ihn zeitig totzuſchlagen. Im überfliegenden Idealismus macht er von ſeinem Denken und Wollen die Exiſtenz des Teufels, das Daſein der Welt, den Lauf der Sonne, die Pracht der Sterne und das Blühen auf Erden bedingt und abhängig. Zugleich bildet er ſich ein, daß vor ihm dicke Finſternis geweſen und er das Licht und die Denkfreiheit der Welt gebracht habe. Mephiſto will natürlich ſolche Illuſionen nicht ſtören und ſagt nur, nachdem der Baccalaureus abgegangen, daß die Vorwelt ſchon gedacht, was wir denken, und die Überhebungen dem gährenden Moſt gleichen. Offenbar ſpricht hier Mephiſto die ureigenſten Gedanken Goethes aus. Die Ausleger machen darauf aufmerkſam, daß die ganze Scene eine Parodie iſt auf den transzendentalen Idealismus der Fichte'ſchen Philoſophie, wie er ſich ſeit 1794 in Jena entwickelte[1]). Die komiſche Wirkung erzielt der Dichter dadurch, daß er das „Ich" des idealen Syſtems identiſch mit der Perſon des Philoſophen

[1]) Düntzer, Goethes Fauſt, 5. Aufl. II, 126.

nimmt. Er läßt dabei völlig außer acht, daß das „Ich" ungefähr das bezeichnen soll, was die Philosophie sonst das Absolute und die Theologie Gott nennt.

Auch im folgenden Homunkulus tritt Mephisto zunächst als Verspotter solcher Richtungen auf, die der Dichter bekämpft. Hier wird der Naturphilosoph Johann Jakob Wagner (1775—1811) in Würzburg genannt, der die Behauptung aufgestellt haben soll, es müsse der organischen Chemie noch gelingen, organische Körper darzustellen und Menschen durch Krystallisation zu bilden. Dessen Bemühungen sind mit köstlichem Spotte geschildert. Hiebei verbindet der Dichter den originellen Gedanken, durch das Dazukommen Mephistos und Fausts dem Gebilde Leben zu geben, und den Kleingesellen als Führer nach der klassischen Walpurgisnacht, wozu sich Mephisto als deutscher Teufel weniger eignete, zu benützen.

Die sog. klassische Walpurgisnacht ist offenbar der deutschen nachgebildet. In beiden verfolgt der Dichter den Zweck, Faust von seiner Liebeskrankheit zu zerstreuen; in beiden übt er in verdeckter, schwer zu enthüllender Form derbe Kritik an Zeiterscheinungen. Auf dem Blocksberg nimmt Faust eine zeitlang an dem tollen Treiben teil und kommt dann auf Gretchen zurück; am Peneios verläßt er den Mephisto sofort und ist all sein Sehnen nur der Helena zugewandt. Klassisch nennt Goethe diese Walpurgisnacht, weil er den klassischen Boden Thessaliens zum Schauplatz wählt und die Figuren keine deutschen Hexen und Teufel sind, sondern der klassischen Geschichte und Sage entnommen werden. Indes ist der ganze zweite Akt eine Walpurgisnacht und der Baccalaureus und Wagner sind echte Blocksberg-Kandidaten; nur konnte man nach Griechenland erst abfahren, nachdem der Kleingeselle fabriziert war. Mephisto, um den es sich hier zunächst handelt, spielt eine untergeordnete Rolle. Zuerst constatiert er, daß das Antike so viele Nuditäten habe und zu lebendig sei. Hier spricht er offenbar Einwürfe gegen das Antike aus, die der Dichter nicht teilt. Bei den Greifen und Sphinxen, welche der Dichter offenbar symbolisch gebraucht, gefällt es ihm nicht. Die Scene mit den Lamien ist sehr derb und schildert der Dichter das Weibliche in seiner Unnatur und Hinfälligkeit, das trotzdem die augenblickliche Wollust reizt. Indem er diese häßliche Gesellschaft verläßt, hält er die Dunstgebilde der Luft für neu entstandene Gebirge, bis ihn der Oreas aufklärt und sagt, daß das Gebilde des Wahns beim frühen Morgenlicht verschwindet. Hier vertritt er offenbar wieder eine Naturanschauung, die der

Dichter bekämpft und verspottet. Ein wunderlicher Einfall des Dichters ist es, daß eine von den Phorkyaden ihr Bildnis ihm überläßt und er nun darein schlüpft, wie man etwa in ein Kleid schlüpft. Diese Verwandlung mußte wohl dazu dienen, das Bindeglied zwischen dem zweiten Akte und der Helena-Phantasmagorie des dritten Aktes, welche Dichtung viel älter ist als die meisten Partien des zweiten Aktes, herzustellen. Hier trifft das Wort zu: Die Not macht erfinderisch.

Die Faustsage berichtet nämlich, der Teufel habe dem Faust im 23. Jahre des Bundes die Helena als Concubine zugeführt. Diesen Zug schraubt der Dichter zu einer Allegorie der Verbindung des Germanismus mit dem Helenismus empor, wobei Faust das Deutschtum repräsentirt und das abenteuerliche Frauenbild zum Symbol der griechischen Kunst und Wissenschaft erhoben wird. Um Helena nicht als Teufelsgespenst behandeln zu müssen, führt er sie als historische Person ein, wie sie nach dem trojanischen Kriege zu dem Palaste des Menelaus nach Sparta zurückkehrt und versetzt Faust auf eine Burg nach Griechenland. Während dieser im zweiten Akt, von Manto geführt, zu Persephoneien hinabsteigt, taucht er im dritten Akt ohne jede Vermittelung in Griechenland auf einer Burg auf. Ohne Übergang tritt dann wieder das gespenstische Element hervor. Wie so vieles hier befremdlich ist und der Gang der Erzählung, die Sprache und der Versbau sich nicht organisch in die Faustdichtung einfügen wollen, so steht es auch mit der Rolle des Mephisto. Wer es sich nicht im Voraus sagen ließ, ist jedenfalls sehr überrascht, wenn am Ende des dritten Aktes Phorkyas Maske und Schleier zurücklehnt und sich als Mephistopheles zeigt. Diese Commentierung des Stückes ist sehr notwendig. Allerdings vertritt Phorkyas im Stück den liebloſen nüchternen Verstand und wird so das treibende Element, wie es Mephisto vielfach ist, aber das Reden und Handeln der Schaffnerin ist doch sehr von dem sonstigen Gebahren des Mephisto verschieden. Hier sieht man am stärksten, wie der Teufel im Faust eine schwankende Gestalt, ein wahrer Proteus ist.

Der folgende vierte Akt, bei dessen Anfang eine lichte Wolke den Helenaschwärmer an die vorstehende Platte eines hohen, zackigen Gebirges bringt und ihn da absetzt, hat einen Anhang zu Goethes Naturanschauung. Mephisto kommt auf Siebenmeilenstiefeln daher und hat an dem gräßlich gähnenden Gestein kein Gefallen. Der Dichter nimmt sofort Anlaß, seinen Spott über den Vulkanismus, den er schon im zweiten Akt sattsam aus-

gedrückt hat, nochmal in derbster Form auszugießen. Der trivialen Legende soll die sonst von Goethe erwähnte Ansicht des Pater Athanasius Kircher zu Grunde liegen, wonach mitten in der Erde ein Feuermagazin liegt und daraus die Vulkane erklärt werden. Faust, der bisher vor lauter Gretchen und Helena für solche Probleme keinen Sinn hatte, spricht seine Ansicht sehr schön aus; aber es ist eine poetische Beschreibung und keine Erklärung. Der Dichter schließt seine spöttische Bemerkung, indem er die Vulkanisten auf gleiche Stufe mit den Teufeln setzt:

Es ist doch auch bemerkenswert zu achten,
Zu sehn, wie Teufel die Natur betrachten.

8. Mephistopheles als Erwerbs- und Besitzteufel.

Auf dem zackigen Gipfel eines Hochgebirges, wo die Frage über die Entstehung der Gebirge nochmal gestreift wurde, haben wir einen deutlich erkennbaren Abschnitt und Wendepunkt in der Dichtung, Faust tritt aus dem Wolkenmantel der Schwärmerei auf festen Boden, er geht vom Idealen zum Realen, von Unterhaltung und luftiger Schönheitsschwärmerei zum Herrschen und Besitzen über. Helena ist nach drei langen Akten endlich abgethan. Was Faust mit ihrem Kleid und Schleier angefangen, verschweigt der Dichter. Vermutlich hat sie Faust als Raritäten in einem Kasten seines Palastes aufbewahrt. Das Problem der Dichtung, die Wette, tritt wieder deutlich hervor. Mephisto zeigt vom Felsengipfel aus seinem Gefährten die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten und will ihn durch die Freuden und Genüsse der Weltbeherrscher ködern und betrügen. In lebensfrischer Schilderung zeigt er ihm das bunte Treiben einer Großstadt — man kann an Paris denken — und empfiehlt ihm, dort Freude, Ehre und Herrschaft zu gewinnen.

Und wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erschien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttausenden verehrt.

Faust lehnt es ab und bemerkt, man möge sich freuen, wie sich das Volk vermehrt und nährt und bildet und belehrt: man erziehe sich doch nur Rebellen. Dennoch fährt Mephisto weiter und schildert dem Faust ein Schloß mit herrlichen Gärten und Wasserwerk und bequemen Häuslein, für schöne Frauen bestimmt, wie sie Ludwig XIV. von Frankreich in der Ebene von Versailles gebaut. Mephisto sagt:

Dann baut ich, grandios, mir selbst bewußt,
Am lustigen Ort ein Schloß zur Lust . . .
Dann aber ließ ich allerschönsten Frauen

Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da grenzenlose Zeit
In allerliebst-geselliger Einsamkeit. —

Auch dies lehnt Faust kategorisch ab und bezeichnet es als schlecht und modern, Sardanapal. Da Faust sich nicht näher ausspricht, meint Mephisto, sein Streben sei der Erde völlig abgekehrt und nur dem Monde zugewandt. Jetzt betont Faust mit aller Entschiedenheit, daß der Erdkreis Raum zu großen Thaten biete und daß er Kraft zu kühnem Fleiß in sich fühle. Den Ruhm ablehnend bezeichnet er Herrschaft, Eigentum und Arbeit als sein Ziel und formuliert dies genauer dahin, daß er das herrische Meer vom flachen oft überschwemmten Ufer zurückdrängen und so ein Stück Land für ein emsiges Volke erringen wolle. Man hat es seltsam gefunden, daß der Dichter den unruhigen Faust schließlich zum Kolonisten macht; das ist es am Ende auch. Indes ist die Absicht leicht zu erkennen. Die Eindämmung des Meeres ist eben ein Werk von seltener Energie. Und das will er; Arbeit, Fleiß, Thatkraft und beständiges Ringen mit Gefahren will er auszeichnen und bequem in die Hände gespielten Reichtum und unthätigen Genuß, wie sie Mephisto bot und der Kaiser begehrte, für seinen Helden ablehnen.

Um nun das Lehen vom grenzenlosen Strande zu gewinnen, zerrt Mephisto seinen Gefährten in den eben ausgebrochenen Krieg. Neben der Absicht seinen Helden so darzustellen, daß er das Lehen selbst verdiene und nicht als unverdientes Geschenk erhalte, mögen manche Erwägungen vermocht haben, ihn in den Goethe so mißfälligen Krieg ziehen zu lassen. Faust von Kundling soll geprahlt haben, daß er dem kaiserlichen Heer in Italien durch Magie den Sieg verschafft habe; besonders schrieb man den Sieg Karl's V. bei Pavia einem Zauberer zu. Diesem Zug wollte er wohl Rechnung tragen. Dann setzt sich Faust zur Aufgabe, keinem Schmerz sich künftig zu verschließen und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem Innern selbst zu erfahren. Bei der geplanten allseitigen Darstellung des Menschenwesens konnte auch der Krieg, der in der Menschengeschichte eine so große Rolle spielt und in Goethe's Leben vielfach eingreift, nicht fehlen.

Gleich beim Beginn rückt Mephisto mit seinen lockern Grundsätzen heraus:

Krieg oder Frieden — klug ist das Bemühen,
Aus jedem Umstand seinen Vorteil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu;
Gelegenheit ist da; nun Fauste greife zu! —

Recht mephistophelisch ist die Parteinahme im Kriege. Über der Genußsucht des Kaisers zerfiel das Reich, so daß für Freiheit, Leben und Eigentum keine Sicherheit mehr bestand. Daher erhoben sich die Unterthanen, darunter die Tüchtigsten und wählten einen neuen Kaiser, damit er das Reich beseele, Sicherheit, Frieden und Gerechtigkeit schaffe. In dem zwischen dem Gegenkaiser und dem alten Herrscher entstandenen Kriege schlägt sich Mephisto mit Faust zum alten Kaiser; er ist konservativ. Das gehoffte Lehen soll den Ausschlag geben. Das wäre wohl auch zu erreichen gewesen, wenn die beiden dem Gegenkaiser zum Siege verholfen hätten.

Die drei Gewaltigen Raufebold, Habebald und Haltefest bezeichnet Mephisto als seine Bursche und er fügt bei, daß sie allegorische Lumpen sind. Rohe Raufluft und Gewaltthätigkeit, Beutegier und zähes Festhalten am Errungenen sind freilich im Kriege gewöhnlich übermächtig.

Beim Gang der Schlacht schildert der Dichter ausführlich wie neben den drei gewaltigen Burschen die geheimnisvollen Raben Mephisto zur Verfügung stehen, und wie er durch Zauberblendwerk für Augen und Ohren im entscheidenden Moment den Sieg herbeiführt. Was in diesen Schlachtengang etwa hineingeheimnißt wurde, mag hier auf sich beruhen. Wollte man diese Schlachtenbeschreibung verallgemeinern, so müßte man sagen, rohe Gewalt und teuflische Verblendung üben auf den Gang der Schlachten entscheidenden Einfluß. Für den Gott der Schlachten tritt der Teufel der Schlachten ein.

Bei der nun folgenden neuen Reichsordnung sind Mephisto und Faust zwar nicht persönlich anwesend, allein es geht doch ganz in Mephistos Geist, wie der schwache gutmütige Kaiser und seine Fürsten verhandeln. Wohl meint der Kaiser, daß ihn die Jahre des Augenblicks Bedeuten lehren, so legt er doch sofort der Verteilung der Hofämter lächerliche Wichtigkeit bei. Wohl fühlt er sich zu ernst, auf Festlichkeiten zu sinnen, doch läßt er sich sofort wieder darauf ein. Freigebig verteilt er die Länder und Rechte und es ist in bitterer Ironie gemeint, wenn er den Erzbischof als Schlußstein zum ewigen Bau bezeichnet und dieser sagt, durch Stärkung der Fürsten stärke der Kaiser seine Macht. Mit widerlicher Heuchelei ängstiget der Erzbischof den Kaiser durch den Fluch, den die Zauberei zur Folge habe, um ihn für seine Forderungen gefügig zu machen. Während Faust für seine Leistungen nur das Recht hat, mühsam dem Strande Land abzugewinnen, verlangt der Erzbischof — ohne Verdienst — von dem noch nicht gewonnenen

Land Zehenten, Zins, Gaben und Gefälle und will sich mühelos von fremdem Schweiß bereichern. Diese Habsucht und das faule Staatswesen macht der Dichter zum Hintergrund, auf dem sich das rastlose Streben seines Helden um so vorteilhafter abheben soll.

9. Mephistopheles als gefoppter Seelenjäger.

Zwischen dem vierten und fünften Akte ist wohl der längste Zwischenraum, den die Faustdichtung kennt. Der fünfte Akt behandelt zunächst Fausts letzte Lebenstage, Tod und Verklärung. Gelegentlich wird erzählt, wie Faust die Oberherrlichkeit über die Küste des Reiches erhalten und im Laufe langer Jahre den Ozean zurückgedrängt hat, wie er Kanäle für Handel und Verkehr gebaut und das Reich dem ausländischen Handel geöffnet hat. Sein schöner Palast steht auf dem gewonnenen Boden und ist von einem weiten Ziergarten umgeben, in den ein großer geradegeführter Kanal einmündet. Hier laufen seine zahlreichen Schiffe ein und aus und bringen die Schätze ferner Länder. Ringsherum wohnt auf freiem Grunde zahlreiches Volk, das in Faust seinen Oberherrn ehrt. So ist Faust mit Herrschaft und Besitz gesegnet, ein alter Mann, vielleicht an hundert Jahre alt, doch noch rastlos thätig mit stets neuen Plänen und Unternehmungen.

Was Mephisto mittlerweile getrieben und wie weit er bei Fausts Bodenkultur und Schifffahrt mitgeholfen, läßt Goethe, wie er es gerne thut, das Publikum teilweise erraten. Stärker als Philemon vermutet Baucis unrechte Dinge.

Wohl! ein Wunder ist's gewesen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu. —

Bald läßt ihn der Dichter den Mephisto als Anführer der Flotte mit den drei Gewaltigen erscheinen, wobei er cynisch Gewalt vor Recht proklamiert und die Piraterei als zum Seehandel gehörig bezeichnet. Man kann vermuten, daß er seit langem in dieser Stellung arbeitet.

Im Gegensatz zu Fausts unbefriedigtem Streben steht die liebliche Idylle von Philemon und Baucis. Es ist eine ehrwürdiges Greisenpaar und fromm auf Gott vertrauend, in gegenseitiger Liebe glücklich, frei von allen Leidenschaften, halb schon der Erde entrückt. Ihrer frommen Hütte wird die unersättliche Habgier verderblich. Trefflich ist geschildert, wie sehr die Seele des Menschen ins Schrankenlose strebt und wie wenig irdischer Besitz ihr genügt.

Mit Lust erfüllt Mephisto, dem Zerstörung das eigentliche Element ist, Fausts Wink und die brennende Hütte verzehrt die Leichname der Alten und ihres Gastes. Kaum ist, was zu Faustens Glück zu fehlen schien, beseitiget, da nahen vier graue Weiber: Mangel, Sorge, Not und Schuld. Merkwürdiger Weise läßt der Dichter auch die Schuld nicht hinein, nur die Sorge schleicht durchs Schlüsselloch und haucht Faustен an, sodaß er erblindet. Bald kommt Mephisto mit den Lemuren. Während diese das Grab machen, denkt Faust nur an seine Kolonie, an Kanäle und Gräben und fühlt sich im Bewußtsein, daß hier auf freiem Grunde ein freies Volk wohnen und daß die Spur von seinen Erdetagen nie untergehen werde, glücklich und entzückt. So sinkt er zurück. Der Zeiger fällt. Die Lemuren legen seinen Leib auf den Boden und dann ins Grab. Mit höhnischer Freude hatte dieses Mephisto herrichten lassen, ehe Faust verschied, und cynisch verkündet er den Tod. Kalt und düster ist es beim Sterben und am Grabe. Niemand betet, niemand trauert. Wir sehen niemand von den Vettern und Basen, wir sehen keinen Vertreter der glücklich gepriesenen Kolonisten, von Gott, dem Urquell und Endziel aller Wesen, ist keine Rede; statt des Dieners der Religion fungiert der Teufel, statt der Schutzengel schattenhafte Gespenster! — Und seine Seele oder, wie Goethe sagt, sein Unsterbliches? — Ja das ist eben das große Problem! —

Sonst, wenn jemand stirbt, empfiehlt man ihn etwa der Barmherzigkeit Gottes und enthält sich des Urteils über das jenseitige Schicksal der Seele. So hätte es auch Goethe machen können. Nach der gewöhnlichen Schablone konnte ein Kolonistenchor das bekannte Grablied singen:

Alles, was da lebt auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden! —

Das wollte Goethe begreiflicherweise nicht, es wäre doch gar zu prosaisch gewesen.

Eine andere Lösung bot die Faustsage. Dort tritt der Teufel vertragsmäßig in sein Recht, er holt sein Opfer, das in seine Schlingen geraten war. Er erhält den Lohne für die Genüsse, die er geboten, und die Dienste, die er geleistet hat. Gerade das ist das Treibende in der Sage, den entsetzlichen Frevel, daß Faust den Taufbund bricht und von Gott seinem Schöpfer abfällt, dagegen ein Glied des leidigen Teufels wird, in seiner ganzen Verwerflichkeit und Strafwürdigkeit darzustellen. Diese Darstellung hatte den ausgesprochenen theologischen Zweck, vor Hoffart, Fürwitz

und gottloser Zauberei zu warnen. Auch im Puppenspiel tragen keineswegs die Engel Fausts Unsterbliches in höhere Sphären, sondern die Teufel zerren ihn zur Hölle hinab.

Da die Dichtung Goethes einem ganz andern Zweck dienen will, enthält sie eine ganz andere Lösung und zwar eine solche, die im grellen Kontrast zu der verarbeiteten Faustsage steht. Die Engel nehmen dem Teufel die Beute gleichsam vor der Nase weg und fliegen himmelwärts, während dieser gefoppt abziehen muß. Dagegen wäre nicht viel einzuwenden, wenn der närrische Kerl, der in seiner Aufregung neben den Gütern der Erde auch Glaube, Hoffnung, Liebe und Geduld verflucht und ein ordentliches Sündenregister zusammengebracht hat, ernstlich Buße gethan hätte und zum Glauben, Hoffen und Lieben zurückgekehrt wäre. Darin ist es aber sehr precär bestellt. Nach der Gretchenkatastrophe sollen Elfen des Herzens grimmen Strauß besänftigen und des Vorwurfs bittere Pfeile entfernen. In dem Monolog beim Nahen der vier grauen Weiber: „Vier sah ich kommen, drei nur gehn", klingt es wie Reue, wie ein Pater peccavi; aber es ist doch nur eine flüchtige Anwandlung, mit der die folgende Rede: „Ich bin nur durch die Welt gerannt", nicht recht im Einklang steht. Diese Rede ist ein burschikoser Erguß, wohl früher gedichtet als die meisten benachbarten Teile, der einem geblendeten hundertjährigen Greis vor den Pforten der Ewigkeit übel ansteht. Ihm zufolge wäre von einer fortschreitenden Läuterung wenig zu verspüren und die ganze Fahrt mit ihren wunderlichen Episoden eigentlich pro nihilo gewesen; denn so deklamiert der mit Gott und sich zerfallene Professor vor sechs Dezennien ungefähr auch. — Es geht der Abschluß keineswegs naturgemäß aus der Dichtung hervor, sondern ist ihr angeklebt, ein Theatercoup, gemacht, freilich sehr kunstreich gemacht.

Allerdings hängt dieser Abschluß, wie die ganze Charakterisierung Fausts mit Goethes religiösen Anschauungen auf's engste zusammen. Der kirchliche Protestantismus mit seiner trockenen Moral befriedigte den frühreifen Knaben nicht und von Zweifeln geplagt, suchte schon der junge Goethe dem großen Gotte der Natur sich unmittelbar zu nähern. Dabei wechselte eine phantheistische Allschwärmerei, wie wir sie in Fausts Religionsgespräch mit Gretchen und sonst öfter finden, nicht selten ab mit einer skeptischen Apathie gegen alles Höhere. Am Ende von Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben sagt Goethe von sich ungefähr das Nämliche,

was Faust vor der Weltfahrt und am Ende seines Lebens deklamiert, es sei nämlich besser, den Gedanken von dem Ungeheuren und Unfaßlichen abzuwenden.

Über die christlichen Konfessionen, deren Geschichte und deren Geistliche urteilt er in der abfälligsten Weise. Noch in seinen spätern Jahren erklärte er sich als einen Protestanten in dem Sinn, daß er sich die Freiheit erhalte, sein reines Innere ohne Bezug auf eine bestimmte Religion religiös zu gestalten, das hieß ungefähr, von der hl. Schrift und dem christlichen Kultus soviel gelten zu lassen, als dem ästhetischen Egoismus behagte, dabei waren Buße, Selbstverläugnung und das Kreuz dem Dichter ebenso fremd, wie der Faustdichtung. Das vanitas vanitatum klingt mehrfach durch die Zeilen der Dichtung, wie durch das Leben des vom Erdenglück reichlich begünstigten Dichters. Freilich bleiben Leben und Dichtung vor dem negativen Ergebnis stehen, ohne zur positiven Folgerung: Fürchte Gott und halte seine Gebote, fortzuschreiten. Die läuternde Kraft, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, stammt nicht aus der Gnade Gottes, sondern aus Liebe, Kunst und Arbeit. Nach dem Vorgang Lessings wählte er die Faustsage keineswegs, um Hoffart, Fürwitz und gottlose Zauberei zu brandmarken, sondern vielmehr um den Zauberer als edlen Mann darzustellen. Selbst die Engel müssen erklären:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Dabei fällt freilich auf, wie den Engeln eine erlösende Kraft zugeschrieben wird und woher „die Liebe von oben" plötzlich kommt.

Mit großem Aufwand, schildert der Dichter die Bemühungen des Teufels, die ihm mit Blut verschriebene Seele zu gewinnen. Hiebei versetzt er sich scheinbar auf den Standpunkt des Volksglaubens. Was er in dieser Beziehung gehört, gelesen und in Bildwerken gesehen, trägt er zusammen; je derber, desto lieber. Obwohl Mephisto oben schon gesagt hat: „Es ist vollbracht, es ist vorbei"; sucht er jetzt die Seele doch noch im Leibe. Mittelst Beschwörung schafft er Helfershelfer herbei, um den Leib allseitig zu bewachen und die entweichende Seele zu fassen. Die Dickteufel mit dem kurzen geraden Horn müssen auf die „niedern Regionen" aufpassen, die Dürrteufel vom langen krummen Horn sollen die flatternde, flüchtige Seele in der Luft mit ihren Krallen fassen. Auch der Höllenrachen fehlt nicht auf der Bühne links, während von oben rechts die himmlische Heerschaar mit dem Kreuz herankommt.

Mephisto ärgert sich über ihren Gesang und das Kreuzzeichen und da die Teufel, mit glühenden Rosen bombardiert, zucken und sich ducken, schmäht er über ihre Feigheit und mahnt sie, nicht zu stark zu blasen. Trotz seiner Schmähung weichen sie bald, so daß er allein an der Stelle bleibt. Schmähend verliebt er sich noch in die Engel, die er appetitliche Racker nennt, wodurch der Dichter die siegreiche reine Liebe im Gegensatz zur Lüsternheit zeigt. Entsetzlich verbrannt und mit Beulen wie Hiob bedeckt, muß er zusehen, wie die Engel sich erheben und Faustens Unsterbliches entführen. Es bleibt ihm nur übrig, beschämt und gefoppt abzuziehen. Man sieht, daß es dem Dichter mit dem seelenfangenden Teufel nicht so ernst ist. Aus Bild und Schrift trägt er Züge zusammen, um etwa bildlich auszudrücken, daß die sinnliche Liebe vor der reinen geistigen Liebe weichen muß. Diese ist das stets gleiche Thema, welches verschieden bezeichnet wird, als die ewige und allmächtige Liebe, als Dauerstern, als das Ewig-Weibliche. Die Mater gloriosa ist nicht bloß ihre reinste und höchste Form, sondern deren Urquell und Mutter. In diesem Sinne ist sie Königin und Göttin genannt. Das Bild ist wohl der katholischen Marienverehrung entnommen, aber wesentlich umgestaltet. Das Streben der Anachoreten, die Gemeinschaft der Heiligen, die Himmelskönigin: alles ist ihm nur ein Gleichnis, sein Thema dramatisch zu gestalten. Dieser Liebe kommt nach Goethes Darstellung Faust am Ende seines Lebens nahe, darin liegt der Rechtstitel, daß der Teufel die Wette verliert und Faust zum Himmel fährt. Sonderbar ist, daß er seine Göttin einige Kilometer über den Montserrat hinaufversetzt mit der Weisung, daß man im Erdenleben nicht hinaufblinzeln soll. Was er vorhin als Thorheit bezeichnet hat, thut er selbst, um nur eine dramatische Form zu gewinnen. Sonderbar ist auch, daß „der Herr," der im Prolog so bestimmt eingreift, sich am Ende gar nicht mehr blicken läßt. Darin zeigt sich das Schwanken des Dichters. Um das christliche Gefühl zu befriedigen, hätte zwischen Fausts Kolonistenleben und seiner Himmelfahrt ein Akt über Fausts Buße und Bekehrung hineingehört; diesen zu dichten hat Goethe leider unterlassen. Sich bekehren im Sinne Goethes heißt, sich zu einem uneigennützigen Gedanken und Gefühl zu erschwingen.

Schluß.

Überblicken wir die ganze Ausführung, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Mephistopheles in Goethes Faustdichtung nur wenige Züge von dem Teufel hat, wie ihn die hl. Schrift und auf deren Grund die positive Theologie charakterisiert. Bei Goethe ist er vielmehr anthropomorphisiert und in die Rolle des Schalks gekleidet. Nur an einzelnen Stellen geht der Dichter tiefer; diese stehen aber nicht allweg in Harmonie mit der vorherrschenden Charakterisierung.

Viel näher steht Mephistopheles dem Teufel der Volkssage und des Volksglaubens. In der That hat der Dichter dessen Züge mit Vorliebe gesammelt; die herzlose, in den Dienst des Bösen gestellte Verstandesthätigkeit, der niedere, idealer Richtung entgegengesetzte Realismus, die gemeine Lüsternheit, das kecke Auftreten, die Verachtung des Religiös-Sittlichen, Blendwerk, Zauberkünste und Scheinwunder, die schließliche Düpierung — alles das kommt gelegentlich zur Geltung.

Doch darf man nicht verkennen, daß auch der Volksteufel wieder ins Goethesche übersetzt ist. Dies geht soweit, daß Mephisto mehr als einmal den Volksteufel und den Glauben an denselben verspottet. Über dem erweiterten Gesichtskreis des zweiten Teiles verflüchtiget sich sein Bild noch mehr als das Fausts. Mit gutem Geschick ist er in ein entartetes Hofleben hineingesetzt und durch ihn dessen schlaffe Genußsucht, dessen oberflächliches Scheinleben, dessen von Schmeichelei genährter Wahn aufgezeigt. Wo der Dichter in verschiedener Richtung das Narrenschiff der Zeit vorführt, ist Mephisto teils als Spötter teils als Vertreter der gegeißelten Ansichten eingeführt. In Phorkyas haben wir eine Art von Besessenheit. Recht verstanden prediget er oft köstliche Wahrheiten und leuchtet mit heller Fackel hinein in die Nachtseiten des Lebens.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
JUL 17 1988
27 22 98